

Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte

Herausgegeben von Karl Lamprecht

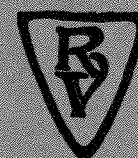
Einundzwanzigstes Heft

Die
Anfänge der Schrift

Von

Th. W. Danzel

Mit 40 Bildertafeln



Leipzig 1912
R. Voigtländer's Verlag

Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte

Herausgegeben von Professor Dr. Karl Lamprecht

R. Voigtländer's Verlag in Leipzig

- Heft 1: **Goethe als Geschichtsphilosoph** und die geschichtsphilosophische Bewegung seiner Zeit. Von E. Menke-Glückert. Mit einer Einführung zu den Beiträgen von Karl Lamprecht. 1907. V, 146 S. M. 5.40
- Heft 2: **Die Entwicklung des ältesten japanischen Seelenlebens** nach seinen literarischen Ausdrucksformen. (Psychologisch-historische Untersuchung der Quellen.) Von Justus Leo. 1907. VII, 106 S. M. 3.60
- Heft 3: **Studien zur frühromantischen Politik und Geschichtsauffassung.** Von Albert Poetzsch. 1907. VIII, 113 S. M. 3.60
- Heft 4: **Die Entwicklung der altchinesischen Ornamentik.** Von Werner von Hoerschelmann. 1907. III, 48 S. mit 32 Tafeln. M. 5.40
- Heft 5: **Wahlamt und Vorwahl in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika.** Ein Beitrag zur Verfassungsgeschichte der Union, insbesondere zur Geschichte der jüngsten Verfassungsreformen. Von Ernst C. Meyer. 1908. XXX, 210 S. mit Bildnis von Robert Marion la Folette und einer Wahlzetteltafel. M. 6.—
- Heft 6: **Zwei Beiträge zur Verfassungsgeschichte der Vereinigten Staaten.** (Die Foederal-Konvention vom Jahre 1787. — Foederal-Supervision over the Territories of the United States.) Von Charles Meyerholz. 1908. VIII, 246 S. M. 8.—
- Heft 7: **Heinrich Leo.** Teil I. Sein Leben und die Entwicklung seiner religiösen, politischen und historischen Anschauungen bis zur Höhe seines Mannesalters (1799—1844). Von Paul Krägelin. 1908. VIII, 196 S. M. 6.20

Fortsetzung auf der dritten Umschlagseite.

Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte

herausgegeben von
Karl Lamprecht

Einundzwanzigstes Heft

Die Anfänge der Schrift

Von Th. W. Danzel

Leipzig 1912

R. Voigtländer's Verlag

Die
Anfänge der Schrift

Von

Th. W. Danzel

Mit 40 Bildertafeln



Leipzig 1912
R. Voigtländer's Verlag

[As]

Handwritten mark or signature at the top of the left page.

Alle Rechte vorbehalten.



IV 1855

Dem Andenken meines lieben Vaters

Altenburg
Pierersche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.



Vorwort.



Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit den Anfängen der Schrift, behandelt aber auch die Fragen nach dem Ursprung und der Entwicklung. Es ist dabei im Gegensatz zu früheren Arbeiten auf die völkerpsychologischen Erwägungen besondere Sorgfalt verwandt worden. Das führte dazu, daß dem Religiösen (dessen Bedeutung für die primitive Kultur besonders französische Autoren, u. a. Lévy-Bruhl, erkannten) auch für das Schriftproblem die gebührende Rolle zugewiesen wurde.

Für das erste Kapitel wurde wesentliches Material beigebracht; für das zweite und dritte Kapitel wurde Vollständigkeit des Materiales angestrebt und wohl erreicht. Die Schwierigkeit, die Quellen zur rechten Zeit zu erhalten, ist der Übersichtlichkeit der Darstellung mitunter nachteilig gewesen. Um dem abzuhelpen, wurden die leitenden Sätze durch kursiven Druck hervorgehoben. Von Literaturangaben wurden nur die wichtigsten gebracht. Die Abbildungen sind nach guten Vorlagen vom Verfasser gezeichnet worden.

Als Anhang wurde eine Abhandlung über Schriftentlehnung beigegeben, die sicher für den, der sich mit dem Schriftproblem befaßt, von Interesse sein wird.

Meinen hochverehrten Lehrern, den Professoren Lamprecht, Meinhof, Seler, Vierkandt und Weule, sei für ihr freundliches Interesse herzlicher Dank gesagt.

Hamburg, im April 1912.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Einleitung und Grundlegung	1
Erstes Kapitel. Die Vorläufer der Schrift.	
A. Die spielmäßigen Zeichnungen	11
B. Die Ortszeichen	27
C. Die Eigentumszeichen	34
D. Die Abzeichen	41
E. Die Zählzeichen	45
F. Die Gegenstandsschriften	58
G. Die magischen Symbole	66
Zweites Kapitel. Die Ideographien.	
Einleitung	91
A. Fragliche Bilderschriften	96
1. Simbabwe	96
2. Benin	96
3. Palau	97
4. Prähistorische	98
5. Peru	99
B. Die Schrift der Osterinsel	101
C. Die Schriften der Orangstämme Malakkas	104
D. Die Schrift Dahomés	109
E. Afrikanische Kalebassenschriften	110
F. Die Minahasa-Bilderschrift	120
G. Die Gaunerzinken	123
H. Die sibirischen Bilderschriften	130
I. Die nordamerikanischen Bilderschriften	134
Drittes Kapitel. Die Lautschriften.	
Einleitung	150
A. Die Schrift der Mexikaner und Maya	152
B. Die Schrift der Chinesen	162
C. Die Schrift der Babylonier	172
D. Die Schrift der Ägypter	178
E. Die Schrift der Hettiter	183
F. Die Schrift der Altkreter	185
Schluß: Zusammenfassung der Ergebnisse	188

Anhang.		Seite
Schriftentlehnung		191
A. Bilderschriften schriftbesitzender Völker		192
B. Anfängliche Verwendung rezipierter Schriftsysteme		198
C. Die erfundenen Schriftsysteme		200
a) Die Veischrift		201
b) Die Banumschrift		203
c) Die Schrift der Cherokee		206
d) Das Ogham		207
e) Die persische Keilschrift		208
f) Gelegenheitsbilderschriften		209
g) Die Pasigraphien		212
Nachtrag		219
Bildertafeln.		



Körper und Stimme leiht die Schrift
dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom
trägt ihn das redende Blatt.
(Schiller.)

Einleitung und Grundlegung.



Je höher die menschliche Kultur emporsteigt, um so mehr wird sie abhängig von den Arbeitsergebnissen vorhergehender Generationen, um so mehr bedarf sie eines Mittels, das die Erfahrungen früherer Geschlechter bewahrt und dadurch deren spätere Anwendung möglich macht. Ein solches Mittel ist die Schrift. Ihr Gebrauch beruht auf der Fähigkeit des Menschen, für die Dinge ein Zeichen zu setzen. Schon in Ton und Geste, in Sprache und Gebärdensprache hat der Mensch die Verwendung des Symbols erlernt. Aber die Wirkung des Symbols steigert sich in der Schrift in hohem Maße dadurch, daß es bleibend wird und so das Denken von dem augenblicklichen sinnlichen Eindruck befreit, an dem es sonst haften bliebe. Das Denken kann nun die sonst zerfließenden Vorstellungen in Muße sondern, zergliedern und auf Grund dieser Sonderung und Gliederung sich ins Allgemeine erheben.

Als konservierendes Mittel geistiger Inhalte wird die Schrift sozial von besonderer Bedeutung als ein wichtiges Organ, das die Fortsetzung des über das individuelle Leben ausgreifenden Gemeinschaftslebens gewährleistet.

Sie vermittelt den Verkehr zwischen räumlich Getrennten, sie knüpft ein Band zwischen längst vergangenen, gegenwärtigen und zukünftigen Geschlechtern. Unübertrefflich

charakterisiert Fritz Mauthner diese Funktion¹: »Man stelle sich einmal vor, es würden in allen Kulturländern plötzlich alle Schriften und Bücher für immer vernichtet, dazu auch der Gebrauch der Schrift; der Gebrauch der mündlichen Sprache aber bliebe erhalten ... ein Räderwerk nach dem anderen aus dem Uhrwerk unserer Kultur würde stehen bleiben, und am Ende wäre unsere Zivilisation eine Ruine wie die Kunstuhr an alten Münstern, die man nicht mehr in Gang bringen kann, weil der Schlüssel fehlt.«

Wohl findet schon in schriftloser Zeit eine Überlieferung statt, die wie bei den Genealogien polynesischer Völker oder den griechischen oder altgermanischen Heldengesängen einen beträchtlichen Umfang erreichen kann und an die Kraft des Gedächtnisses erstaunliche Anforderungen stellt. Aber ihr Inhalt wird immer bald langsamer, bald schneller verändernden Einflüssen unterworfen sein. Im Verlaufe fortschreitender Entwicklung werden viele alte Bestandteile fortgespült, viele neue angeschwemmt werden.

Sogar bis in das Tierreich lassen sich die keimhaften Anfänge einer kurzfristigen Tradition nachweisen.

Von Jägern häufig beunruhigt, verändern Jagdtiere (z. B. Elefanten) ihr Verhalten, sie werden scheu und vorsichtig, und diese Scheuheit überträgt sich von den alten auf die jungen Tiere, noch ehe diese die betreffenden Erfahrungen machen konnten.

Ähnliche Erscheinungen berichtet Karl Groos² von Singvögeln. Singvögel, die von den Genossen gleicher Art früh getrennt wurden, erlernten den Gesang ihrer Art nur sehr unvollkommen, und man wird demgemäß sagen können, daß der Gesang und andere Fertigkeiten der Vögel zwar instinktiv sind, aber ohne Mitwirkung der Nachahmung, d. h. Überlieferung, nicht so rasch und gut ausgebildet werden.

Junge Vögel, die von einer anderen Art aufgezogen wurden, können sogar deren Gesang annehmen und ihn auf ihre Jungen übertragen.

¹ »Kritik der Sprache«, Bd. II, S. 549 u. 600 (1901).

² Karl Groos: »Die Spiele der Tiere.« (Jena 1896.) S. 160, 180, 275.

Die Wichtigkeit der Schrift hat der Mensch von Anbeginn herausgeföhlt; man hielt sie für das Werk übermenschlich begabter Wesen, von Kulturheroen oder Göttern — so bei Ägyptern und Mexikanern. Dieser Glaube hat noch lange fortgewirkt. Noch am Ausgange des 18. Jahrhunderts wird von Gelehrten die auf Bibeltexten fußende Annahme, daß Moses von Gott selbst die Kunst des Schreibens erlernt habe, eingehend erwogen¹.

An die Stelle des göttlichen Ursprungs trat dann später die spontane Schöpfung einzelner befähigter Individuen. Erst allmählich gelangte man dazu, auch hier ein organisches Werden und Wachsen anzunehmen, auch diesen Fortschritt als die Summe zahlreicher Antriebe aufzufassen, deren Anhäufung erst die Entstehung der Leistung bedingte².

Für den Vorfahren der Schrift hielt man nun das gezeichnete Bild, ohne sich indessen genauer Rechenschaft darüber zu geben, welche Motive denn die Menschen veranlaßt haben könnten, das Bild als Mittel zur Fixierung der Vorstellung zweckvoll anzuwenden. Es schien selbstverständlich, daß hier von Anfang an im wesentlichen dieselben rationalen Bedürfnisse maßgebend gewesen wären wie bei uns: das Bedürfnis nach Mitteilung an Abwesende und das Bedürfnis nach einer Gedächtnisstütze³.

¹ Vgl. z. B. Thomas Astle: »The Origin and Progress of Writing«. London 1803.

² Vierkandt: »Stetigkeit im Kulturwandel.« 1908.

³ Von allgemeinen Werken seien genannt:

I. »Über die Entstehung der Schrift« von Lazarus Geiger. Zeitschrift d. morgenl. Gesellsch. Lpzg. 1869.

II. »Über den Ursprung der Schrift« von Brugsch. Sammlg. gemeinverst. Vorträge (von Virchow und v. Holtzendorff), III. Serie (Berlin 1868/69).

III. »Geschichte der Schrift.« Wuttke. Lpzg. 1872.

IV. »De Rosny: Écritures figuratives.« Paris 1870.

V. »The Alphabet.« Taylor. London 1883. (2 Bde.)

VI. »Über Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau« W. v. Humboldt. 1824.

VII. »Über den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache.« W. v. Humboldt. Akad. Abh. Berlin 1824.

VIII. »Die Entwicklung der Schrift.« Steinthal. Berlin 1852.

Die folgenden Untersuchungen sollen diese Lücke ausfüllen und werden zeigen, indem im Gegensatz zu früheren Arbeiten besonders die primitiven Völker auch der schriftlosen Zeit herangezogen werden, daß wohl die Bilderschrift aus der darstellenden Kunst als eine besondere Anwendung hervorgeht, daß aber das Zeichnen erst auf dem Umwege über das magisch-religiöse Zeichnen sich durch einen Zweckwandel zu einem Aufzeichnungs- und Mitteilungsmittel entwickelt.

Die Wurzeln, aus denen die Schrift oder ihr Vorfahre, das Bild letzten Endes erwächst, sind dieselben wie die der Sprache und der Gebärdensprache: die Ausdrucksbewegungen,¹ also sinnlich wahrnehmbare triebhafte Äußerungen von inneren Zuständen, Vorstellungen und Gefühlen. Während aber bei Sprache und Gebärdensprache die sichtbaren und hörbaren Zeichen körperliche Bewegungen des Individuums sind, sind die *ursprünglichen zeichnerischen Äußerungen aufzufassen als die außerkörperliche Spur spielerischer Betätigungen oder ungewollter, zum Teil unbewußter motorischer Entladungen von Gefühlsspannungen, die bei zufälligem Vorhandensein eines geeigneten (d. h. technisch geläufigen) Materials fixiert wurden.*

Insofern also die primitive (noch nicht darstellend-nachbildende) Zeichnung die Projektion, der Niederschlag der Gebärde ist, besteht zwischen beiden eine enge Verwandtschaft. Er legt uns die Frage nahe, wieweit sich Gebärde und bildliche Darstellung, was ihren Entwicklungsgang und ihre Formarten anbetrifft, überhaupt vergleichend gegenüberstellen lassen.

IX. »Über den Ursprung der Schrift.« Ludwig Schacht. Programm der Elberfelder Realschule. Elberfeld 1867.

X. Faulmann: »Illustr. Gesch. d. Schrift.« Wien 1880.

XI. M. Philippe Berger: »Histoire de l'écriture dans l'antiquité.« Paris 1891.

XII. W. Hoffmann: »The beginnings of writing.« New York 1896.

XIII. R. Stuebe: »Grundlinien zu einer Entwicklungsgesch. der Schrift.« München 1906.

¹ Wundt: »Völkerpsychologie«, Bd. I, Teil 1, S. 38 ff. (1904.)

Die Antwort darauf macht es notwendig, eine kurze Charakteristik des pantomimischen Ausdrucks voranzuschicken¹.

Die Gebärde entwickelt drei, natürlich nicht streng voneinander geschiedene Formen: die hinweisende, die nachahmende und die symbolische.

Die hinweisende Gebärde, auffaßbar als bis zur Andeutung abgeschwächte Greifbewegung, mag als die primitivste angesehen werden². Später tritt als zweite Form die nachahmende hinzu. Beide Arten kommen schon bei Tieren vor.

Affen z. B. ahmen die Ausdrucksbewegungen anderer Individuen nach, da sie durch den Anblick dieser miterregt wurden, d. h. da Gemütsbewegungen hervorgerufen wurden, »deren Symptome die nachgeahmten Bewegungen eben selbst« sind.

Eine höhere Abart dieser (eine Handlung gleicher Individuen) nachahmenden pantomimischen Bewegungsform ist die nachbildende oder darstellende, die den vorgestellten Gegenstand im Umriß oder plastisch nachbildet; sie geht wieder über in die mitbezeichnende, deren charakteristische Eigenschaft darin besteht, daß sie nur einen Teil, ein Merkmal des vorgestellten Gegenstandes pantomimisch wiedergibt.

Wenn sich konventionalisierende Tendenzen in stärkerer Weise geltend machen, entsteht die symbolische Gebärde. Bei ihr stimmen vorgestellter Gegenstand und die ihn bezeichnende Gebärde in keinem Merkmal mehr überein; sie ist wie das Wort der Gegenstandsvorstellung nicht mehr adäquat, auf sie

¹ Zur Gebärdensprache vgl.:

I. Wundt: »Völkerpsychologie«, Bd. I, Teil 1, S. 128 ff. (1904.)

II. 1. Annual Report of the Bur. of Ethn. Smithson. Inst., p. 269—552. 1879/80.

III. Howitt: »The native Tribes of South Australia«, p. 723 ff.

IV. W. E. Roth: »North Queensland Ethnography«, Records of the Australian Museum (1899—1909.)

V. K. v. Amira: »Die Handgebärden in den Bilderhandschriften des Sachsen spiegels«. München 1905. Abh. d. k. bayer. Ak. d. Wiss. I. Kl. Bd. 23.

² Nach F. Krueger ist speziell die abwehrende Gebärde, also die zur Andeutung abgeschwächte Verteidigungsbewegung die ursprüngliche Form. Schon bei Tieren beobachtet man ausgesprochene Abwehrgebärden (u. a. Zähnefleetschen).

ist vielmehr die betreffende Bedeutung erst übertragen, sie ist stellvertretend geworden dadurch, daß Assoziationszwischenglieder im Bewußtsein verblaßten und durch häufigen Gebrauch sich die assoziativen Beziehungen zwischen symbolischer Gebärde und Gegenstand befestigten.

Die Ursache aller dieser pantomimischen Ausdrucksformen ist die Wechselwirkung der Individuen, von der wir die ursprüngliche Form der Nachahmung und die spätere der Mitteilung unterscheiden können.

Bei der Nachahmung sieht A die Bewegung von B und dieser Anblick erzeugt in ihm (B) dieselben Gefühle und folglich dieselben Handlungen.

Bei der Mitteilung sieht A die Wirkung, die er auf B durch seine Bewegungen ausübte; dadurch ändern sich seine Gefühle, und er wirkt in veränderter Weise auf B zurück. Schließlich, wenn sich dieser Vorgang häufig wiederholt, wird die Rückwirkung dieser Mitteilung selbst zum Motiv der Bewegung. Mit anderen Worten: aus der absichtslosen Vorstellungsäußerung geht im Wechselverkehr die triebartige Mitteilung, aus dieser aber, indem der sich Äußernde die Erfolge seiner Bewegungen auf andere auf sich wirken läßt, der Wunsch, einen bestimmten Einfluß auszuüben, also eine willkürliche Mitteilung hervor.

Es liegt nun nahe, anzunehmen, daß diese Entwicklung sich bei der Ausbildung der Zeichnung zur Bilderschrift im wesentlichen in gleicher Weise wiederholt habe, daß auch die Bilderschrift ein direktes Produkt der Wechselwirkung sei. Wir hätten dann entsprechend der hinweisenden Gebärde das ortsmarkierende Zeichen (Wegweiser, Erdhaufen an Vorratsverstecken usw.); entsprechend der nachbildenden und mitbezeichnenden das gezeichnete Bild; entsprechend der symbolischen endlich ein körperhaftes oder gezeichnetes Symbol.

Eine solche Parallelentwicklung findet aber, wie das Material der Völkerkunde lehrt, nicht statt. *Das Bild, selbst ein Objekt wie der gemeinte Gegenstand, wird eben gerade wegen seiner Körperlichkeit, Gegenständlichkeit, in der Vorstellung des Primitiven von Beziehungen beherrscht, von Empfindungen über-*

wuchert, die eine rationale Anwendungsweise (etwa zur Mitteilung), wie wir sie bei der flüchtigen Gebärde und dem Worte schon verhältnismäßig früh ausgebildet sehen, stark verzögert.

Um diese Behauptung begründen zu können, ist es notwendig, auf zwei Charakteristika¹ primitiver Geisteszustände hinzuweisen.

Als erstes verdient besonders Erwähnung die bedeutende Rolle, die Erinnerungsvorstellungen spielen.

Bei uns werden die geistigen Inhalte gleichsam kondensiert übermittelt in einer Anzahl sich über- und unterordnender Begriffe. Anders beim Primitiven. Bei ihm besteht der geistige Inhalt in einer häufig immensen Anzahl von Vorstellungen komplexer, kollektiver, stets unzergliederter Natur. Das Gedächtnis bewahrt alles unverarbeitet mit großer Treue bis auf die kleinsten Einzelheiten, die feinsten Details und Nebensächlichkeiten. *Wird die Erinnerung (z. B. durch eine bildliche Darstellung) geweckt, so geschieht die Reproduktion mit photographischer Genauigkeit in einer Anordnung, die bestimmt ist von der zufälligen Reihenfolge und Verknüpfung der Vorstellungen bei ihrem ersten Auftreten.*

Welch grundlegender Unterschied von unserem Geistesleben! Die konstante Anwendung des logischen Denkens unsererseits, der natürliche Gebrauch der Sprache, welche auf diesem Denken beruht, befähigt uns im besonderen, diejenigen Vorstellungen festzuhalten und in willkürlicher Auswahl im geeigneten Augenblick zu reproduzieren, die von einem logisch objektiven Gesichtspunkt eine hervorragende Wichtigkeit haben. Der Primitive dagegen übt gegenüber den auftauchenden, emporquellenden Vorstellungen noch keine Selbstzucht, er ist einer Auslese bestimmter Vorstellungen aus einem Komplex und deren Verselbständigung noch nicht fähig, sondern läßt sich von dem Strom unwillkürlich reproduzierter Vorstellungen fortreißen. Eine für unser Problem außerordentlich bedeutungs-

¹ Vgl. I. Lévy-Bruhl: »Les fonctions mentales dans les sociétés inférieures«, p. 28, 116. (Paris 1910.)

II. Vierkandt: »Kulturvölker und Naturvölker.« Lpzg. 1896. S. 252—253.

volle Eigenschaft, denn in ihr liegt der Grund für die andersartige Entwicklung von Gebärdensprache und Bilderschrift.

Ein zweites Charakteristikum ist die Intensität der Anteilnahme an dem vorgestellten Gegenstände.

Unsere Vorstellungen umfassen gleichsam eine Zweiheit innerhalb einer Einheit. Subjekt und Objekt sind in gewissem Sinne voneinander unterschieden, getrennt. Das verhält sich anders beim Primitiven. Sein Geist stellt sich nicht nur das Objekt vor; Vorstellung und Objekt verschmelzen vielmehr miteinander zu unauflösbarer Einheit¹. Der Gegenstand wird nicht gedacht, sondern erlebt, ja diese Anteilnahme ist so real durchlebt, daß man eigentlich überhaupt noch nicht von Gedanken und Vorstellungen im gewöhnlichen Sinne sprechen kann, denn die Vorstellungen sind untrennbar verknüpft mit Handlungen, Bewegungen (vgl. Zauberriten, Zeremonien), die diese Anteilnahme an dem Gegenstand, diese Einbeziehung des Objektes verwirklichen, zur Tat machen.

Diese intensive Anteilnahme, diese Einbeziehung ist nun weiter die Ursache, daß mit den Vorstellungen als integrierende Bestandteile andere von Furcht, von Hoffnung, von dem Glauben an eine besondere Wirksamkeit des Objektes auftreten.

Denn es werden, indem der Primitive das Objekt geistig erfaßt und von diesem gleichsam erfaßt wird, also eine emotionale Verschmelzung von großer Innigkeit auftritt, in diesen umfassenden Vorstellungskomplex auch unvermeidlich andere subjektive Gefühle einfließen. Äußerliche, zufällige Beziehungen und Zusammenhänge der Dinge, durch den Augenblick gegebene Bewertungen werden durch den Geist noch nicht als solche als nur im Subjekt bestehend erkannt².

Eine andere magische Welt umschließt den Menschen niederer Kulturstufe.

¹ Vgl. auch Karl Lamprecht: »Dtsch. Gesch.« (1906.) Bd. I, S. 202.

² Eine solche magische Auffassungsweise setzt natürlich nicht unbedingt die Seelenidee voraus. Vgl. Vierkandt's klassischen Aufsatz: »Anfänge der Religion.« Globus Bd. 92.

Kein Objekt, kein Phänomen (und handle es sich um die einfachsten, banalsten) ist der mystischen Anschauungsweise entzogen, gemäß der der Primitive Wirkungsmöglichkeiten und Zusammenhänge der Dinge annimmt, die uns befremdend erscheinen. Ja, anstatt nun darauf auszugehen, zu beseitigen, was die Objektivität der Wahrnehmung durch Hineinwuchern subjektiver Vorstellungen entstellt, vermindert, wird der Primitive gerade sein Augenmerk richten auf magische Wirkungsmöglichkeiten und Beziehungen, die für ihn vollkommen der Wirklichkeit entsprechen.

Wir finden demgemäß eine Unzahl von Bräuchen und Gewohnheiten, die, dem Wunsche nach magischer Wirksamkeit entsprungen, uns sinnlos erscheinen. Ja, noch später, wenn magische Kausalerklärungen zurücktreten zugunsten rationaler, werden, das ist eine augenfällige Eigentümlichkeit, *magische Gebräuche und Gegenstände gegenüber profanen noch lange Zeit eines ganz besonderen Interesses, einer ganz besonders sorgfältigen Ausführung und Anwendung sicher sein.*

Der Entwicklungsgang der Schrift weist deutlich die Spuren dieser Eigentümlichkeit auf. Folgen wir ihnen, indem wir uns von dem reichen Material der Völkerkunde den Weg zeigen lassen.

Übersicht über Kapitel I.

Im ersten Kapitel werden diejenigen Kulturelemente schriftloser Zeit behandelt werden, die der Schrift, was ihren Zweck, sowie was die Art ihrer Ausführung anbetrifft, verwandt sind, die ihr also psychologisch als auch technisch nahe stehen. Es sind das teils die direkten Ahnen der Schrift (spielmäßiges Zeichnen, Abschn. A; magische Symbole, Abschn. G), aus denen sich in direktem Übergange die Schrift gebildet hat. Zum Teil sind es aber auch nur Einrichtungen, die als Analogiebildungen zur Schrift für diese nur den Wert des vorbereitenden Einübens der mnemotechnischen Symbolik haben.

- A. Die spielmäßigen Zeichnungen.
- B. Die Ortszeichen.
- C. Die Eigentumszeichen.
- D. Die Abzeichen.
- E. Die Zahlzeichen.
- F. Die Gegenstandsschriften.
- G. Die magischen Symbole.



Erstes Kapitel.

Die Vorläufer der Schrift.



A. Die spielmäßigen Zeichnungen.

In fast allen Erdteilen hat man an Felswänden zeichnerische Spuren niederer Kulturen (teils aus früherer Zeit, teils von den heutigen Bewohnern stammend) angetroffen, und lange Zeit und für die verschiedensten Gebiete sind diese primitiven Produkte des menschlichen Betätigungstriebes für Bilderschriften gehalten worden¹. Die scheinbar schematisierte Ausführung, die den Figuren eine gewisse Ähnlichkeit mit hieroglyphischen Charakteren gab, mag die Veranlassung dafür gewesen sein. Demgemäß haben sich zahlreiche Forscher bemüht (wie beispielsweise Stradelli für die südamerikanischen, Charles Letourneau² für französische prähistorische Zeichnungen), den Schlüssel zu finden, um die geheimnisvollen »Felsinschriften«, die Reste alter Kulturen (wie sie noch Humboldt und Richard Schomburgk in Brasilien vermuteten), zu entziffern.

Ganz besonderes Aufsehen erregten die Zeichnungen des Dighton-Rock in Massachusetts, von dem schon die ersten Nachrichten zu Ende des 17. Jahrhunderts nach Europa kamen.

¹ Der Stil ist ein durchweg sehr einheitlicher, wohl gibt es örtliche Unterschiede, aber sie treten vor den Übereinstimmungen in den Grundzügen zurück. Wo es sich nicht gerade um dem Lande eigene Tiere handelt, wird man schwer unterscheiden können, ob ein Bild aus Afrika, Amerika oder der Südsee stammt.

² Ch. Letourneau: Les signes alphabétiques des inscriptions mégalitiques. Bull. soc. anthr. IV. Paris 1893.

Für Afrika vgl. Zeitschrift f. Ethn. 1911 S. 512. (Aufsatz von Struck und Vix.)

Namentlich waren es dänische Gelehrte, deren kühne Phantasie bei der Deutung dieses Artefaktes die schönsten Blüten trieb. Magnusen vermutete, der Stein stamme von den Normannen und sei ein Zeugnis ihres Kampfes mit den Skräländern; auch glaubte er aus den regellos über den Stein verstreuten Zeichen lesen zu können, daß »Thorfinn mit 151 Mann das Land in Besitz genommen habe«. Eine umfangreiche Literatur knüpfte sich an die Entdeckung dieser »Petroglyphen«, die sich mit Sicherheit als indianische Felszeichnungen erwiesen haben¹. Sogar noch Garrick Mallery², einer der besten Kenner nordamerikanischer Bilderschriften, hat wiederholt derartige fragmentarische Felszeichnungen zu deuten versucht, obwohl schon Richard Andree im Jahre 1878 ausgesprochen hatte, daß die Petroglyphen, wie sie sich in so verhältnismäßig großer Gleichförmigkeit in allen Erdteilen wiederfinden, unbedingt als das Produkt müßigen Zeitvertriebes angesehen werden müßten³. Durch die Arbeiten von Theodor Koch-Grünberg, der auf seinen Reisen in Brasilien eine große Anzahl derartiger Zeichnungen untersuchte, kopierte und ihre Entstehung beobachten konnte, darf das Felszeichenproblem als endgültig gelöst betrachtet werden⁴.

Der Ursprung aller dieser Felsbilder ist das müßige Spiel.
Wir finden sie deswegen vornehmlich an Stromschnellen, an Stellen, die als Lagerplatz geeignet sind, also überall dort, wo ein Aufenthalt für Wanderer entstand, der Ursache spielender Tätigkeit wurde.

Der äußere Anlaß gerade für die Technik des Reibens von Stein an Stein war das Schleifen der Werkzeuge⁵.

¹ Siehe: Handbook of North American Indians. Part I. Washington 1907.

² 7. u. 10. Ann. Rep. of the Am. Bur. of Ethnology.

³ Ethn. Parallelen, Bd. I, S. 258 (1878.), und Globus 39 S. 247 (1881).

⁴ Th. Koch-Grünberg: »Südamerikanische Felszeichnungen.« Berlin 1907.
Th. Koch-Grünberg: »Anfänge der Kunst im Urwald.« Berlin 1905. Vierkant:
»Das Problem der Felszeichnungen und der Ursprung des Zeichnens.« Archiv f. Anthr. 1909. S. 110 ff.

⁵ Über den Ursprung der Malerei und Felsmalerei herrschen noch sehr verschiedene Anschauungen; es soll deswegen nicht näher auf das Problem eingegangen werden.

Von den aus praktischen Motiven entstandenen Schleifspuren, die für unsere Betrachtung also als der Ausgangspunkt des Zeichnens wichtig sind, lassen sich zwei Arten unterscheiden¹: 1. schalenartige Marken durch Schleifen der flachen Seiten und 2. furchenartige, die durch Schärfen der Schneide der Steinbeile entstanden. Durch spielmäßige Wiederholung unter dem Zwang von Gewohnheit und Nachahmungsneigung kam es im Laufe der Zeit zur Ausbildung ganz bestimmter Formen von Schleifspuren. Als solche deutet Max Schmidt konzentrische Kreise, Bogenlinien, die teils parallel laufen, und andere Formen, bei denen wir also schon die Nachahmung einer Linie durch eine andere beobachten können.

Die gleiche Erklärung dürfte wohl auch für die napfartigen Spuren des urgeschichtlichen Menschen zutreffend sein, die in Europa und Asien bis nach Indien an erratischen Blöcken und an anstehenden Felsvorsprüngen vorkommen und in Nordamerika viele Analogien besitzen. Sie haben sich hauptsächlich in den abgelegenen schwachbevölkerten Hochtälern der Alpen in großen Mengen erhalten, während sie in lange dichter bewohnten Gegenden meist schon verschwunden sind². Von vielen Prähistorikern, die die Erkenntnisse der Völkerkunde verschmähen, wird noch heute in phantastischer Weise an-

gangen werden. Nur eine Vermutung sei ausgesprochen. *Wir möchten glauben daß die älteste Form der Farbmalerie die Körpermalerei (über deren Ursprung siehe die Einleitung des Abschnittes »Abzeichen«) gewesen wäre, und daß man die Malerei erst später zur Ausschmückung von Gegenständen oder zur spielerischen Tätigkeit an Felsen verwandt hätte. Der Körper ist ja dasjenige Objekt, auf dem Veränderungen (Bemalungen) am ehesten beachtet werden deswegen, weil durch sie eine fühlbare Veränderung im eigenen Befinden (schützende Bemalung!) oder im Verhalten der Umgebung (imponierende Wirkung des Schmuckes, die magisch gedeutet wird) eintritt.*

¹ Vgl. Max Schmidt; Indianerstudien in Zentralbrasilien, S. 148 ff.

² Hoernes: Urgesch. d. bild. Kunst in Europa. Wien 1898. S. 364—367 u. S. 374 ff.

Forrer: »Urgesch. d. Europäers.« Stuttgart 1908. S. 243—247.

L. Feyerabend: »Über Schalensteine im allgemeinen.« Jahresh. d. Ges. f. Anthr. u. Urg. d. Oberlausitz 1909. Bd. II, Heft 3 S. 272—279.

Mortillet: Les Pierres sculptées sur les monuments mégalithiques de France. Paris 1894. (Rév. mens.) p. 291 ff. Fig. 80, 83, 84.

ihnen herumgerätselt (man hält sie für Sternkarten, Schriftzeichen oder Behälter für Weihegaben). Wie die südamerikanischen Spuren, bestehen sie aus kreisrunden, seltener ovalen Vertiefungen von etwa 2 bis 16 cm Breite und 0,5 bis 10 cm Tiefe. Manchmal finden sich Ringe, Kreuze, konzentrische Kreise, seltener vieleckige Figuren. Verschiedentlich sind Figuren durch Rinnen miteinander verbunden, die winkelig, auch parallel verlaufen. Alle Zeichen sind meist ganz regellos über die Fläche verstreut (siehe Tafel 3, Fig. 7, 8 u. 9).

Daß einige der europäischen Felszeichnungen einst magische Bedeutung gehabt haben, wie vielfach behauptet wird, ist sicherlich möglich. Aber die Herstellung, die die Arbeit, vieler, die Vertiefung immer wieder spielmäßig nachahmender Generationen erfordert, die Ähnlichkeit mit den südamerikanischen Spuren, die nachweislich durch Schleifen entstanden, und die große Anzahl machen es wahrscheinlich, daß die »Näpfchensteine« und »Schalensteine« in der Hauptsache spielmäßigen Ursprungs sind.

Handelte es sich bei allen diesen Zeichen nur um die Nachahmung einer Linie durch eine andere, einer Vertiefung durch eine andere oder um die Verbindung derartiger Elemente, so führt uns das nächste Stadium weiter.

Das Gebiet dessen, was nachgeahmt wird, vergrößert sich und erstreckt sich schließlich auch auf die realen äußeren Objekte. Freilich ist eine derartige Nachahmung von einer in unserem Sinne naturalistischen Nachbildung weit entfernt, und ohne den Kommentar der Primitiven würde es uns häufig schwer fallen, die Bedeutung des Bildes zu erraten. Das hat seinen Grund darin, daß der Primitive im Bilde erstmal nicht so sehr optische als motorische Eindrücke wiedergibt, also gewissermaßen Empfindungen des Richtungsverlaufes von Bewegungen, die er beim Betasten des Objektes hatte¹.

Aber auch dann, wenn der Primitive optische Eindrücke

¹ Auf die Bedeutung der motorischen Empfindungen beim Zeichnen scheint hinzuweisen, daß auch gelegentlich blinde Kinder tastbare Ritzzeichnungen in weichem Material ausführen.

wiedergibt, werden wir Naturtreue in unserem Sinne nicht erwarten dürfen. Denn der Mensch niedriger Stufe beobachtet noch nicht im eigentlichen Sinne; er beachtet nur das, was interessant und wichtig ist. Demgemäß wird auch das Bild nicht so ausfallen, wie sich der Gegenstand dem Auge zeigt, d. h. sächlich, objektiv, vielmehr werden bestimmte Teile des Objektes hervorgehoben, andere minder interessierende, ebenso real vorhandene ausgelassen oder miteinander verwechselt werden.

Was weiter auf den ersten Blick bei Betrachtung primitiver Darstellungen dieser Stufe ins Auge fällt, ist die große Armut an Formen, die einer dürftigen Erfindungsgabe entspricht. Kreis, Spirale, Bogen usw. sind die hauptsächlichsten immer wiederkehrenden Elemente und werden mannigfach wiederholt und zusammengesetzt. Aber selbst diese einfachen Formen sind nicht frei erfunden, sondern sind ganz konkreten Vorlagen entlehnt. In einigen Fällen ist es uns noch möglich, diese festzustellen. So gingen z. B. einige südamerikanische Felszeichnungen, wie Koch von den Indianern erfuhr, auf Topfverzierungen, also auf durch die Technik entstandene Formen, andere auf Maskenanzüge zurück. Auch die figürlichen Darstellungen lassen sich in einfachere Formen auflösen und scheinen erst allmählich aus einfachen sinnlosen Kritzeln durch spätere Zutaten hervorgewachsen zu sein¹.

Von vielen Figuren konnte Koch mit Bestimmtheit nachweisen, daß sie das Werk verschiedener nacheinander schaffender Zeichner waren, und daß sie erst ganz allmählich durch eine »Art aufsteigender Entwicklung« (Vierkandt) ihre jetzige Bedeutung gewonnen haben². Manche Darstellungen mögen indessen gleich als solche entstanden sein.

¹ Ebenso möchte man von vielen der bedeutend vollkommeneren paläolithischen Zeichnungen glauben, daß der Künstler erst aus den gedankenlos wirt auf den Stein gesetzten Linien sein Thema geschöpft und das derart herauskristallisierte Bild dann durch einige Linien akzentuiert habe. Viele Wandmalereien benutzen direkt natürliche Unebenheiten der Felswände um der Darstellung ein natürliches Relief zu geben. (Vgl. auch Forrer op. cit.)

² Eine ähnliche Entwicklung zeigt das Zeichnen des Kindes. Anfangs sinnlose Kritzel, allmählich sinnvolle Figuren.

An dieser Stelle sei darauf hingewiesen, daß auch die Neigung des Primitiven, bei lebhafter Unterhaltung die besprochenen Gegenstände durch Linien in die Luft zu zeichnen, eine Erscheinung, die als Mitbewegung aufzufassen ist, auf die Zeichnungskunst förderlich wirken muß.

(Mit Recht warnt aber Vierkandt vor einer Überschätzung dieses Einflusses. *Wir können uns unmöglich*, wie Karl von den Steinen meint¹, *die zeichnende, nachbildende Kunst als unmittelbar aus der darstellenden Gebärde entstanden denken*, denn eine solche Leistung, wie sie die Übertragung der darstellenden Gebärde in den Sand [oder an die Felswand] bedeutet, müßte nach zwei Seiten eine lange Vorgeschichte zur Voraussetzung haben, um nicht als Sprung zu erscheinen. Erstens könnte die darstellende Gebärde, die hier in Frage kommt, sich nur im Laufe der Zeit zu einer solchen Höhe, daß sie zeichnerisch fixierbar wäre, entwickelt haben, zweitens müßte ihre Übertragung in den Sand oder an die Felswand an lange vorhandene, technisch geläufige, gewohnheitsmäßige Handlungen anknüpfen.)

Verwunderlich erscheint, daß der Primitive überhaupt diese ungenauen Darstellungen, diese einfachen Linienkombinationen, die wir in gleicher Weise auch auf Gerätschaften und Gebrauchsgegenständen (Sieben, Körben usw.) finden, beseelen kann.

Aber ebenso, wie er in Baumstämmen, Felsstücken usw. außerordentlich leicht Gestalten erblickt², ebenso wie er die Sterne, also Punktkombinationen, die durch gedachte Verbindungslinien zu Linienkombinationen werden, mit seiner Phantasie zu Gestalten belebt, wird er auch in diese Zeichnungen Sinn hineinlegen können; denn seine Phantasie ist sehr leicht befriedigt, macht wenig Ansprüche und kommt selbst kargen Anregungen entgegen.

¹ Unter den Naturvölkern Zentr.-Bras. (Berlin 1897.) S. 231 ff.
Vierkandt (op. cit.).

² Indianer nannten die Bratpfanne des Reisenden Schomburgk »Sipari«, d. h. Stachelrochen, weil sie in ihr die Form dieses Tieres wiederzuerkennen glaubten. (Zitiert bei Koch.)

Wegen der Bedeutung der Fähigkeit des Hineinsehens, die hier überall zugrunde liegt für unser Problem, möge noch auf ein erläuterndes Beispiel hingewiesen werden: die Fadenspiele, bei denen wie bei den Zeichnungen die Hauptausdehnungen des Objektes linienartig wiedergegeben werden.

Durch Verschlingungen einer um die Finger geknüpften Baumbastschnur bildet der Nordqueensländer (»kudgi-kudgik-Spiel«) sitzende, stehende, fliegende Vögel linienhaft nach und erkennt darin leicht die Form des betreffenden Objektes, wo das dem Europäer nicht ohne weiteres möglich wäre. Wer würde beispielsweise in einer Figur, die einem gleichschenkeligen Kreuz gleicht, einen Vogel mit ausgebreiteten Flügeln vermuten.

Auch die Eskimo¹ verkürzen sich die Zeit mit ähnlicher Kurzweil, bei denen Renntiersehnen verwandt werden. (Analoge Bräuche werden aus Indonesien, Ozeanien, Afrika berichtet und kommen sogar noch bei uns als Kinderspiel vor.)

Wenn wir nun auch dem Hineinsehen einen großen Spielraum einräumen, so erscheint uns doch bei einigen Bildern auch bei der kühnsten Einbildungskraft ein Zusammenhang mit der Bedeutung schier unbegreiflich.

In vielen derartigen Fällen mag den Figuren durch Tradition und Konvention ein bestimmter Sinn zugeschrieben sein. Das erhellt besonders daraus, daß einige südamerikanische Zeichnungen nur den Männern, die deren Bedeutung erfahren hatten, verständlich waren, nicht aber den Frauen. Möglich ist, daß hier religiöse Momente mitspielen. Die primitive Religion, die den Menschen zuerst zwingt, von der physischen Natur nicht gegebene Regeln innezuhalten, bestimmte Formen stets in gleicher Weise zu benutzen (Konservatismus der Religion), wird sich auch einzelner Zeichnungen bemächtigen (siehe auch d. Abschn. »mag. Symbole«).

Ein Weiteres, was für uns das Verständnis der primitiven Darstellung sehr erschwert, ist die Tendenz, bei Geläufigwerden des Zeichnens einerseits die Darstellungen stark zu schema-

¹ Andree: Ethn. Parall., Bd. II S. 97.
Danzel, Die Anfänge der Schrift.

tisieren, in beinahe geometrische Elemente aufzulösen, anderseits benachbarte Figuren einander anzugleichen (»Neigung zur Agglutination«; Vierkandt), miteinander zu verbinden und dadurch in ihrer Bedeutung zu verändern. Die Phantasie des Primitiven ist eben außerordentlich leicht ablenkbar¹.

Dreierlei bedarf noch, ehe wir der Frage nahetreten, wie weit denn diese Zeichnungen als Mitteilungs- oder Gedächtnishilfsmittel geeignet sind, der Erörterung. Das erste ist die schwere Zugänglichkeit mancher Stellen, an denen sich Figuren finden; sie erklärt sich wohl durch nachträgliche geographische Veränderungen.

Das zweite ist die häufig enorme Anzahl von Felsritzungen an einem Platze. Hierfür dürfen wir wohl als Grund annehmen, daß sie sich erst im Laufe vieler Generationen angehäuft haben, und können der Hypothese einer früher stärkeren Bevölkerung dieser Gebiete, die die zahlreichen Arbeiter für diese großartigen Leistungen gestellt hätte, entraten.

Der dritte Punkt, der scheinbar den Glauben an eine ehemals dichtere Besiedelung besonders wahrscheinlich machte, ist die Tiefe der Rinnen, die in hartem Gestein mitunter mehrere Zentimeter beträgt und in der Tat, wenn man an die einfachen Hilfsmittel denkt, nur sehr schwer von einer einzelnen Person herausgearbeitet werden könnte. Indessen ist auch hier, wie bei der großen Anzahl der Zeichnungen, der Nachahmungstrieb als Erklärung heranzuziehen, der den Menschen veranlaßt, nicht nur neue Figuren hinzuzufügen, sondern auch — wir haben hier also eine Art »Kollektivkunst« vor uns — immer und immer wieder die alten nachzuziehen, wie es Theodor Koch häufig beobachten konnte.

Die anfängliche Ritzzeichnung wird sich von der Grundfläche nur durch helle Striche wie bei einer Schiefertafel abgehoben haben, die sich trotz des Regens mehrere Wochen hindurch erhalten, so daß also auch eine erstmalige Zeichnung

¹ Vgl. auch die zahlreichen Felszeichnungen im Gouvernement Olonez, Archangel am Ostufer des Onegasees. Bull. de la classe hist.-phil. de l'Ac. imp. de St. Pétr. Bd. 11. 1854. S. 103, Tafel XII.

lange auf die Nachahmungsneigung späterer Wanderer (die zu weiterer Vertiefung oder Wiederholung Anlaß gibt) anregend wirken kann.

Wenden wir uns nun der für das vorliegende Problem wichtigsten Frage zu, in welchem Verhältnis diese zeichnende Kunst zur Bilderschrift steht.

Wundt äußert sich darüber folgendermaßen¹: »Aus der zeichnenden Kunst geht die Bilderschrift als eine besondere Anwendung hervor. So nahe liegt aber diese Anwendung, daß man wohl zweifeln darf, ob hier überhaupt von einer zeitlichen Aufeinanderfolge die Rede sein kann. Denn sicherlich wird der Mensch eine zeichnende Kunst auf Steinen oder auf Baumrinden nicht früher geübt haben, als er auch schon in Horden lebte, die gelegentlich in Wechselverkehr mit anderen Horden stehen mochten, so daß daraus das Bedürfnis nach Mitteilung an Abwesende erwuchs; und für diese bot sich das die Vorstellung fixierende Bild als das nächste überall bereitstehende Hilfsmittel.« Und an anderer Stelle: »Nach Analogie sonstiger Formen des Spieles darf man wohl annehmen, daß das Augenblicksbild als Merkzeichen der zwecklosen Zeichnung vorausgegangen ist. So, als ein primitives Mittel der Mitteilung auf kurze Zeit, bildet es die ursprünglichste Form der Bilderschrift.«

Diese Annahme hat auf den ersten Blick wegen ihrer Einfachheit etwas sehr Wahrscheinliches. Das ethnographische Material versagt ihr aber die Bestätigung.

Wir kennen kein Volk, das nicht eine darstellende Kunst besäße, aber wir wissen nur von wenigen, die das gezeichnete Bild in der von Wundt dargelegten Weise mitteilend oder als Merkzeichen verwenden. Diesen sowie den meisten bilderschriftlosen Völkern dient es aber gleichzeitig auch in ausgedehntem Maße als religiöses Symbol, so daß man ohne weiteres erkennen kann, daß eine zwecklose Anwendungsart nicht die ursprüngliche gewesen ist. Wohl kommen in bilderschriftloser

¹ Völkerpsych. I, 1, S. 233 u. II, 2 S. 98.

Zeit Zeichnungen vor, die nicht der reinen freien Lust an Betätigung entsprungen, sondern der Niederschlag, die Vergegenständlichung eines freudigen, stolzen Gefühles, das ein glücklicher Fischfang, eine beutereiche Jagd, ein siegreicher Kampf auslöste, sind. Aber weit davon entfernt, diesen Erfolg absichtsvoll durch ein Bild zu »verewigen«, um sich oder gar spätere Geschlechter daran zu erinnern, führt der Primitive derartige Darstellungen (Fischzeichnungen an Ufern, Tierfiguren an der Rinde von Waldbäumen usw.) nur aus in dem triebhaften Drang, seine Gefühle in das Konkret-Sichtbare umzusetzen, zu vergegenständlichen¹).

Karl von den Steinen teilt ein Beispiel mit²: »Auf der Rückfahrt kam unser Kanu an einem Sandstrand vorbei, den die indianischen Begleiter schon vor uns passiert hatten; zu unserem Erstaunen sahen wir dort zwei Fische in den Sand gezeichnet. Wir machten halt und fischten und fingen auch Matrinchams. Es war so gut, als ob das Wort dort angeschrieben gewesen wäre, und wie eine an Antonio mit voller Absicht übermittelte Aufforderung, dort ebenfalls sein Glück zu versuchen.« Einige Sandzeichnungen blieben Karl von den Steinen unklar.

Weiter sagt dieser Forscher: »Ich habe mich bei der Aufnahme von Wörterverzeichnissen außerordentlich oft überzeugen können, daß sich die innere Anschauung unwillkürlich und, ohne von mir dazu herausgefordert zu sein, in eine erklärende (?) Sandzeichnung umsetzte³. Es geschah freilich zumeist, wenn auch die Gestalt des Tieres dazu geeignet war, wie bei Schlangen, einem Alligatorkopf und bei Fischen, wo außerdem eine Stimme nicht nachgeahmt werden konnte⁴.«

¹ Über die religiösen Ursachen des Zeichnens siehe Abschn. G.

² »Unter den Nat. Zentralbras.« 1897. S. 231.

³ Koch sagt allerdings, er habe auf seiner großen südamerikanischen Reise nur zweimal die Anwendung der zeichnenden Kunst in mitteilendem Sinne beobachten können, und dieses geschah zum Zweck der Orientierung in der Gegend durch eine Kartenskizze im Sande, aber beide Male erst auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin!

⁴ Die Entstehung der Sand- und Baumrindenzzeichnungen müssen wir

Ist es beim ersten Beispiel von vornherein ziemlich wahrscheinlich, daß eine Mitteilung nicht beabsichtigt wurde — darauf deutet die Anzahl unverständlicher Zeichnungen —, so ist beim zweiten Beispiel in erster Linie die Zeichnung wohl als Mitbewegung aufzufassen. Gerade der an rationales Denken gewöhnte Gelehrte ist ja leicht geneigt, »durch die Kulturbrille zu schauen«, überall rationale Beweggründe vorauszusetzen, während wir bei primitiven Bräuchen in erster Linie emotionale oder spielerische, in zweiter Linie religiös-magische, erst in dritter Linie rationale Ursachen annehmen sollten (siehe Einleitung).

Indessen kann in der Tat eine Zeichnung als die Mitteilung unterstützendes Mittel für Anwesende, wenn auch seltener, schon bei bilderschriftlosen Völkern vorkommen. Karl von den Steinen berichtet¹: »Am häufigsten von den Sandzeichnungen sind Kartenzeichnungen. Ein Suyahauptling zeichnete, um recht deutlich zu sein (als er alle Stämme des oberen Schingu aufzählte), mit dem Finger den Flußlauf in den Sand².«

Ähnliches bei den Kulisehustämmen: »Durch Querstriche wurde die Anzahl markiert, bald der Stämme, bald der Stromschnellen; Kreise waren Häuser, Kränze von Kreisen Dörfer, der wirklichen Anordnung der runden Häuser um den großen Platz entsprechend.«

Abgesehen davon, daß wir ein so rationales Bedürfnis wie das der Mitteilung an Abwesende nicht von vornherein voraussetzen dürfen — haben doch, wie wir später sehen werden, selbst die Botschaften auf niederer Stufe mehr einen zeremoniell-symbolischen als einen praktisch-zweckvollen

uns genau wie die der (am genauesten untersuchten) Felszeichnungen denken. Durch irgend technische Handlungen entstandene Spuren an Bäumen oder im Sande wurden das Objekt spielender Nachahmung, der Anlaß zur Ausführung bildlicher Darstellungen. Von allen Zeichnungsarten (Baum-, Fels-, Sandzeichnungen) dürften die Sandzeichnungen am ältesten sein, da zu ihrer Ausführung keine technischen Hilfsmittel, Werkzeuge nötig sind.

¹ »Durch Zentralbras.« 1886. S. 214.

² »If an Aino wishes to be very explicit, particularly in a geographical view such as explaining the course of a stream or the situation of a lake, he takes you to a soft patch of ground on the sand and with a stick or his fingers draws his ideas« (zitiert bei Andree op. cit.).

Charakter —, liegen nun auch sonst Bedenken vor, die das Bild zu diesem Zwecke überhaupt ungeeignet erscheinen lassen.

Ein Grund, weswegen die Bilder, die, der Lust an Betätigung folgend, oder als Niederschlag motorischer Entladungen von Gefühlsspannungen entstanden, nicht gleich anfangs zur Mitteilung an Abwesende im Sinne einer Bilderschrift verwandt werden, liegt nämlich darin, daß der Primitive bei Betrachtung eines Bildes, das in viel stärkerer Weise Anlaß zur Reproduktion von Erinnerungsvorstellungen ist als das Wort oder die Gebärde, da es eben selbst seiner Beschaffenheit nach außerkörperlich, Gegenstand ist, noch nicht genügend Selbstzucht gegenüber den auftauchenden Vorstellungen übt, noch keiner Auswahl bestimmter Vorstellungen aus einem Vorstellungskomplex und deren Verselbständigung fähig ist, sondern sich von dem Strom unwillkürlich reproduzierter Vorstellungen fortreißen läßt¹. Er führt also noch keine Abstraktion im Bilde aus, wie das die Anwendung einer noch so primitiven Bilderschrift erfordert. Die primitive Darstellung z. B. eines Tieres, so typisch sie uns auch erscheinen mag, ruft in dem primitiven Betrachter Vorstellungen ganz bestimmter individueller Ereignisse, in denen einmal ein solches Tier eine hervorragende Rolle spielte, wach, deren sich zu erwehren er nicht gelernt hat². Wenn auch die Anschauungsweise der einzelnen Individuen in hohem Grade gleichartig ist, so verhindert doch das Überwuchern spezieller individueller Vorstellungen die Bildung einer gleichartigen, allen Individuen geläufigen Bildbedeutung, wie das Vorbedingung einer noch so primitiven Bilderschrift ist.

Im Leben des Kindes dieselbe Erscheinung.

Das Kind neigt stets dazu, beim Anblick eines für Erwachsene völlig unähnlichen Bildes auszurufen: »Das ist der

¹ Vgl. auch Stern: »Die Analogie im volkstümlichen Denken.« Berlin 1893.

² Vgl. den Aufsatz des Verfassers: »Magisches und mitteilendes Zeichnen.« Globus Bd. 98, (1910) S. 357 ff. Vgl. auch Weule: »Negerleben in Ostafrika.« S. 450 ff.

Vater«, oder: »Das ist der Onkel«, auch wenn ihm die Ausdrücke »Mensch« und »Mann« mündlich geläufig sind¹.

Wie später gezeigt werden wird, entstehen Bilder mit einer festen, allgemeineren Bildbedeutung erst bei zauberisch-kultischen Gebräuchen.

Wesentlich vollkommener als die eben besprochenen Bilder des sogenannten »Felszeichentypus« sind diejenigen der Buschmänner² und des paläolithischen Menschen. Bei ihnen handelt es sich um Umrißbilder, flächenhafte Malereien (oder auch Darstellungen in negativem Relief), die auch das anspruchsvollste Auge durch ihre Naturtreue befriedigen.

Der Grund, weswegen diese Völker so unendlich viel besser oder, genau ausgedrückt, sachlich-objektiver zeichnen, ist in seinem Grunde nicht klar³. Ganz besondere Verwunderung mußte der Gegensatz zwischen der naturalistischen paläolithischen Kunst und der konventionell stilisierenden späterer Kulturstufen erregen. Max Verworn⁴, einer der besten Kenner und zuverlässigsten Forscher auf diesem Gebiet, meint deswegen, daß dieser naturalistische Zeichentypus der ältere und erst durch das Emporwuchern religiöser Vorstellungen einer stilisierenden Darstellungsweise gewichen sei. »Je mehr bei einem Volke die religiösen Ideen das gesamte Kulturleben durchdringen und beherrschen, um so mehr hat seine Kunst einen konventionell-stilisierenden Charakter, je weniger es der Fall ist, um so mehr

¹ Eigene Beobachtung.

² Vgl. Passarge: »Die Buschmänner der Kalahari.« Berlin 1907. S. 92, Tafel 2. — Moszeik: »Die Malereien der Buschmänner.« Berlin 1910. — V. Luschan: Zeitschrift f. Ethn. 1908. S. 665.

³ Ebenso ist es noch nicht klar, wodurch der Übergang des skelettartigen Bildes vom Felszeichnungstypus zur Umrißdarstellung bedingt wurde. Es will uns scheinen, als ob hier der Homomorphismus eine ähnliche Rolle gespielt hätte wie der Homophonismus bei dem Phonetischwerden der Bilderschrift. Homomorphe, wie Abdrücke, Schattenbilder usw., mögen den Primitiven zuerst darauf geführt haben, Flächenbilder herzustellen. (Auch die aufkommende Maltechnik wird von Einfluß gewesen sein.)

⁴ Zeitschrift f. Ethn. 1906. S. 612—655. Natw. Wochenschr. N. F. Bd. VI., 1907. Nr. 44: »Zur Psych d. prim. Kunst.« — »Die Anfänge der Kunst.« Jena 1909.

erscheint die Kunst naturalistisch. Ich möchte das als Grundgesetz der Kunstentwicklung bezeichnen und dementsprechend zwei extreme Kunsttypen unterscheiden, die physioplastische Kunst, welche die Dinge bildet, wie die Natur sie dem Auge zeigt, und die ideoplastische, die nicht natürliche Dinge, sondern selbstgebildete Vorstellungen, Ideen von denselben darstellt.«

So sicher es ist, daß die Religion einen konventionalisierend-stilisierenden Einfluß auf die Kunst übt¹, so können wir nach den neueren Arbeiten von Koch und Vierkandt die Zeichnungen Afrikas, Ozeaniens, Südamerikas oder gar der Kinder unmöglich, wie Verworn das tut, als Stilisierungen ansehen.

Die Erklärung für die ursprüngliche Einfachheit und Armut der Formen wurde oben gegeben; ebenso wurde schon darauf hingewiesen, daß gerade in den frühesten Perioden die magischen Ideen die größte Rolle spielen und nicht erst (für Europa in einer Epoche nach dem Paläolithikum) »durch ein Nachgrübeln nach den Ursachen« entstanden oder zu überwiegender Bedeutung gelangt sind.

Zur Bekräftigung unserer Behauptung, daß die naturalistischen Bilder, wie sie die paläolithischen Menschen ausgeführt haben, nicht das Ursprüngliche sein können, mag noch auf eins hingewiesen werden: je niedriger die Stufe ist, auf der der Mensch steht, um so schwerer fällt es ihm, Darstellungen zu erkennen, die vollkommener als die einfachen »Petroglyphen« sind. Weeks zeigte den Bangalas (oberer Kongo) Bilder europäischen Ursprunges². Sie waren nicht fähig, dieselben als Ganzes zu erfassen. Sie griffen einen Zug heraus und sagten je nachdem: »Das ist eine Nase, oder ein Mund, oder ein Auge.« In gleicher Weise verfahren sie mit dem Bilde eines Hauses, indem sie auf Tür oder Fenster wiesen, ebenso mit Landschaften. Später konnten sie dann die Einzelheiten auf einmal erfassen, nachdem sie dieselben verstehen gelernt hatten wie das Kind, das die einzelnen Buchstaben und dann später

¹ Man beachte beispielsweise die Darstellungen der mexikanischen Codices.

² »Notes on the Bangala of the Upper-Congo«. Journ. Anth. Inst. Bd. 89. (1909.) S. 102.

das ganze Wort mit einem Blick erfaßt. Die gleiche Erfahrung machte Collingwood bei den Kibalans Formosas, Oldfield bei den Australiern¹.

Zum Deuten, Erklären, Auffassen eines Bildes ist eben ein geistiger Vorgang, der durchaus von der Kulturhöhe des betrachtenden Individuums abhängt, nötig; denn das Erkennen beruht nicht lediglich auf der Aufnahmefähigkeit des Sehorgans, sondern auf der Fähigkeit, die in dem beschauenden Subjekt bereits vorhandenen verwandten Vorstellungen mit dem neuen Eindruck in bestimmter Weise zu verschmelzen.

Dem Primitiven geht nun aber das Vermögen ab, dem bloßen Sinneseindruck in bestimmter Weise bestimmte Vorstellungen zuzuordnen. Er bleibt kraft seiner konkreten Neigungen an Einzelheiten haften und erkennt noch nicht im Bild einen einheitlichen Organismus, denn er ist noch nicht fähig, von dem Einzelnen zu abstrahieren, auf Grund eines innerlichen Denkvorganges, innerlich abstrahierend zu sehen. Je weniger Einzelheiten das Bild aufweist, um so leichter wird er es verstehen. Daher erkennt er wohl die rohen Felszeichnungen, nicht aber vollkommene, vornehmlich europäische Bilder.

Nach allem diesen müssen wir annehmen, entgegen Verworns Anschauung, daß — wie bei den Kinderzeichnungen — die einfachsten auch die primitivsten, ursprünglichsten sind und auch die naturalistischen Bilder des vorgeschichtlichen Menschen eine bisher nicht wieder entdeckte unnaturalistische Vorstufe gehabt haben.

Daß sie das Produkt spielmäßiger Tätigkeit oder der Niederschlag starker Gefühle sind, dürfte wohl kaum bezweifelt werden. Jedenfalls deutet nichts darauf hin, daß es schon zweckvolle Darstellungen wären. Von den Buschmannzeichnungen gilt das nämliche, wie es Passarge² aussprach: »Ich kann mich nicht der Annahme anschließen, daß sich diese merkwürdigen Wilden ihrer Zeichnungen bedienen, um ihren Stammesgenossen

¹ Vgl. auch: Fritz Schulze: Psychologie der Naturvölker. Leipzig 1900. S. 106 ff.

² op cit.

Mitteilungen zu machen oder ihren Nachkommen die Kunde von Ereignissen, die sie für wichtig hielten, zu überliefern, trotz ihrer ausgesprochenen Beanlagung für Malerei¹.«

Hat sich aus den vorliegenden Untersuchungen ergeben, daß das gezeichnete Bild bei urzeitlichen Völkern nicht praktisch zweckvoll im Sinne einer Bilderschrift angewandt wird, so kommen auf gleicher Stufe andere, nicht bildhafte Hilfsmittel vor (Ortsmarkierungen, Wegweiser usw.), welche insofern als Vorläufer der Schrift gelten können, als sie wie diese, wenn auch in beschränkter Weise, der Benachrichtigung und Mitteilung dienen. Ihnen sei der nächste Abschnitt geweiht.

Auf Tafel 1, 2 und 3: Beispiele von primitiven, spielmäßigen Zeichnungen.

Tafel 1. Fig. 1—7: südamerikanische Felszeichnungen (nach Koch); Fig. 2: eine durch Verbindungslinien unkenntlich gemachte menschliche Figur; Fig. 3: Vogel; Fig. 7: Schildkröte; Fig. 6: sehr häufig vorkommende votenartige Form; Fig. 5: Schlange; Fig. 4: eine Tanzmaske.

Fig. 8, 9, 10, 11, 12: Felszeichnungen nach Sapper von St. Vincent.

Fig. 13, 14, 15, 16, 17: Zeichnungen der Mentaweiinsulaner (vgl. Maaß Zeitschr. f. Ethn. 1906, S. 451). Fig. 13: Schildkröte; Fig. 14: Hund; Fig. 15: Hahn; Fig. 16: Gans; Fig. 17: Haus.

Fig. 18, 19, 20, 21: Wandzeichnungen aus Ungoni (Ostafrika) nach Fülleborn. Fig. 18: Büffel, Hörner sichtbar; Fig. 19: Leopard (die Flecken sind außerhalb angedeutet); Fig. 20: Mensch (der Übergang zur Flächenzeichnung ist erkennbar); Fig. 21: Antilope.

Tafel 2. Fig. 1: ein »Inscription Rock« nach Art des »Dighton Rock« zeigt die Regellosigkeit der Anordnung spielmäßiger Zeichnungen (vgl. Schoolcraft Bd. IV).

¹ Meinhof spricht in diesem Zusammenhang von »vorbereitenden Schritten zur Schrift«. (Zeitschrift für Ägyptologie 1912, Heft 1).

Von den Felszeichnungen im nördlichen Bohuslän, die trotz ihres teils fragmentarischen, jedenfalls rein szenenhaften Charakters als Bilderschriften (d. h. mnemotechnisch gewertete Darstellungen) bezeichnet worden sind, mag dasselbe gelten. Vgl. Oskar Thrutelius: »Kulturgeschichte Schwedens«. — Nahe verwandt den spielmäßigen Zeichnungen und Malereien sind die (meist szenenhaften) dekorativen Darstellungen, deren Anlaß nicht nur die Freude am Darstellen, sondern die Freude am Ausschmücken ist, was sich durch symmetrische Anordnung und Verteilung der einzelnen Figuren verrät. Sie stehen, wie leicht zu erkennen ist (s. u. über Malereien der Palauinsulaner), dem Ornament nahe, haben also mit der Bilderschrift, der mnemotechnisch gewerteten Darstellung ebenfalls nichts zu tun.

Fig. 2, 3, 4: Felszeichnungen (Menschen) vom Phallusberg von Molokai (Hawai) nach Krämer (Glob. 73, 9).

Tafel 3. Fig. 1—6: austral. Felszeichnungen (nach Mathews) aus Neu-Süd-Wales. Sie zeigen den vollkommeneren Typus der Zeichnungen, den der Flächenbilder, wie sie auch die Buschmänner und der paläolithische Mensch ausgeführt haben.

Fig. 7, 8, 9: Europäische »Näpfchensteine« nach Forrer u. a.

B. Die Ortszeichen.

Unter dem Namen Ortszeichen sollen alle diejenigen Symbole zusammengefaßt werden, die dazu dienen, um einen für den Menschen bedeutungsvollen Ort hervorzuheben, von seiner Umgebung zu sondern.

Das kann geschehen erstens aus religiösen Motiven, um durch die Markierung den Ort (z. B. Wohnplatz) vor vermeintlichen Schädigungen übernatürlichen Ursprunges zu schützen usw., zweitens aus praktischen Motiven, um auf etwas hinzuweisen, jemanden von etwas zu benachrichtigen, (z. B., daß eine Wasserstelle in der Nähe ist usw.). Zuerst werden wir uns die Frage vorzulegen haben, welches dieser beiden Motive als das ursprünglichere zu gelten hat.

Freilich, wenn wir von Zweckmotiven reden, so müssen wir uns auch hier stets bewußt bleiben, daß in primitiven Zuständen von derartig bestimmt umgrenzten Zwecken, wie wir sie für unsere differenzierten Verhältnisse voraussetzen, nicht geredet werden darf, da der Primitive bei allen Handlungen und Einrichtungen deren Nebenwirkungen eine viel höhere Beachtung schenken wird, als wir, an Konsequenz und Konzentration gewöhnt, es tun, so daß beim Primitive eigentlich nur Motivkomplexe, kollektive Wünsche (die ästhetische, religiöse, praktische Motive einschließen, von denen einige besonders religiöse zeitweilig herrschend, richtunggebend sein können) wirksam sind.

Da nun aber, wie in der Einleitung auseinandergesetzt wurde, auf niedriger Stufe Empfindungen von Furcht, Hoffnung, die nur in der Auffassung des Subjektes vorhanden sind, und, gleichsam in die objektive Welt projiziert, Anlaß

zum Glauben an magische Wirksamkeiten geben, im Geistesleben die hervorragende Rolle spielen, so dürfen wir wohl annehmen, daß sich diese vorwiegend magische Denkweise auch bei der Anwendung der Ortszeichen offenbart haben wird.

Demnach würden Ortsmarkierungen aus vorwiegend magisch-religiösen Motiven (Abwehrsymbole, symbolische Wegsperrungen) das Ursprüngliche sein, und es würde sich erst später aus ihnen der eigentliche Ortssymbolhinweis, die älteste Form der Mitteilung an Abwesende entwickelt haben.

Allerdings ist diese Vermutung durch das ethnographische Material direkt nicht mehr zu stützen, da wir meist profane und magische Ortssymbole nebeneinander finden.

Noch älter als die Ortssymbole sind wahrscheinlich die Signale, von denen eine Abart, die Rauchsignale, bei den Australiern¹, eine andere, die Feuersignale, bei nordamerikanischen Stämmen und den alten Galliern vorkamen. Sie stehen der Gebärde noch insofern nahe, als sie augenblicklich vergänglich, gleichsam Projektionen der Gebärde sind².

Anders die Ortsmarkierungen, die in der Anhäufung von Steinen, Ästen, eingeknickten Zweigen, Baumritzungen, bestehen und schon durch ihr Material über den Augenblick hinausweisen.

Bei einigen Völkern, die im Besitze einer Bilderschrift sind, wird der in einem derartigen Weg- oder Ortszeichen bestehende Hinweis mitunter durch piktographische Zeichen näher detailliert werden. Solche Fälle scheinen es gewesen zu sein, die die Annahme veranlaßten, daß sich aus der Anwendung von Zeichnungen als Wegzeichen zuerst eine Bilderschrift entwickelt habe. Aber auch *beim Bilde geht* — das Nähere darüber kann erst an anderer Stelle gesagt werden — *der rationalen, zweckvollen Anwendung eine irrationale, magische voraus.*

¹ Lumholtz: »Unter Menschenfressern.« Hamburg 1891. — Howitt: »The nat. Trib. of South. Austr.«, p. 721 ff.

² Ihre Anwendung erlischt bei fortschreitender Entwicklung keineswegs, sondern aus ihnen entwickeln sich später ganze Systeme, die ja noch heute bei uns militärisch und verkehrstechnisch von weittragender Bedeutung sind.

Am weitesten verbreitet von allen Ortsmarkierungen sind wohl diejenigen der Grabstätten durch Darüberhäufen von Erde, Steinen¹ usw. Ursprünglich aus einem ungewissen Gefühl des Grauens vor dem Leichnam errichtet, später dazu dienend, die unheilbringende Wiederkunft des Verstorbenen zu verhindern (also eine magische Abwehrmaßregel), entsteht daraus die Sitte, ein Mal des Gedächtnisses, ein Denkmal in des Wortes eigentlicher Bedeutung zu machen.

Dieser Entwicklungsgang des Denkmals, der möglicherweise ältesten Art der Ortsmarkierung, ist vielleicht die beste Illustration des Gedankens, der die ganze vorliegende Arbeit durchzieht, von der *allmählichen Abwandlung magischer Gebräuche in profane.*

Andere Markierungen² dienen dem Schutz gegen Krankheit und Unglück.

In Tschittagong stellt man bei Epidemien einen Stab schräg auf, an welchem in besonderer Weise zusammengerollte Blätter hängen. Der Minkopie der Andamanen pflanzt in gleichen Fällen hohe Pfähle vor die Hütte, welche mit Streifen von schwarzem Bienenwachs versehen sind.

Ist in Loango³ die Erde durch ein schweres Verbrechen entweiht worden, so pflegt man bestimmte Wege während der Zeit, wo man nach dem Übeltäter fahndet, zu sperren dadurch, daß man Querfurchen gräbt, Knüppel einflöckt oder Stricke und Lianen über den Pfad spannt. Der gleichen Hilfsmittel bedienen sich die Zauberer, um schädliche Geister fernzuhalten.

Auf den Inseln des malaiischen Archipels ist es ein weit verbreiteter Gebrauch, daß die Eingeborenen ihren Grundbesitz vor Betretung und Beschädigung ihrer Felder und Baumpflanzungen schützen durch »Matakau«, d. i. Verbots- oder besser Abwehrzeichen. Unter ganz bestimmten Zeremonien werden sie angefertigt und aufgestellt. Wer das Verbot übertritt, ist der dem Zeichen anhaftenden Zauberkraft verfallen.

¹ Vgl. auch Andrée: Ethn. Par. S. 46—58.

² Viele Beispiele bei Bartels: »Die Medizin der Naturvölker.«

³ Pechuel-Loesche: »Volkskunde von Loango.« Stuttgart 1907.

Was für ein Unglück oder für eine Erkrankung ihn treffen wird, bringt die besondere Form des Matakau zur Anschauung. Deutlich und unverkennbar ist die symbolische Sprache dieser plastischen Darstellungen. Eine dickbauchige Kalebasse »droht« (odernach ursprünglicherer Auffassung veranlaßt durch »Analogiezauber« bei) dem Frevler das Anschwellen des Leibes, ein Stäbchen mit zwei propellerartig daran befestigten windschiefen Palmblättern zeigt an, daß ihm die Eingeweide verdreht werden sollen; ein Stäbchen mit eingeschnittener schuppenartiger Verzierung kündigt Ichthyosis an usw.

Die profanen Parallelen solcher Einrichtungen mögen uns etwas eingehender beschäftigen, denn in ihnen haben wir die Ortszeichen im eigentlichen Sinne vor uns.

Dienten die magischen Symbole der Abwehr, und lassen sie sich der ursprünglichsten Form der Gebärde, der abwehrenden (s. o.) vergleichen, so sind die profanen hinweisend und der hinweisenden Gebärde verwandt. *Als die primitivsten Mitteilungsmittel, als das erste Beispiel des Gebrauches eines Zeichens, wie ihm die Schrift später zu so hoher Vollkommenheit führt, erscheinen sie als deren Vorläufer in zwecklicher Hinsicht.* Ihre Verwendung ist indessen sehr beschränkt und ihre Ausführung noch sehr einfach.

Die Tivátikai Shoshoni Nevadas errichten zum Beispiel, um den Weg zu einer Wasserstelle zu bezeichnen, Steinhaufen, bei denen ein an der Spitze befindliches Felsstück die genaue Richtung weist¹.

Von den Kiatexamut-Eskimos wird berichtet, daß Wanderer Stammesangehörigen die genommene Richtung dadurch mitteilen, daß sie einen Stock mit einem hellen Grasbüschel als Wegweiser in die Erde stecken². Seehundsjäger, von einer gefahrvollen Reise zurückgekehrt, befestigen Holzstücke in der Erde, die nach dem Heimort hinzeigen.

(Bei den Eskimo findet man übrigens häufig, daß ein solcher

¹ Garrick Mallery: »Pictography of the N. Am. Ind.« 7. u. 10. Ann. Rep. of the Am. Bur of Ethn.

² Dasselbe teilt Howitt (op. cit.) von Australien mit.

Ortszeichenhinweis mittels Bilderschrift, siehe Kap. II, verdeutlicht wird; auf das Holzstück wird z. B. das Bild eines Kanus und einer Hütte eingeritzt.)

Bei Wanderungen der Ewener¹ macht der des Weges Kundige vorangehende dadurch den rechten Weg kenntlich, daß er auf alle zu vermeidenden Nebenwege Gras oder Blätter streut oder mit einem Stock einen Querstrich über sie zieht² oder auch in gewissen Abständen einen Stein in eine Baumgabelung als Wegmarkierung klemmt. Verfolgt der Jäger die Spur des Wildes, so legt er an die Stelle, wo die Spuren vom Wege ab in den Wald oder Busch führen, ein Blätterbündel nieder; dies dient einem etwa nach ihm der gleichen Spur nachgehenden Jäger als Zeichen, daß schon jemand auf der Fährte des Wildes ist.

In anderen Gegenden des Ewelandes knickt der Jäger zur Mitteilung die jungen Zweige zu Seiten seines Weges ein, ein später des gleichen Weges Gehender sieht sogleich, ob die Knickungen frisch oder schon vom gestrigen Tage, also für ihn unbedeutend sind. Trifft man jemand, den man besuchen wollte, nicht zu Hause, so zupft man eine Hand voll Dachgras aus und legt es vor die Tür oder auf einen Stock, um so den Heimkehrenden von dem beabsichtigten Besuch in Kenntnis zu setzen. (Spieth, Westermann.)

Ähnliches berichtet Liebich von dem Wandervolk der Zigeuner³.

Ein Fetzen des Kleides an einem Baum oder Strauch befestigt gilt als Zeichen, daß der Zigeuner hier länger verweilt hat. Zur Markierung des eingeschlagenen Weges wird seitwärts von Kreuzwegen ein Baumästchen mit mindestens drei Zweigen dergestalt in die Erde gesteckt, daß die Spitze des mittleren, des Hauptastes, die Richtung weist. Oder man

¹ Diedrich Westermann in den Mitteilg. d. Sem. f. orient. Spr. Berlin (1907). Bd. X, Abt. 3.

² Bei den Ostafrikanern ebenfalls ganz allgemein üblich. Siehe Karl Weule: »Negerleben in Ostafrika.«

³ »Die Zigeuner in ihrem Wesen und ihrer Sprache.« Leipzig 1863.

schichtet drei Steine übereinander, von denen der größte die Basis bildet, der kleinste dagegen obenauf liegt. Oder man macht drei parallel laufende, durch eine Querlinie verbundene Striche, deren mittlerer länger ist als die beiden anderen, in den Sand oder Schnee, und zwar so tief, daß sie nicht so bald verweht und zugeschnitten werden können. Liebesverhältnisse werden ebenfalls durch Zeichen geschlossen und wieder getrennt. So deutet ein Bruch in dem oben beschriebenen mittleren Baumästchen an, daß man von einer bisher geliebten Person nichts mehr wissen wolle, und daß sie nicht etwa nachfolgen und den vergeblichen Versuch einer Aussöhnung unterlassen möge.

Die Tungusen¹ haben ähnliche Merkzeichen. Ein abgehauenes Bäumchen im Walde, woran ein Pfeil mit der Spitze nach unten steckt, besagt bei ihnen: »Ich stelle in der Nähe Bogen.« Ist der Pfeil schräg aufwärts gerichtet, dann ist der Jäger weit weg gezogen. Ist statt des Pfeiles ein Zweig eingeklemmt, so weißt er in der Nähe. Ein über die Spur gelegter Zweig sagt, daß man die eingeschlagene Richtung nicht weiter verfolgen solle. Ein Klotz, der in die Türstelle eines alten Zeltplatzes geschlagen ist, rät davon ab, an derselben Stelle zu rasten. (Ein Pferdekopf, der auf abgeschälte Rinde gezeichnet ist, fordert auf, ein zurückgelassenes Pferd zu suchen²).

Ähnliche detaillierte Mitteilungen machen die Hidatsa-Indianer, die ebenfalls eine Bilderschrift besitzen. Sie pflanzen einen Richtung weisenden Stab auf und legen am Fuße ein Schulterblatt nieder, auf dem der Anlaß der Abreise, z. B. die Jagd durch einen Büffel, also den Ausdrucksmitteln der primitiven Bilderschrift entsprechend, eine Tätigkeit durch einen Gegenstand dargestellt ist.

Die Abnaki-Indianer, früher in der Gegend von Quebec wohnend, bedienen sich eines Signalssystems, das schon den Hilfsmitteln nahe kommt, die wir unter dem Namen »Zählzeichen« näher kennen lernen werden.

¹ Byhan: »Polarvölker« S. 142.

² Über die Bilderschriften der Arktiker siehe Kapitel II.

Ein Pfahl, wie bei den tungusischen Wegweisern schräg in die Erde getrieben, zeigt den eingeschlagenen Weg an. Durch senkrecht in die Erde gestoßene Pfähle kann die Anzahl der Tage angegeben werden, die der Wanderer vermutlich abwesend sein wird (siehe Tafel 6, Fig. 5, Abb. A, B, C, D).

Andere Markierungen stehen den Eigentumszeichen, die im nächsten Abschnitt behandelt werden sollen, nahe; so z. B. wenn der Maori bestimmte nützliche Bäume mit einem Zeichen an der Rinde versieht, um sich der Nutznießung zu versichern. Auch Stammes- und Standeszeichen können gelegentlich als Ortszeichen verwandt werden.

Wie Vojtěch Frič¹ mitteilt¹, zeichnen die Weiber der Pilagá-Indianer (Chaco Central) bestimmte Palmen durch senkrechte Zickzacklinien, die Aufforderungen zum Heiraten sind. Bei den Pilagás ist es nämlich immer das Weib, das sich den Mann erwählt und den Ort bestimmt, bei dem sich der Erwählte einfinden soll. Dasselbe Zickzackornament ist auch an den gestrickten Jagdtaschen, die der junge Indianer von seinem Weibe als Heiratsgeschenk erhält, und auch auf allen Lederstücken angebracht, die verheiratete Frauen als Bekleidung tragen. Es ist also augenscheinlich das Standeszeichen der verheirateten Frau. Niemals wird aber eine figurale Darstellung zur näheren Verdeutlichung der arboralen Mitteilung verwandt.

Anhangsweise möge schon hier auf die primitive Kartographie² als einer Abart der Ortszeichen hingewiesen werden.

Die Karten als mnemotechnisch gewertete Fixierungen nach räumlichen Gesichtspunkten kommen erst bei Völkern, die auf einer kulturellen Mittelstufe stehen, vor (insbesondere Arktikern, nordamerikanischen Indianern, Nordafrikanern). Daß Planskizzen zur Mitteilung an Anwesende gelegentlich — wenn auch seltener — benutzt werden (Ainu, südamerikanische Indianer), wurde oben erwähnt. *Der Übergang zu einer Karten-*

¹ Globus 89 S. 217.

² André: »Ethnographische Parallelen.« Bd. I. S. 197—221. — Wolfgang Dröber; »Kartographie bei den Naturvölkern.« Inaugural-Dissertation. Erlangen 1903.

Danzel, Die Anfänge der Schrift.

zeichnung aus mnemotechnischen Gründen bedarf eines besonderen Anstoßes, der anscheinend von religiöser Seite erfolgt. Pläne magischen Charakters (die nicht nur Augenblickswert haben) und augenscheinlich nur solche finden wir — an geeigneter Stelle wird darauf näher eingegangen werden, z. B. bei Australiern (Arunta), einigen afrikanischen Stämmen (Aki-kúyu), malakkanischen Stämmen (Órang Hútan).

Wir dürfen wohl demnach annehmen, daß auch die Fixierung räumlicher Verhältnisse (anfangs) vornehmlich religiösen Motiven entsprang, daß auch die ursprüngliche Kartographie vorwiegend magisch gewertet wurde.

C. Die Eigentumszeichen.

Sobald die Güter des Menschen gewerteter Besitz werden, stellt sich die Notwendigkeit ein, sie zu markieren, durch ein Zeichen ihren Unterschied zu betonen, um dadurch Verwechseln, Entwenden usw. zu verhindern. Solche Eigentumsmarken können zweierlei Ursprung haben.

Erstens: Sie sind aus magischen Symbolen, Standes- oder Stammesabzeichen hervorgegangen und bestehen aus nicht figürlichen Tätowier- und Bemalungsmustern oder in Zeichnungen von Totentieren.

Zweitens — das wird wohl die jüngere Form sein — bestehen sie aus willkürlich gewählten Linienkombinationen, die, meist auf beweglichen Gütern angebracht, wohl gleich anfangs als Unterscheidungsmerkmale entstanden.

Bei den Bildern von Totentieren, deren ursprüngliche magische Bedeutung verblaßte, und die sich zu Eigentumsmarken abwandeln, haben wir zum ersten Male die zweckvolle Verwendung figürlicher Darstellungen in bilderschriftloser Zeit vor uns, wenn man so will, eine Bilderschrift mit sehr beschränkter Verwendung.

In Europa waren Eigentumszeichen besonders in germanischen Ländern unter dem Namen »Boemarken« ehemals weit verbreitet. Auf Föhr z. B. (Tafel 4 Fig. 23—38) gehörte zu

jedem Haus eine meist aus geradlinigen Figuren zusammengesetzte Marke. (Manche Zeichen standen in Beziehung zu der Beschäftigung des ehemaligen Besitzers und mögen wohl spätere willkürliche Erfindungen sein. Ein Fenster wies z. B. auf einen Glaser, eine Mühle auf den Müller, ein Schlüssel auf den Küster (siehe Tafel 4 Fig. 24) hin. Nicht nur an den Häusern, sondern auch auf Spaten, Harken usw. wurden die Zeichen eingeschnitten. Vor hundert Jahren dienten sie ebenfalls noch dazu, den Anteil an dem geernteten Heu auf dem gemeinschaftlichen Meedlande zu bezeichnen, indem bei jedem Diemen die Hausmarken durch einige Spatenstiche eingegraben wurden. Ferner wurden sie von solchen Personen, die des Schreibens nicht kundig waren, bei der Unterschrift von Verträgen, Testamenten anstatt des Namens gesetzt. Wohlhabende ließen die Hausmarke in das Siegel gravieren, auch in das Denkmal Verstorbener einhauen. Nachdem aber seit 100 Jahren das gemeinschaftliche Land aufgeteilt worden ist und jeder Besitzer seinen Anteil erhalten hat, gebraucht man sie nicht mehr. Auch nicht als Unterschriften, da die Schulbildung eine bessere geworden ist.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß wir in ihnen ehemals magische Symbole, vielleicht stilisierte Totemzeichen vor uns haben, die erst später zu Unterscheidungszeichen wurden. Darauf deutet der Name »Boemarke« hin, der ja sagt, daß das Zeichen ursprünglich am Hause (Bau) angebracht wurde, wo ein Unterscheidungsmerkmal sinnlos, wohl aber ein schützendes Zeichen verständlich wäre.

Ebenfalls auf Föhr kommt die andere Art von Symbolen vor: die willkürlich erfundenen Besitzzeichen. Sie sind als Viehmarken noch heutigentags in Gebrauch, und in jeder Gemeinde befindet sich ein sogenanntes Markenbuch, in dem die Marken und der Besitzer verzeichnet stehen.

Die Markierung geschieht durch Einschneiden, Beschneiden oder durch Lochen der Ohren der Rinder, wofür es ganz bestimmte Ausdrücke gibt, die die Föhrer nicht mehr erklären können, so daß wir schon deswegen annehmen dürfen, daß diese Sitte ein sehr hohes Alter hat. Man unterscheidet z. B.

Einschneiden des Ohres = »Ausrüsten«, Abschneiden = »Überstiewern«; die Form, die durch einen winkelartigen Ausschnitt am Ohr entsteht, heißt »Rüßling« usw. (siehe Tafel 5, Fig. 3 Abb. I, II, III, IV).

Die Enten, die auf Föhr sehr zahlreich sind, und die man nicht im Hause hält, werden ebenfalls gezeichnet, und zwar dadurch, daß man in die Schwimnhaut bestimmte Einschnitte macht¹.

Auch in der Schweiz wendet der Senner in ausgedehntem Maße Marken an. Das Pferd wird am Schenkel, das Rind am Horn, Schaf und Ziege am Ohr mit Merkmalen versehen.

In gleicher Weise markiert der Samoaner die Schweine und die ihnen gleichgeachteten Kriegsgefangenen, der Somali die von ihm gezüchteten Kamele, der Tscherkesse seine Pferde. Die Kenntnis der schier unzähligen Marken, wie sie von Hirten verlangt wird, erfordert mitunter zur Einprägung eine weit größere Gedächtnisarbeit als unser Alphabet.

Bei den nomadisierenden Arabern heißt das Eigentumszeichen: »Wesm«; es findet sich namentlich an den Brunnen und Zisternen mit großer Sorgfalt in den Stein gegraben. Manchmal sind mehrere solcher Symbole verschiedener, gleichberechtigter Gruppen nebeneinandergestellt, und viele Reisende haben dann geglaubt, Inschriften vor sich zu sehen². (Siehe Tafel 4 Fig. 59 und 60.)

Ein sehr hohes Alter der Marken konnte bei den Tschere-missen nachgewiesen werden. Nach alten Berichten ließen sich Zeichen, die im Jahre 1838 im Gebrauch waren, bis 1663 zurückverfolgen.

Ausgedehnten Gebrauch machen auch die Masai³ von Besitzzeichen. Rinder, Esel und Kleinvieh tragen Unterscheidungsmerkmale: Schnitte, Brandstriche an einem oder beiden Ohren und größere Bogen und Linien auf der linken Körperseite.

Die Marken der Rinder und Esel zeigen an, zu welchem

¹ Vgl. Globus Bd. 86 S. 353.

² Andrée: »Ethn. Parall.« Bd. II S. 74—85.

³ Merker: »Die Masai«. Berlin 1910. (Tafel 5 S. 168.)

Geschlecht bzw. Untergeschlecht der Besitzer gehört; die des Kleinviehes wählt jeder einzelne Besitzer für sich.

Die meisten Geschlechter haben mehrere Symbole, was Merker damit erklärt, daß bei der allmählich sich vollziehenden Einwanderung des Masaivolkes jede der vielen Banden zunächst ein abgeschlossenes Ganze bildete. Indem nun jedes darin vertretene Geschlecht ein besonderes Merkmal annahm, um sein Eigentum kenntlich zu machen, ergab es sich, daß sich später bei ein und demselben Geschlecht, je nach der Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Trupp, verschiedene Eigentumszeichen vorfanden. Außer den Geschlechteigentumszeichen gibt es noch solche, die einzelnen sehr reichen und weit verbreiteten Familien angehören, und die dann an Stelle der Geschlechtsmarken, ohne diese beizufügen, angebracht werden.

Geht ein Zuchtrind an einen zu einem anderen Geschlecht gehörenden Besitzer über, so erhält es eine neue Marke auf der rechten Körperseite; neben den Eigentumszeichen tragen die Rinder oft noch ausgedehnte eingebrannte Muster zum Schmuck. Auch die Waffen sind in ganz bestimmter Weise kenntlich gemacht¹.

Daß auch bei den alten Babyloniern Eigentumszeichen in Gebrauch waren, beweist das 265. Gesetz des Hammurapi: »Wenn ein Hirt, dem Rind oder Kleinvieh zum Weiden gegeben worden, betrügerisch handelt und das Mal ändert . . . so soll man ihn überführen, und zehnfach soll er das gestohlene Rind bzw. Kleinvieh seinem Eigentümer erstatten« (Delitzsch).

Einige Völker behelfen sich mit sehr einfachen Merkmalen. Hat im Ewelande jemand einen Baum, besonders eine Weinpalm, gefällt, ohne unbestrittener Besitzer zu sein, so legt derjenige, der ebenfalls Anspruch auf den Baum erhebt, ein Bündel Palmblätter oder Gras auf den Stamm. Wenn ein Ewenger eine Traglast niedergestellt hat, so kennzeichnet er sie vor seinem Fortgehen durch eine Handvoll Gras oder Erde, ein Zeichen, das stets respektiert wird (Westermann).

¹ Auf Tafel 5 Fig. 2: Eigentumszeichen auf Wurfgeschossen der Masai (nach Merker).

An beweglichen Gerätschaften, hauptsächlich Wurfgeschossen, sind Kennmarken besonders wertvoll und deswegen bei Jägervölkern weit verbreitet.

Die Alëuten z. B. jagen den Wal mit gezeichneten Harpunen ohne Leine, die Gemeinde, die den Wal findet, kann durch die Kenntnis der Marke die Jäger benachrichtigen. Ähnliches wird von den alten Isländern und den nilferdjagenden Woitos am Tanasee in Abessinien erzählt.

In ganz einfacher Weise machen die schon oben erwähnten Minkopies der Andamanen ihre Waffen kenntlich, nämlich durch besondere Knotenknüpfung der Schnur, die die Spitze der Waffe mit dem Schaft verbindet.

In einigen Fällen läßt sich noch der Übergang vom religiösen, insbesondere Totemzeichen zu Besitzmarken direkt erkennen. Die südamerikanischen Kadiuéo¹ haben die Sitte, die sich auch bei einigen Pampasstämmen und den Guaykurú in Paraguay findet, auf ihren Waffen, Gerätschaften des persönlichen Gebrauchs, z. B. Kämmen, Pfeifen, Kürbisgefäßen, Bambusbüchsen, in größerer Anzahl auf den Haustieren, ja sogar auf Weibern und Sklaven ein Zeichen anzubringen, das aus stark stilisierten Gestalten von Menschen, Tieren besteht, und das sehr wahrscheinlich mit den Totemzeichen zusammenhängt, die bei Ehezeremonien eine große Rolle spielen² (siehe Tafel 4 Fig. 14—21).

Die nordwestamerikanischen Tlinkit benutzen ebenfalls das Totemzeichen als Besitzmarke.

Mitunter werden auch bestimmte Tätowier- und Körperbemalungsmuster als Eigentumszeichen, ja als Unterschrift zur Beglaubigung benutzt, z. B. von den Maori. Derartige Symbole führen uns schon zu den Abzeichen, die im nächsten Abschnitt näher untersucht werden sollen.

Ehe wir zu diesen übergehen, möge noch auf drei eigen-

¹ Koch im Globus Bd. 81. S. 43.

² Es besteht in letzterem Falle aus einer 2—3 m langen Stange, deren oberer Teil »geometrische Figuren« bilden, und wird in Prozession mit großem Gefolge in die Wohnung des neuen Paares gebracht.

artige Verwendungsarten der Eigentumsmarken hingewiesen werden, auf die Verwendung zur Auslosung, zur Mitteilung und zur Zeichnung der Waren.

Erstens Auslosung: Bei den Kabylen wird das auf Gemeindegeldern geschlachtete Vieh ausgelost, die Verteilung der Portionen erfolgt nach Köpfen. Alt und jung, reich und arm haben gleichen Anspruch, und jede Gruppe bringt ein Stäbchen, an dem ein Zeichen angebracht ist, und übergibt es dem »Amin«. Dieser schüttelt die Stäbchen durcheinander und reicht sie seinem Gehilfen, welcher zu jeder Fleischportion ein Stäbchen legt.

Auch auf Rügen wurden mit dem Eigentumszeichen versehene Holzstücke (»Kaveln«) zur Auslosung benutzt.

Eine zweite, schon über die gewöhnliche Verwendung ausgreifende Benutzung ist die zur Mitteilung¹. Sie kommt allerdings nicht bei ganz niedrigstehenden Völkern vor. Unsere Abbildung Tafel 5 Fig. 9 stellt ein Brett dar, auf dem Besitzmarken und Zahlkerben eingeschnitzt sind. Die Kerben am Rande (B) bezeichnen die Anzahl der »brieflich« verlangten Renttiere. Ihnen gegenüber stehen die Handzeichen (A) der einzelnen fordernden Samojeden; ganz unten steht das Handzeichen des Samojedenältesten (C), welcher statt schriftlicher Meldung das Brettchen den einzelnen Samojeden zur Lieferung von Renttieren zuschickt. Diese Aufzeichnung hat einen ganz bedeutenden mnemotechnischen Wert und steht in ihrer Art fast ganz vereinzelt da. (Es ist nicht zu entscheiden, wenn auch diese Briefsendung auf rein samojedischer Kulturgrundlage erwachsen ist, wieweit das Bedürfnis dazu die Folge des Einflusses höherer Kulturen ist.)

Eine dritte Abart der Eigentumszeichen sind die Herstellungsmarken oder Warenzeichen, die, wenn auch weitaus seltener, schon auf sehr niedriger Stufe hie und da gefunden werden.

Finsch erzählt (im Globus) von den Bewohnern des Moresby-

¹ Vgl. A. Schiefner im Bull. de la soc. hist. phil. de l'Ac. imp. des Sc. de St. Pétersbourg. Bd. 11. 1854. S. 322.

Archipels, daß sie Randmuster auf allerlei Töpferwaren anbringen, die oberflächlich betrachtet nur der Verzierung dienen, in Wirklichkeit aber von großer Bedeutung als Handelszeichen sind. Möglicherweise sind sie ornamentalen Ursprungs. (Siehe Tafel 5 Fig. 1, Abb. A, B, C, D.)

Die Akikúyu Britisch-Ostafrikas versehen (nach Routledge¹) die Bienenkörbe, die auf Märkten feilgeboten werden, ebenfalls mit dem Zeichen der Verfertiger.

Auch prähistorische Funde deuten auf ähnlichen Brauch. Neolithische Gefäße der siebenbürgischen Fundstelle Tordos² (Kom. Hunyad) tragen am Boden oder an der unteren Gefäßwandung unmittelbar oberhalb des Bodenrandes »schriftartige Zeichen« (siehe Tafel 4 Fig. 67—80), die wohl zu unterscheiden sind von ornamentalen Gebilden, und von denen einige sich auf trojanischen Gefäßen und Spinnwirteln wiederfinden. Daß gleiche Zeichen in Troja und Ägypten vorkommen, hat bei Prähistorikern große Verwunderung erregt, ist aber eigentlich nichts Erstaunliches und an sich noch nicht ein Beweis von Völkerbeziehungen. Bei der Einfachheit dieser Linienkombinationen würde man ebenso leicht wie ägyptische auch afrikanische und amerikanische Analogien finden können.

Auf Tafel 4 und 5: Beispiele von Eigentumszeichen, und zwar:

Tafel 4 Fig. 1—13: tscherkessische Eigentumsmarken (nach Lohmann).

Fig. 14—21: Eigentumszeichen der Kadiuéo; Fig. 22: mehrere Eigentumszeichen auf einem Stück (nach Koch).

Fig. 23—38: Hausmarken von Föhr.

Fig. 39—43: zentralafrikanische Eigentumszeichen.

Fig. 44—49 u. 50—51: Eigentumszeichen der Ainu von Jeso.

Fig. 52—58: Eigentumszeichen der schwedischen Lappen (Andrée).

Fig. 59 u. 60: arabische Eigentumszeichen (sog. »Wesm«).

Fig. 61—66: wotjakische Eigentumszeichen (sog. »Tamga«) (Andrée).

Fig. 67—80: Eigentumszeichen neolithischer Gefäße von Tordos (Hubert Schmidt).

¹ »With a prehistoric people« (The Akikúyu of British East Africa). London 1910.

² Vgl. Hubert Schmidt in Zeitschr. f. Ethn. 1903. S. 457 ff. — Eduard Meyer: »Alte Gesch.« Berlin 1909. S. 666 f. — Schliemann: »Ilios« S. 766 f.

Tafel 5 Fig. 4: australische Keule mit Eigentumszeichen (Grosse).
Fig. 5, 6, 7, 8: aléutische Ruder mit Eigentumszeichen (nach Grosse), wohl ornamentalen Ursprungs.

Fig. 2: Eigentumszeichen von Wurfgeschossen der Masai (Merker).

D. Die Abzeichen.

Bei der Ausbildung der Abzeichen finden wir wieder drei Motive wirksam: praktische, ästhetische und religiöse.

Heißer Sonnenbrand oder andere äußere Einflüsse veranlaßten den Primitiven, sich in feuchtem Erdboden zu kühlen, später den Körper direkt mit schützenden Substanzen zu bestreichen. Die Freude an der Farbe veranlaßte eine ganz bestimmte Zusammenstellung und Ausgestaltung der Körpermalerei; die religiösen Anschauungen berücksichtigten endlich bestimmte (assoziative) Zusammenhänge zwischen bestimmten Gegenständen mit Farben (etwa: rot — Blut usw.) und Formen.

Innerhalb der Gruppe bilden sich dann durch die Gewohnheit soziale Normen aus, welche dem Individuum für die Farb- und Formenverwendung bestimmte Grenzen setzen, bestimmte Regeln zur Pflicht machen. So entstehen die Stammesabzeichen. Sie zerfallen in figurale und ornamentale.

Bei den ornamentalen werden durch die Körperformen gegebene Linien durch Tätowierung, Bemalung, Narbenverzierung usw. hervorgehoben. Man betont also die natürlichen Charakteristika des Körpers und erzielt dadurch eine furchterregende, imponierende Wirkung, deren Ursache der magischen Beschaffenheit des Schmuckes zugeschrieben wird.

Die bildlichen Abzeichen bestehen vorwiegend, sehen wir von höheren Kulturstufen ganz ab, in der Wiedergabe religiöser Objekte, insbesondere von Totemtieren, deren dauernde Anwesenheit im Bilde eine beruhigende Wirkung ausübt, später aber als direktes Schutzmittel, als Abwehrmittel gegen zauberische Einflüsse gilt. Dadurch, daß die Ausführung immer mehr nach ästhetischen Gesichtspunkten geschieht, lösen sich die Totembilder schließlich in teils geometrische Elemente auf

und sind dann von den markierenden Zeichen kaum noch zu trennen.

Außer am Körper werden Abzeichen auch an Kleidung und Schilden angebracht. Sie spielen natürlich im Kriegsfall und bei Festlichkeiten eine besondere Rolle¹.

Das beste Beispiel für figurale Abzeichen totemistischen Ursprungs liefern die Haidah-Indianer. Bei den Männern findet man Tierdarstellungen zwischen den Schultern, auf dem Rücken, auf dem Nacken, an der Brust und an der Vorderseite der Oberschenkel. Die Frauen dagegen haben Zeichen auf der Brust, beiden Schultern, beiden Vorderarmen und an den Beinen unterhalb der Knie bis zu den Knöcheln. Jede Marke hat eine ganz bestimmte Bedeutung. Die auf den Händen und Armen der Frauen z. B. zeigen den Familiennamen an, ob die Frau dem Bär-, dem Wolf-, dem Adler- oder dem Biber-totem angehört. Zeichen an anderen Teilen lassen die Stammes-zugehörigkeit erkennen usw. (Mallery)².

Auch bei den folgenden Abzeichen ist der religiöse Ursprung wahrscheinlich. (Weiteres siehe auch Abschnitt G »Magische Symbole«.)

Als A. B. Meyer im Jahre 1873 auf Neu-Guinea in der Bucht von Doré auf der Insel Mansinam weilte, fand er bei einer Eingeborenen Tätowierungen, die »Zur Erinnerung an« (oder zum Schutze gegen?) die vor zehn Jahren stattgehabte Pocken-epidemie ausgeführt waren, speziell im Hinblick auf den Tod zweier Brüder, welche der furchtbaren Krankheit zum Opfer gefallen waren. Die einzelnen Zeichen der reichen Ornamentierung bezogen sich ganz speziell auf dieses Ereignis, unter anderem auf die Gegenstände, welche man den Brüdern ins

¹ Man geht wohl nicht fehl, wenn man die auf den Körper gemalten (oder tätowierten) Abzeichen für älter hält als die auf Kleidung, Schilden usw. angebrachten.

² Siehe Tafel 6 Fig. 1, 2, 3. Fig. 1: ein Fisch, befand sich am rechten Bein einer Frau. Fig. 3: ein Fisch, befand sich auf der Brust eines Mannes. Fig. 2: eine Kröte, befand sich am Oberschenkel eines Mannes. Fig. 6 ist das Totemzeichen eines Torresinsulaners. Es war auf den Rücken eines Mannes tätowiert. (Vgl. Globus 86 S. 179.)

Grab gelegt hatte, wie Kokusnüsse, europäische Teller usw., und waren den Körperhälften entsprechend symmetrisch angeordnet. Man denkt unwillkürlich an Votivbilder, die dazu dienen, die Geister Verstorbener zu beschwichtigen.

Nahe dieser Sitte steht ein Brauch der Eweneger (vgl. Westermann), nach dem die einzigen Überlebenden unter ihren Angehörigen den Horndeckel eines Käfers amulettartig an einer Schnur am Halse tragen.

Der fast eigroße, äußerst harte Samen einer Liane wird in gleicher Weise von Männern getragen »als Zeichen« der Ausdauer, Furchtlosigkeit, des Trotzes gegen Feinde; dem gleichen Zweck dient eine gewisse, besonders bei Jünglingen beliebte Haarfrisur.

Das Tragen eines dunkelroten Umschlagetuches ist bei demselben Volke Zeichen tiefer Trauer; es ist nicht gestattet, Trauerfälle mündlich bekanntzugeben oder überhaupt von dem Ableben (besonders eines Häuptlings) zu reden. Todesnachrichten werden fast ausschließlich in die Nachbarorte durch mit diesem roten Tuch bekleidete Boten gebracht, und jeder versteht die Bedeutung, ohne den Überbringer zu fragen.

Ein ausgedehntes System von Abzeichen ausschließlich ornamentaler Natur, hatten ehemals die Maori. Für verschiedene Linien gab es ganz bestimmte Fachausdrücke. Richard Taylor teilt 22 solcher mit, von denen 19 nur für Männer in Gebrauch waren.

Die vorher erwähnten Masai bringen die Stellung der wehrhaften Männer auf den Schilden zur Darstellung. Die Jünglinge erhalten ein »Schildwappen« erst, wenn sie Krieger werden durch eine beratende Versammlung der Älteren. Es besteht aus einfachen Bogen, Kreisabschnitten, Strichen, Zacken, die in roter, schwarzer (seltener grauer) Farbe auf weißem Grunde den Schild zieren, und von denen jedes Element ganz bestimmte Bedeutung hat. Man unterscheidet hauptsächlich folgende Arten von Marken (siehe Tafel 6, Fig. 7 u. 8):

1. das rote Kriegerzeichen (das wichtigste). Es befindet sich entweder auf beiden oder nur auf der einen Schildhälfte längs des Schmuckbandes. Die Anbringung eines symmetri-

schen Doppelzeichens scheint besonders nach beutereichen Kriegszügen üblich gewesen zu sein (Fig. 7 u. 8);

2. das schwarze Zeichen;

3. das Schmuckband, daß im Längsdurchmesser des Schildes verläuft, und dessen Form dem augenblicklichen Geschmack unterworfen ist (Fig. 7 u. 8);

4. das Geschlechtszeichen. Es findet sich heute nicht mehr auf den Schilden. Früher wurde es teils auf der Rückfläche, teils auf der Vorderseite angebracht;

5. das Korporalschaftszeichen (meist wenig auffällig), dazu dienend, die Unterabteilung einer auf einem Kriegszuge befindlichen Bande anzuzeigen. (Im Zentrum des Schildes von Fig. 7);

6. das Zeichen besonders tapferer Krieger, die im Kampfe vorangehen. Es ist meist an der Peripherie einer Längsseite (Fig. 8) angebracht.

Ein Schildwappen ist schon vollständig, wenn es außer dem Schmuckband noch das rote Kriegerzeichen enthält (Merker).

Einen noch ausgedehnteren Gebrauch der Abzeichen machten nordamerikanische Bilderschriftvölker.

Die Dakota z. B. haben, wie Mallery mitteilt, ein ganz bestimmtes System ausgebildet, um die verschiedenen Heldentaten durch den Kopfschmuck kenntlich zu machen. Ein Punkt auf einer Feder bedeutet, daß ihr Inhaber einen Feind getötet hat; Ein schwarzumränderter winkelförmiger Ausschnitt, daß einem Feind die Kehle durchschnitten und ein Skalp erbeutet wurde. Eine längsgespaltene Feder bedeutet viel Verwundungen des Trägers usw.

Die Hidatsa-Indianer malen auf Decken, Kleidung, Kanu-Paddeln usw. in roter oder blauer Farbe bestimmte Symbole für Kriegstaten, die ähnlich wie bei uns die Ordensdekorationen bei Festen stolz zur Schau getragen werden¹. Andere

¹ Siehe Tafel 6 Fig. 4. Es bedeutet I: »verteidigte sich erfolgreich gegen einen Feind durch Aufwerfen eines Walles, um sich zu schützen«. — II. bedeutet zwei solcher Verteidigungen. — III. bedeutet: »Pferd eines Feindes erbeutet« (Hufeisen). — IV. dient zur Bezeichnung derjenigen Person, die im Kampf als erste einen Feind niederschlug, — V. bedeutet die zweite Person, VI. die dritte, VII. die vierte, VIII. die fünfte.

Völker behelfen sich einfacher. Die Dayak Borneos stecken so viel Schwanzfedern des Rhinozerosvogels ins Haar, als sie Gegner niedergemacht haben.

Eingeborene Neu-Guineas drücken dasselbe durch weiße Papageienfedern, die Somali durch rote Straußenfedern aus. Derartige Markierungen bilden schon den Übergang zu den Zählzeichen des folgenden Abschnittes.

E. Die Zählzeichen.

Zählungen, wie sie sich auf Kerbhölzern und Knotenschnüren so weit über die ganze Erde verbreitet finden, sollten vermuten lassen, daß wenigstens die kleineren Zahlbegriffe auf niedriger Stufe abstrakt ausgebildet wären. Das ist nur scheinbar so. Die Zahlen sind keineswegs scharf von den gezählten Objekten geschieden, und was durch ein Zahlwort, durch eine Gebärde oder durch eine Kerbe oder einen Knoten ausgedrückt wird, das sind nicht Zahlen im eigentlichen Sinne. *Denn bestimmte Vielheiten werden nur in den konkreten Beispielen, in denen sie vorkommen, gefühlt, wahrgenommen, aber keineswegs anfangs abstrakt begriffen. Ja, einige Kerben auf Stäben bedeuten nicht einmal lauter gleiche, sondern verschiedenartige Gegenstände oder sogar Vorgänge, so daß man eigentlich von einer Verwendung des Kerbholzes zum Zählen auf frühester Stufe noch nicht sprechen kann.*

Vielmehr können wir sagen, daß die Kerben anfangs weniger ein mnemotechnischer Anhalt als eine zwecklose (vielleicht spielerische) Vergegenständlichung von den Vorstellungen der Dinge oder auch Vorgänge, die sie bedeuten, sind (also der Neigung des Primitiven entsprungen, alle Vorstellungen in das Konkret-Sichtbare umzusetzen).

Der beste Beleg für diese Behauptung sind die Botenstäbe der Eingeborenen am Darlingsfluß Südostaustraliens¹.

¹ I, Vgl. Howitt: »The native Tribes of South-East Australia. p. 691—710. — II. Brough-Smith: »The Aborigines of Victoria«. p. 354—355. — III. Spencer and Gillen: »The nat. trib. of Centr. Austr. p.141. — IV. Eduard Curr: »The Australian Race« besonders Bd. p. 150. — V. W. E. Roth: North Queensland Ethnography.

Auf einem Botenstab war z. B. »verzeichnet«, daß der Sender der Nachricht, sein Bruder und zwei alte Männer sich an einem gewissen Wasserloch befänden, und daß sie ihren Sohn zur Knabenweihe zu bringen wünschten; zwei andere Knaben wären auch dazu bereit. Eine große Kerbe bedeutete den Empfänger der Botschaft, drei kleine die Knaben, die eingeweiht werden sollten.

Ein anderes Holz trug Kerben mit der Bedeutung 1. Zeremonie der Knabenweihen, 2. Stab für das zeremonielle Zahn-ausschlagen, 3. kleines Schwirrh Holz (das bei Zeremonien verwandt wird), 4. zeremonielle Bemalung mit rotem Oker.

Auf wieder einem anderen Holz waren die Stationen, die der Bote auf seiner Wanderung berührte, und die Anzahl der Tage seiner Reise »vermerkt«¹.

Charakteristisch ist der vorwiegend, wenn auch nicht ausschließlich sakrale Gebrauch dieser Hölzer, die wegen ihrer Heiligkeit vor den verunreinigenden Blicken der Frauen bewahrt werden müssen².

Manchmal werden dem Boten außer dem Stab auch Gegenstände mitgegeben, die den Inhalt der Mitteilung erläutern sollen (s. u. »Gegenstandsschriften«).

Auf einigen Botenstäben sind statt der Kerben Muster in geometrischer Anordnung angebracht; es sind sogar welche gefunden worden, auf denen Schiffe, Häuser, Fische u. a. durcheinander eingeritzt waren³. Da wir aber nichts von der Botschaft, der diese Stäbe dienten, wissen, da auf vielen europäische Gegenstände verzeichnet sind, mag man überhaupt zweifeln, ob es sich hier um bodenständige Arbeiten handelt, zumal da wir von unbeeinflussten Stämmen Stäbe mit Bildern, die sich auf die Botschaft beziehen, nicht kennen⁴. Vielleicht

¹ Das gleiche kann auch durch Striche auf dem Körper des Boten »notiert« werden.

² Vielleicht dürfen wir daraus schließen, daß auch der Kerbgebrauch anfangs (wie die Ortszeichen usw.) ein magisch-religiöser war.

³ Ztschrift. für Ethn. 1882. S. 33 (Virchow) u. S. 370 (Bastian).

⁴ Auf Tafel 8 Fig. 1—9, australische Botenstäbe, und zwar Fig 2, 3, 8 u. 9 nach Brough Smith (Bd. I p. 355); Fig. 4, 5, 6 u. 7 nach Curr (Bd. I S. 150);

sind es Churingas (s. u.), deren Besitz an sich als Legitimation gilt. Jedenfalls haben wir nach diesen Stücken noch keinen Anlaß zu glauben, daß der primitive Australier — was an sich schon unwahrscheinlich wäre — sich piktographischer Hölzer bedient hätte. Curr sprach 1887 mit Bestimmtheit aus, daß der Australier sicherlich nichts Geschriebenes kenne, und daß sogar in allen Fällen, die er beobachten konnte, sich der Bote seiner Botschaft entledigte, ehe er den Kerbstab hervorzog und dem einflußreichsten Manne des Stammes überreichte und erklärte, der ihn dann kursieren ließ.

Durch die Mitteilungen von Howitt dürfte die Botenstabfrage endgültig gelöst sein, und zwar so, daß es konventionelle Zeichen auf den Botenstäben, die der Mitteilung dienten und ohne Erklärung des Boten verständlich wären, nicht gibt.

Auch die Weddas Ceylons sollen früher Botenstäbe benutzt haben; doch konnten die Vettern Sarrazin nichts Genaueres darüber in Erfahrung bringen¹.

Dagegen haben wir ganz bestimmte Nachrichten von analogen Gebräuchen bei den Priestern in Atakpame (Deutsch-Togo)² (siehe Tafel 7).

Die Bokano (Fetischpriester des Ifä = Ewe: Afa) besitzen eine Art »Geheimschrift« die in Strichen besteht, die mit dem Dolchmesser auf kleine Stückchen von Kalabassenrinde (sog. »Kàkà«) gestochen werden. Sie dienen dazu, durch geheime Eilboten Nachrichten (deren Inhalt sich meist auf kultische

Fig. 1 Darstellungen eines Botenstabes abgerollt; teils europäische Gegenstände, Häuser, Fische usw. Vgl. Bastian, Virchow op. cit.

¹ Auch in Südindien kommen ähnliche Gebräuche bei den pygmoïden, weddah-ähnlichen, jedenfalls vordravidischen Stämmen der Kanikar, Pulayar und Veda vor. Vgl. Ztschrift. f. Ethn. Bd. XI. 1879 S. 81. »Bei wichtigen Botschaften wird dem Boten ein mit 4 oder 7 Knoten eigentümlich geknüpfter Baststreifen mitgegeben, den er zugleich mit der Botschaft abzuliefern hat; der Inhalt der Botschaft wird dadurch ebensowenig beeinflußt wie der unserer Dokumente durch Aufdrücken eines Siegels oder Stempels.« Vgl. auch: Thurston: »Castes and Tribes of Southern India.« 1909 Bd. III S. 177. Es gibt allerdings auch Knotenschnüre zur Markierung von Schulden, des Kriegsaufgebotes etc. — F. u. P. Sarrazin: Die Weddas von Ceylon. Wiesbaden 1893. S. 457.

² Friedr. Müller im Globus, Bd. 81 S. 279.

Angelegenheiten bezieht, also wie bei den australischen Botenstäben sakral ist) zu übermitteln. Zum Beispiel: Tafel 7:

Fig. 1. Der junge Bokano Abi bei Atakpame fragt bei dem alten Bokano an, was zu tun sei: ein schwer Kranker habe ihn um sein künftiges Schicksal befragt, ob die Krankheit zum Tode führe oder nicht.

Fig. 2. Antwort des alten Bokano: Schlachte eine Ziege und opfere sie dem Afa, und der Kranke wird nicht sterben.

Fig. 3. bedeutet: Zwei Menschen haben Freundschaft gemacht und zum Zeichen dafür ein Kleid in zwei Teile geteilt. Das »Kleid kam von Gott« und soll deswegen auf Orakelspruch des Ifä dem Götzen Legba bzw. seinem Priester geopfert werden; sonst würden beide Freunde an einem Tage gleichen Todes sterben.

Fig. 4. Ein Bokano sendet einem Alufa (mohammedanischen Priester) dieses Täfelchen des Inhaltes, er solle ein Kleid und eine Ziege dem Ifä opfern; wenn er opfere, werde er in seinem Anliegen erhört werden. Hier läuft die Botschaft also auf eine Art Erpressung aus.

Wenn wir im einzelnen die Bedeutung der Kerben nicht wissen, so scheint doch mit Sicherheit hervorzugehen, daß sie ohne die Interpretation des Boten nicht verständlich wären.

Uns erscheinen die Täfelchen deshalb ziemlich zwecklos. Aber *wir müssen uns vergegenwärtigen, daß derartige Hilfsmittel dem Primitiven eine größere Gedächtnisstütze sind, und daß das Bedürfnis nach einer solchen stärker ist — auch bei einfachen Mitteilungen —, als wir vermuten.*

Freilich dürfen wir nicht glauben, daß dieses Bedürfnis die unmittelbare Entstehungsursache der Botenstäbe gewesen wäre, wie heute noch fast allgemein von den Ethnologen angenommen wird. Vielmehr wird auch für diese Einrichtung das Entwicklungsprinzip der Heterogonie der Zwecke, wie es Wundt nennt, gegolten haben, das da lautet: »In der Wirkung irgendwelcher Handlungen sind stets Nebeneffekte gegeben, die in den vorangehenden Zweckvorstellungen nicht mitgedacht waren, die aber gleichwohl zu neuen Motiven werden und auf

diese Weise die bisherigen Zwecke umändern oder neue zu ihnen hinzufügen.« Auf unsern Fall angewandt: *Die Kerben (und dasselbe gilt für die Knoten der Knotenschnüre), anfangs das Produkt der Neigung des Primitiven, alle Gefühle, Vorstellungen in das Konkrete, Sichtbare umzusetzen (wobei eine technisch geläufig gewordene Ausführungsart bevorzugt wird), werden später, da sie sich hierfür eignen, zu einem, anfangs vorwiegend religiösen Zwecken dienenden, mnemotechnischen Hilfsmittel von hoher Bedeutung.*

Einige wenige Beispiele von Kerbstäben und Knotenschnüren, aus den Berichten der Forschungsreisenden zusammengetragen, mögen die überaus mannigfaltige praktische Verwendung, wie sie sich später herausbildet, erläutern.

Karl Weule¹ erzählt von Knotenschnüren der Makonde (Deutsch-Ostafrika), die zeitlicher Aufzeichnung dienen. Will ein Makondemann eine Reise machen, deren Dauer er abschätzen kann, so gibt er seiner Frau eine aus Bast oder Gras bestehende Schnur mit so vielen Knoten, wie die Reise voraussichtlich Tage dauern wird. Jeden Tag muß die Frau einen auflösen. Wenn der letzte geöffnet ist, weiß sie, daß sie für ihren Gatten das Essen bereithalten muß.

Heute, wo die Hüttensteuer aufgebracht werden muß, ist der Gebrauch der Schnur von besonderem Wert geworden, denn die Makonde vermerken mittelst eines Knotensystemes die Zahl der versteuerbaren Hütten, durch ein anderes die Zahl der aufzubringenden Rupien.

Von den Ewengern teilt Westermann mit, daß eine Schnur mit Kauris, um ein Stuhlbein gebunden, die Zahl der Sklaven anzeigt, die jemand gekauft hat.

Ähnliche Mittel stellte Crévaux bei den Roucouyenne-Indianern fest. Als dieser Reisende die Frage stellte, wie lange die Männer eines Dorfes bereits abwesend wären (anlässlich eines Tanzfestes), wies eine Frau auf einen Hauspfahl, der acht weiße Striche, d. h. die Tage der Abwesenheit, zeigte.

¹ Karl Weule: »Ergebnisse einer ethn. Forschungsreise in den Südosten Deutsch-Ostafrikas.« Berlin 1908.
Danzel, Die Anfänge der Schrift.

Vor allem haben in Südamerika aber die Mundrukú Zählzeichen ausgebildet. »Vor Auszug in den Krieg wird ein Holz herumgeschickt, in das jeder Waffenfähige eine Kerbe macht und sich so zur Teilnahme am Kriege verpflichtet« (Martius). Als die brasilianische Regierung gegen Ende des 18. Jahrhunderts einen Krieg gegen diesen Stamm geführt hatte, wobei er starke Verluste erlitt, erklärte ein Häuptling, der als erster ein Freundschaftsbündnis einging, es seien tausend Mundrukú gefallen, und las dabei diese Zahl an seinem Kerbstock ab.

Ogleich die Javanesen von den Hindus die Zahlzeichen erlernt haben, benutzen sie doch, wohl der größeren Anschaulichkeit wegen, Kerbhölzer zu Rechnungen¹.

Kerbhölzer (He rakau wakapa-paranga) dienten den Maori als Ahnenregister. Jeder Kerbe kam der Name eines Vorfahren zu. Ein größerer Zwischenraum bedeutete das Aufhören der männlichen Linie. Den Jünglingen wurde an Hand dieser Stäbe die Genealogien von den Alten gelehrt (Meinicke). Ebenso berichten einige nordwestamerikanische Eskimo an der Hand von Kerbhölzern über alte Begebenheiten.

Bei Streitigkeiten der Ching-paw Hinterindiens, bei denen ein Ausgleich durch Sühnegeld zustande kommt, wird als Bestätigung dafür ein Stück Bambus mit bestimmten Einschnitten übergeben. Kommt eine Versöhnung nicht zustande, und die beleidigte Partei kann die Rache nicht gleich vollziehen, so werden die Forderungen auf dem Holze fixiert und auf diese Weise mitunter von Generation auf Generation überliefert, bis vielleicht die Blutrache erst nach Jahrzehnten die Angelegenheit zum Austrag bringt².

Bei den Samojeden erhält jede Partei beim Abschluß von Verträgen die Längshälfte eines Stabes, auf dem die einzelnen

¹ André: »Ethn. Parall.« Bd. I p. 184—197.

² Auf den Kerbgebrauch des steinzeitlichen Menschen deuten Funde von gekerbten Knochenstücken in Laugerie basse (Dordogne), siehe Tafel 7, Fig. 10, — u. Vilhonneur (Charente), siehe Fig. 11. — Vgl. Déchelette: Man. préhist. p. 235. — Vgl. auch: Korrespondenzblatt der Deutschen Ges. f. Anthr., Ethn. u. Urg. XLII Jahrg., Nr. 7, Juli 1911. (Verworn.)

Gegenstände um die es sich handelt, durch Einschnitte verzeichnet sind. Auf diese Weise ist ein Betrug oder Irrtum der einen oder anderen Partei ausgeschlossen.

Borgt ein Veda (Südindien) Geld, so wird die Schuld auf ein Stück Bambus eingetragen, indem die Fenams (Münzen) als über die ganze Breite reichende, andere Schulden als halb so lange, an beiden Enden durch Längsstriche begrenzte Querstriche eingeritzt werden. Das Dokument wird dann gespalten, und Gläubiger und Schuldner erhalten je eine Hälfte, deren Übereinstimmung mit der anderen jederzeit geprüft werden kann (Jagor).

Ähnliches in Nord-Birma: als der Reisende Ney Elias in das Gebiet der Lenna Kachjens kam, erhielt er die Längshälfte eines gekerbten Holzes als Paß, die andere Hälfte behielt der Häuptling.

Auf Tafel 7 sind Stäbe abgebildet, die Dr. Hoffmann in Los Angeles bei indianischen Arbeitern fand. Fig. 8: Auf der einen Seite befindet sich an der Abkantung des Griffes ein Kreuz, d. h. Arbeit. Die Kerben der Kante bedeuten Tage. Die langen Einschnitte sind Wochen.

Auf der zweiten Abbildung Fig. 9 bedeutet das senkrecht stehende Kreuz Geld (Lohn), jede kurze Kerbe = 1 real, jede lange = 1 peso¹.

Als Kalender dienten Kerbstäbe auf Annobón (Spanisch-Guinea). Diese Insel war bis 1777 portugiesisch und wurde nach dem Übergang in den Besitz der Spanier ganz sich selbst überlassen. Die Einwohner blieben nach Abzug der portugiesischen Beamten dem Katholizismus treu, und um die verschiedenen Festtage des römischen Kalenders behalten zu können, bedienten alte Männer (»Cura«), die das Amt des Seelsorgers übernahmen, sich eines Kalendariums, das aus einem Holzstab bestand, auf dem durch einfache Kerben die Tage, durch Kreuze die Festtage notiert waren².

¹ Kerbhölzer dienten in Deutschland früher sogar amtlichen Rechnungen im Steuerwesen zur Kontrolle zwischen dem Einnehmer und dem Gegenbeamten. Vgl. Göttinger: Reallexikon der Dtsch. Altertümer. Leipzig 1885.

² Globus 60 p. 139 (Blumentritt).

Middendorf fand bei den ostsibirischen Jakuten einen Festkalender auf sechskantigen Beinstäben¹ (siehe Abb. 7 Taf. 7). Die eine Kante zählt den Januar in der Pfeilrichtung, die andere den Februar usw.; die einzelnen Feiertage sind durch auffallende Kerben markiert.

Besonders hoch entwickelt waren mnemotechnische Hilfsmittel — und zwar in der Form von Knotenschnüren (quippu, k'ip'u) — bei den alten Peruanern, bei denen sich schon ganz bestimmte Aufzeichnungsformen ausgebildet hatten, die hier kurz beschrieben seien.

An einem dicken Hauptstrick waren in gewissen Abständen dünnere von verschiedenen Farben befestigt, in welche einfache oder komplizierte Knoten geschlungen wurden. Die Art der Knoten und ihre Farbe war dabei bedeutungsvoll; Gold wurde durch gelbe, Silber durch weiße, Korn durch grüne, Soldaten² durch rote Bänder versinnbildlicht; jeder einfache Knoten bedeutete 10, jeder doppelte 100, jeder dreifache 1000; zwei nahestehende einfache 20, zwei doppelte 200 usw. Noch heute finden sich bei den Hirten der Puna, wenn auch wesentlich einfachere Quippus im Gebrauch, an denen z. B. eine Schnur die Zahl der Bullen, eine andere die der Kühe, von denen milchende und nicht milchende unterschieden werden, durch Knoten angibt³. (Auch die Zahl des geschlachteten Viehes, des verbrauchten Salzes, der Produktion von Butter und Käse wird so notiert).

Im alten Peru scheinen die Knotenschnüre vorwiegend oder ausschließlich statistischen Zwecken (insbesondere militärischen Erhebungen) gedient zu haben. In jedem größeren Ort gab es Leute zum Knüpfen und Lesen der Quippus (»Quippū camayocūna« d. h. Beamte der Knoten), die eine große Sicherheit darin besessen haben sollen. Heute ist uns der Schlüssel

¹ Ztschrift. f. Ethn. 1903. p. 758.

² Ob mit Schleudern, Speeren oder Keulen bewaffnet, wurde noch besonders vermerkt.

³ Vielleicht ist durch die einseitige hohe Entwicklung der Knotenschnüre die Ausbildung einer Schrift verhindert bzw. verzögert worden.

verloren gegangen, und es dürfte wohl nie gelingen, die zahlreichen, in Gräbern gefundenen Quippus, die mitunter mehrere Kilogramm schwer sind, zu entziffern¹.

Tschudi behauptet, daß die Quippus nicht nur der Darstellung numerischer Verhältnisse gedient hätten, »sie enthalten Gesetzessammlungen, Lebens- und Regierungsgeschichte der Inkas, genaue Chroniken der vorzüglichen Ereignisse im Reiche, ja sogar Gedichte.« Ganz von der Hand zu weisen, wie spätere Forscher dies tun, ist diese Behauptung sicherlich nicht. Priester, Gelehrte mögen von den Knotenschnüren mnemotechnischen Gebrauch gemacht haben, ähnlich wie jener Palau-Insulaner, der, nach Europa gebracht, für jedes ihm wichtig dünkende Ereignis einen Knoten in einen Strick schlang. Freilich sind alle derartigen Hilfsmittel, das liegt in der vieldeutigen Natur, nur dem, der sie benutzt, oder einem engeren Kreise verständlich.

Für die Quippus in den Gräbern dürfte wohl die Erklärung, daß sie die Vermögensverhältnisse des Verstorbenen angaben, die beste sein.

Auch die Mexikaner und Chinesen sollen einst in schriftloser Zeit eine »Knotenschrift« benutzt haben (bei den Mexikanern napoualtitzin genannt²).

Aus allen diesen Hilfsmitteln, Kerbstäben wie Knotenschnüren, nun in direktem Übergang die Schrift herleiten zu wollen, wäre verfehlt. Wohl finden wir Versuche, diese Einrichtungen vielseitiger zu gestalten, dadurch, daß man die Kerben oder Knoten ihrer speziellen Bedeutung nach modifiziert, etwa Farben verwendet, aber im ganzen sind Kerbstäbe und Knotenschnüre schon technisch zu einer Weiterentwicklung

¹ Mallery: op. cit. — Tschudi; »Kechuasprachen«. Wien 1853. p. 25 ff. Waitz: »Anthrop. d. Nat.« IV, p. 470 ff.

² Die magische Parallele des Gebrauches von Knotenschnüren war früher unter dem Namen »Nestelknüpfen« in Deutschland weit verbreitet. Sie bestand im Schlingen eines Knotens und wurde gewöhnlich während der Trauung dessen, bei dem man dadurch Impotenz hervorrufen wollte, vollzogen. Wie weit verbreitet dieser Wahn gewesen ist, geht u. a. daraus hervor, daß verschiedene Autoren nicht weniger als 50 Arten des Nestelknüpfens angeben. Bei den Neugriechen ist es unter dem Namen »Ampódema« noch heute im Gebrauch.

ausschließlich aus sich heraus nicht geeignet, denn für einen vielseitigen Gebrauch von Aufzeichnungen, für eine Verwendung im weiteren Kreise bedarf es einer größeren Anzahl formadäquater, anschaulicher (und deswegen eben allgemeingültiger) konventioneller Symbole: diese aber sind erst die Frucht der Religion.

Erst wenn, vielleicht unter einem gewissen Einfluß des Gebrauches unbildhafter Merkzeichen, die ehemals magisch-symbolischen Darstellungen sich zu Merkzeichen umbilden, entsteht die Schrift.

Bis zu einem gewissen Grade gehen indessen, abgesehen von den unterscheidenden Eigentumsmarken, die oben besprochen wurden, auch aus den unbildlichen Merkzeichen, wie schon aus den letzterwähnten Beispielen ersichtlich ist, konventionelle Formen hervor, die Zahlzeichen, allerdings unter Mitwirkung der Gebärdensprache, die auch, wie wir sehen werden, auf die Bilderschrift einen fördernden Einfluß ausübt.

In einigen Fällen sind nämlich die Ziffern das direkte Abbild der entsprechenden Handstellung, ebenso wie die Zahlworte, die ja häufig auch nichts weiter sind als die (sprachliche) Bezeichnung für die Gebärde, die beim Zählen ausgeführt wird.

Das zeigen zum Beispiel die sprachlichen, gebärdensprachlichen und graphisch-symbolischen Ausdrücke für die Zahlen bei den Zuñi-Indianern¹:

1 = töp'-in-te, d. h. »der Zuerstgenommene«, 2 = Kwil'-lin, d. h. »der mit dem anderen zugleich Niedergelegte«; die Handbewegung bestand darin, daß man die beiden letzten Finger der linken Hand zusammen erhob und zugleich niederlegte.

4 = a'-wi-ten-na, d. h. »alle beinahe zu Ende« (also: bis auf einen sind alle Finger der Hand erhoben); man hielt bei der entsprechenden Zählgebärde alle Finger außer dem Daumen in die Höhe und legte sie dann wieder nieder.

¹ Auch von den Zahlzeichen, die dem Schriftsystem angehören, das der König Ndžoya von Bamum (siehe Anhang) erfand, ist es nach Meinhof wahrscheinlich, daß sie graphisch fixierte Gebärden sind.

5 = öp-ten, d. h. »der Abgeschnittene«, wahrscheinlich so ausgedrückt, weil man bei fünf die ganze Hand mit abgespreiztem Daumen emporhielt.

6 = to-pa-li-k'ya, d. h. »ein anderer hinzugefügt«. Man fügte bei der Darstellung zu der emporgehobenen einen Hand noch einen Finger der anderen hinzu.

7 = »zwei hinzugefügt«.

8 = »drei hinzugefügt«.

9 = ten-a-li-k'ya d. h. »beinahe alle (Finger der rechten Hand) hinzugefügt« (beinahe alle, d. h. bis auf einen).

10 = äs'-tem-'thla, d. h. »alle Finger«. Dabei wurden beide Hände mit gekreuzten Daumen nebeneinander gehalten.

Es ist nun höchst merkwürdig, daß die römischen Ziffern bis zehn genau dieselbe Auffassung, die sich in den Zahlworten der Zuñi offenbart, zum Ausdruck bringen. In I, II, III wird jeder ohne weiteres den kleinen, Gold- und Mittelfinger wieder erkennen, wie sie beim Zählen von 1, 2, 3 emporgehoben werden.

Bei der Darstellung höherer Zahlen stellt sich das Bedürfnis nach größerer Einförmigkeit, Übersichtlichkeit ein, denn die Fähigkeit, die einfachen Linien zahlenmäßig zu erfassen, ist gering, und man greift zu konkreten Bildern, die durch den Handgebrauch gegeben werden.

Um die vier zu bezeichnen, sagte der Zuñi: »alle Finger (der linken Hand) beinahe zu Ende«, d. h. der Zuñi bildet eigentlich die vier durch Subtraktion, genau wie der lateinische Schreiber, der um vier zu bezeichnen, eine I vor eine V setzt, womit er andeutet, daß die IV die nächste Zahl vor der letzten der ganzen Hand, oder I weniger als V ist. Dazu kommt, daß die vier Finger, wenn sie mit eingeschlagenem Daumen aufgehoben werden, kleiner und Goldfinger dicht aneinanderliegend, die Subtraktions-1, Mittel- und Zeigefinger gespreizt, den spitzen Winkel der V bilden.

Das römische Zahlzeichen V, das sich auch bei den Zuñi findet, ist ein getreues Abbild der Hand mitaneinandergelegten Fingern und abgespreiztem Daumen.

Genau wie der Zuñi bei der Benennung der Zahlen über fünf verfuhr, macht es auch der lateinische Schreiber, der auf der rechten Seite der V Striche hinzufügt zur Bezeichnung von 6, 7, 8. IX wird wieder durch Subtraktion ausgedrückt. Die X erinnert an die gekreuzten Daumen der entsprechenden Gebärde und findet sich auch bei den Zuñi.

Es ist ganz natürlich, bei der vorwiegenden Rechtshändigkeit des Menschen, daß die rechte Hand immer die zählende, die Finger der linken immer die gezählten waren; die rechte Hand heißt bei den Zuñi direkt der »Nehmer«, die linke der »Halter«. Dem entspricht, daß bei den römischen Zahlen links die Subtraktion, rechts die Addition ausgedrückt wird.

Lehrreich für die Bedeutung des Handgebrauches bei Zahlbezeichnungen sind auch Knotenzahlzeichen der Zuñi, die neben den Kerben benutzt werden.

Der einfachste Knoten heißt Fingerknoten, weil er von Geschickten mittels eines Fingers (des Zeigefingers) gebunden wird und bedeutet »eins«.

Zwei solcher Knoten bedeuten »zwei«, drei solcher »drei«.

Wenn man dem Knoten durch Zusammenwirken von Daumen und Zeigefinger noch eine Verschlingung mehr gibt, entsteht der »Daumenknoten«, »fünf« bedeutend. Ein einfacher Knoten vor einem Fünf-Knoten bedeutet »vier«, nach einem Fünf-Knoten »sechs«, zwei dahinter »sieben«, drei »acht«. Ein komplizierter Knoten, der beide Hände zum Binden erfordert, hat den Wert »zehn«, durch Subtraktion wird neun, durch Addition 11, 12 usw. ausgedrückt. Man wird leicht begreifen, daß Völkern, die die Weberei in solcher Ausdehnung betrieben wie die alten Zuñi und Peruaner, die Ausbildung einer »Knotenschrift« nahelag.

Daß übrigens der gebärdensprachliche Ausdruck für die Zahlen nicht überall auf der Erde gleich ist (und daß demgemäß auch die Zahlzeichen nicht gleich sein könnten, wenn sie wirklich überall danach gebildet wären), mögen die gebärdensprachlichen Zahlausdrücke Nordkameruner Stämme (die von Hutter mitgeteilt worden sind) veranschaulichen.

Bei den Banyang:

Bei den Bali:

- | | | |
|---|---|--|
| 1 = kleinen Finger ausstrecken, die übrigen Finger einschlagen. | } | 1 = Zeigefinger ausstrecken, die übr. Finger einschlagen. |
| 2 = kleinen und Ringfinger ausstrecken, die übrigen Finger einschlagen. | | 2 = ebenso. |
| 3 = kleinen, Ring- und Mittelfinger ausstrecken, die übrigen Finger einschlagen. | } | 3 = ebenso. |
| 4 = Zeige- und Mittelfinger beider Hände ausstrecken und übers Kreuz legen, die übr. Finger einschlagen. | | 4 = 4 Finger einer Hand ausstrecken, Daumen einschlagen. |
| 5 = vier Finger einer Hand ausstrecken, Daumen einschlagen, dazu kleinen Finger der anderen Hand ausstrecken. | } | 5 = geballte Faust, Daumen über dem Zeigefinger. |
| 6 = 3 + 3. | | 6 = 3 + 3. |
| 7 = wie bei den Bali. | | 7 = 4 + 3. |
| 8 = » » » » | | 8 = 4 + 4. |
| 9 = 5 (Banyang) + 4 (Bali). | | 9 = 5 + 5. |
| 10 = beide ausgestreckten Hände, Handteller sich berührend, übers Kreuz legen, Daumen gegenseitig übergreifend. | } | 10 = mit ausgestreckten Fingern einmal in die Hände klatschen, so daß die Fingerspitzen sich berühren. |

Auf Tafel 7 Fig. 5 b sind noch Kerbzahlzeichen der Huzulen, der Bewohner der waldigen Höhen der Karpathen Galiziens und der Bukowina, abgebildet. Sie wurden von einem beaufsichtigenden Arbeiter (rublimyk von rub, rubecz = Kerbe, Narbe) auf Hölzer eingetragen, zur Bezeichnung der geleisteten Arbeit der ihm unterstellten Leute. Je eine Längshälfte eines Stabes erhielt ein Arbeiter, die andere behielt der Aufseher zurück.

Weiter sind Tafel 7 Fig. 5 a einige sehr merkwürdige Ziffern für größere Zahlen gegeben, die Bastian an der Loango-Küste im Gebrauch fand. Sie sind wohl (wie alle Zeichen für hohe Zahlen) aus bestimmten figürlichen Darstellungen hervorgegangen. Über die Zahlzeichen der Völker, die sich der Schrift oder Bilderschrift bedienen, wird an späterer Stelle berichtet werden. (Kap. III.)

F. Die Gegenstandsschriften.

Mit der Bezeichnung Gegenstandsschrift hat man Systeme von plastischen Symbolen belegt, die, wie die Schrift, der Gedächtnisstütze oder der Mitteilung an Abwesende dienen, aber die in den meisten Fällen in Gegensatz zur Bilderschrift keine Nachbildung des gemeinten Gegenstandes, sondern vielmehr Sinnbilder in des Wortes eigentlicher Bedeutung sind.

Sie treten wie die Merk-, Kerb- und Erinnerungszeichen schon in vorschriftlicher Zeit auf, was daraufhin zu weisen scheint, daß das formadäquate Bild länger im Banne des Identitätsglaubens verbleibt als ein sinnadäquater Gegenstand, ein unbildliches Zeichen.

Ihrem Ursprunge nach sind die plastischen Symbole in der Hauptsache wohl als magische zu bezeichnen. Das wird nicht mehr verwunderlich erscheinen, wenn wir uns des magischen Ursprungs der Eigentums-, Merk- usw. -Zeichen erinnern und bedenken, daß, nach den Berichten Howitts zu urteilen, z. B. bei den australischen Dieri die Symbolbotschaften zwischen den einzelnen Stämmen vielleicht noch in der überwiegenden Anzahl der Fälle nicht der Übermittlung von Kenntnissen, die vom Nützlichkeitsstandpunkte aus wertvoll sind, dienen, sondern zeremonielle Aufforderungen zu kultischen Handlungen sind, die der Bote, bestimmte sakral-zeremonielle Regeln befolgend (mit diagonalen Streifen von gelbem Oker bemalt, den Bart am Ende zusammengebunden, einen Wedel aus Emufedern in den Händen usw.), überbringt¹.

Eine Handvoll von rotem Oker in einem kleinen Bündel bezeichnet dabei z. B. die Friedenszeremonie (mindary), oder ein Schwirrholtz, ein Gürtel, ein männlicher Schurz, eine Kopfbinde, alles Gegenstände, die in Beziehung zu einer sakralen Festlichkeit stehen und wegen ihrer Heiligkeit (also magische Gegenstandsschrift!) nicht den Blicken der Frauen und Kinder ausgesetzt werden dürfen, verkündet die Zirkumzisionszeremonie.

¹ Alle Symbole dürfen wegen ihrer Heiligkeit nicht den Blicken der Frauen und Kinder ausgesetzt werden. — Howitt: op. cit. p. 678 und 693.

Wie wir uns nun die Abhandlung derartiger magisch-beutungsvoller Gegenstände in reine Mitteilungssymbole zu denken haben, zeigt am besten der Botenstab, der genauer betrachtet werden soll.

Noch ganz im Sinne eines magischen Symbolen wird der Botenstab in Dahomé gebraucht¹.

Wenn in Dahomé der König einen Botenstab durch einen Gesandten mit seinen Befehlen an die Küste schickt, so wird der Stock auf Grund des Identitätsglaubens wie die Person des Königs behandelt, und dem Stock die Ehre verweigern heißt soviel wie seinen Eigentümer beleidigen. (Bei den Ewe ersetzt sogar der Träger des Königsstabes aus ähnlicher Anschauung den verstorbenen Herrscher, bis der gesetzliche Nachfolger bestimmt ist.)

Bei anderen Völkern finden wir dann den Stab nur noch als Mitteilungssymbol im Gebrauch². In Norwegen z. B. wurde vor dem Kriege oder Gerichtssitzungen ein Botschaftsstock herumgesandt zum Zeichen, daß eine Versammlung stattfinden solle (ebenso bei den Friesen, wo der Stab »Buerstock« hieß). Bei den Wenden hatte der Schulze ein Krummholz (kokula, bei den Böhmen palitschka, bei den Littauern Kriwule genannt), das in gleicher Weise zur Berufung der Dorfbewohner diente. In späterer Zeit wurde dann daran die schriftliche Aufforderung angeheftet.

Höherstehende Völkerschaften haben solchen auf magischer Grundlage erwachsenen Mitteilungssymbolen der profanen Tätigkeit entnommene Sinnbilder angegliedert und sie dadurch zu Gegenstandsschriftsystemen erweitert; der ursprünglich zeremonielle Charakter der Symbolbotschaften erhält sich aber noch lange, was daraus erhellt, daß eigentlich in sehr vielen Fällen die Mitgabe eines aus plastischen Symbolen bestehenden

¹ Globus 68 S. 333.

² Globus Bd. 72; ähnliche Bräuche bestanden auch wohl bei den Spartanern. (Botenstab = Skytale.) Vgl. Karl Dziaitzko: »Zwei Beiträge zur Kenntnis des antiken Buchwesens.« Göttingen 1892; auch in der Bibel wird der Botenstab erwähnt (Mos. num. 17, 2 und Ezech. 37, 16 ff.).

Briefes, der ohne mündliche Erklärung meist unverständlich wäre, an sich unnütz erscheint. Denn wenn wir auch annehmen, daß dem Primitiven derartige Mittel eine größere Gedächtnisstütze sind, als wir vermuten möchten, und daß das Bedürfnis nach einer solchen größer ist als bei uns, so ist doch der Inhalt der Botschaft in sehr vielen Fällen so einfach, daß er ein mnemotechnisches Hilfsmittel nicht nötig macht; *die Briefe sind eben materialisierte Vorstellungen, also der Neigung (die sich besonders auf religiösem Gebiet offenbart) des Primitiven entsprossen, alle Vorstellungen und Gefühle in das Konkret-Sichtbare (nicht nur durch Ausdrucksbewegungen) umzusetzen.*

Zu höchster Vollkommenheit ist die Gegenstandsschrift von afrikanischen Völkern gebracht, wo sie schon eine große mnemotechnische Bedeutung hat¹. Wir beginnen mit der Beschreibung von »Sinnbildern« der westafrikanischen Yoruba, die, was sehr merkwürdig ist, sogar in einigen Fällen schon nach Art eines Rebus einen phonetischen Wert haben können.

Zwei Kauris, die Vorderseite einander zugekehrt, auf einer Schnur bedeuten »Verwandschaft«. Zwei Kauris mit der Rückenseite gegeneinander gekehrt d. h. »Feindschaft.«

Zwei Kauris und eine Feder d. h. »ich wünsche Dich zu sehen, komme zu mir, so schnell, wie der Vogel fliegt«.

Ein Stein d. h. »hart«, »stark«, »gesund«.

Eine Kohle d. h. »schwarz, trübe, Traurigkeit«.

Pfeffer d. h. »beißend, heiß, hitzig, erwartungsvoll; neugierig auf etwas«.

Vertrocknetes Getreide d. h. »Leiden, verzehrende Schmerzen«.

Ein Lumpen d. h. »arg mitgenommen sein«.

Ein Gefangener, der diese fünf Gegenstände seiner Frau sandte, wollte damit ausdrücken: »Mein Körper ist hart und stark wie der Stein, meine Aussicht in meine Zukunft ist dunkel wie die Kohle, mein Körper wird verdorren wie das

¹ Vgl. C. A. Gollmer im Journal of the Anthr. Inst. of Gr. Br. a. I. XIV. p. 169.

Getreide durch die Trübsal; wie dieser Lumpen, so ist mein Äußeres geworden«.

Ein Zahnreinger bedeutet: »so wie ich meine Zähne nicht zu reinigen vergessen werde (der Neger ist in dieser Beziehung den meisten Europäern weit überlegen), so werde ich auch Deiner nicht vergessen«.

Zucker bedeutet wegen seines süßen Geschmacks und weißen Farbe »Friede« und »Liebe«.

Ein angebranntes Stroh Bündel bedeutet beabsichtigte Brandschatzung.

Pulver oder Geschosse drücken den Wunsch aus, einen unschlichtbaren Streit bald auszufechten.

Drei Kauris und etwas Pfeffer bedeuten »Betrug«, denn das Wort für Pfeffer »éru« heißt auch Betrug. *Also Lautrebus!*

Ein Brief (Aroko) bestand¹ aus 6 Kauris (6 heißt »é-fà« und ist abgeleitet von dem Verb »fà« = ziehen), die je zwei und zwei, die gewölbten Seiten einander zugekehrt, auf einer Schnur aufgereiht waren.

Diese Anordnung bedeutete »Freundschaft, Kameradschaft«. Die Zahl 6 »É-fà« bezeichnete nach Art des Rebus den Wunsch des befreundeten Senders, in die Nähe des Freundes zu »ziehen« (fà), Das lange freie Ende, in das die zusammenhaltende Schnur auslief, bedeutete aber einen »langen Weg«. Der Sinn des Ganzen war also: »Wenn uns auch ein weiter Weg trennt, so wende ich dir doch mein Antlitz zu und ziehe dich zu mir. Ich wünsche, daß du dein Antlitz mir zukehren und zu mir ziehen wirst.«

Auf einer anderen Schnur waren vom Knoten aus vier Kauris aufgezogen, alle in derselben Richtung mit der Schlitzöffnung dem Knoten zugewandt. Das bedeutete: Übereinkunft, Übereinstimmung, Vertrag (A). Dann folgte ein Stück eines Gewürzes, das verbrannt einen süßen, angenehmen Duft verbreitet (B).

Dann kamen wieder 3 Kauris in derselben Richtung (C),

¹ Vgl. G. W. Bloxam im Journal of the Anthr. Inst. of Gr. Br. a. I. 1887. p. 291 ff., 295, 298.

dann ein Stück Matte (D), dann ein Stück einer Feder (E) und zum Schluß eine einzelne Kaurischale. D. h.: »Deine Wege stimmen mit den meinen überein, sie haben meinen Beifall und gefallen mir wohl« (A).

»Täusche mich nicht, weil das Gewürz nichts weiter verbreitet als einen süßen, reinen Geruch zu Gott« (B).

»Ich werde dich niemals doppelzünftig umgehen mein Leben lang« (C).

»Wir haben auf derselben Matte gesessen und gelegen, deswegen sende ich zu dir« (D).

»Ich erwarte sehnsüchtig deswegen eine schnelle Antwort von dir« (E).

Diese Worte hatte der Bote dabei zu sagen.

Außer zur Mitteilung dienen die plastischen Symbole in Westafrika auch zur Fixierung von Texten besonders den Sängern, die »in einem Netz allerlei Gegenstände, gleichsam ihr Repertoire, mit sich herumführen (Tabakspfeifen, Federn, Fellstückchen, Vogelköpfe, Knochen usw.), von denen jeder Gegenstand das Stichwort eines Gedichtes ist, das sie vortragen. Die Zuhörer wählen sich dann einen Gegenstand aus, und man handelt über den Preis, ehe der Vortrag beginnt« (Meinhof).

Die Ewenger¹, als tüchtige Redner in Gerichts- und Volksversammlungen, haben ebenfalls ein starkes Bedürfnis nach einer Gedächtnisstütze. Sie benutzen, um die sarkastischen Sprichwörter, mit denen jeder Abschnitt einer Rede schließt (durch die man sich des Beifalls der Umstehenden versichern will), bei der Hand zu haben, Schnüre, auf denen die Stichwörter versinnbildlichend, Federn, Steine, Maiskolben, Stöckchen u. a., aufgereiht sind (Spieth).

Die ursprünglich rein zeremonielle Verwendung von Symbolen zeigt sich bei den Ewe noch bei Kriegserklärungen und vor Gericht.

Wünscht ein Volk den Krieg, sei es, daß es Beute erhofft

¹ Meinhof: i. d. Zeitschr. für äg. Sprach- u. Altert. 1912. — Westermann: Mitteil. d. Sem. f. orient. Spr. Berlin 1907, Bd. X, Abt. 3. — Mary Kingsley: Westafrican. Studies. London 1899, S. 149.

oder schwer beleidigt wurde, so schickt es dem feindlichen Stamm einen Boten mit Pfeffer und Salz. Nimmt der Häuptling den Pfeffer an und schickt das Salz zurück, so ist damit der Krieg erklärt; im anderen Falle bittet er um Frieden.

Vor Gericht gilt weißer Ton als Sinnbild der Unschuld, Ruß oder Kohle als das der Schuld, der Verurteilung, und nach den geheimen Beratungen der Ältesten wird den Verurteilten und Freigesprochenen mittels dieser Symbole der Entscheidung kundgegeben, indem man, die mündliche Mitteilung vermeidend, den Rechtsuchenden mit Ruß, Kohle oder Ton den rechten Arm und Kopf bestreicht.

Eine Symbolmitteilung an Abwesende, die anscheinend einer Interpretation nicht bedurfte, wird von den Niam-niam berichtet. Als sie einstmals Krieg führten, steckten sie auf den Weg, den der Feind kommen mußte, einen Maiskolben, eine Hühnerfeder und einen Pfeil an einen Baumast: d. h.: »Laßt ihr es euch einfallen, auch nur einen Maiskolben zu knicken, oder ein Huhn zu greifen, so sollt ihr durch diesen Pfeil sterben.«

Ähnliche Bräuche teilt Taylor von den Neuseeländern mit¹.

Ein Maori sandte einst einem anderen einen wasserdichten Rock mit Ärmeln, die aus roten, blauen, gelben und grünen Stücken zusammengeflickt waren, d. h.: »wir müssen warten, bis alle Stämme (Farben) zusammengekommen sind; erst dann sind wir »wasserdicht« (d. h. können wir die Europäer umzingeln).

Ein anderes Mal wurde eine Kriegsaufforderung durch eine tätowierte Kartoffel und etwas Tabak ausgedrückt. Die Kartoffel bedeutete, daß der Feind ein Maori wäre (Tätowierung), der Tabak versinnbildlichte Pulverdampf. Der Empfänger röstete die Kartoffel, aß sie und rauchte den Tabak zum Zeichen, daß er sich am Kriegszuge beteiligen wollte.

Als Beispiel für Gegenstandsschrift in Amerika² diene ein

¹ Te Ika a Maui, or New Zealand and its inhabitants. London 1870, p. 379.

² Mallery op. cit.

Brief, den Pueblo-Indianer im August 1852 an den Präsidenten der Vereinigten Staaten sandten. Er bestand erstens aus einem an den Enden mit trockenen Blättern zugestopften Maisstengel, der eine Tabakspfeife, also den Frieden, versinnbildlichte, zweitens aus zwei blau gemalten Hölzchen (blau = Friedensfarbe), die mit Teilen einer Mais- und einer anderen Nutzpflanze befestigt waren und die Pueblos bedeuteten, die diese Pflanzen im besonderen kultivieren, drittens aus zwei Bündeln, die an die Enden einer Schnur geknüpft waren, die man durch eine eingeknotete Feder in zwei ungleiche Teile geteilt hatte. Das dem Knoten zunächst liegende Bündel bedeutete die Pueblos, die einem gemeinsamen Treffpunkt (Knoten) näher sind als der Präsident, der durch das andere Bündel gekennzeichnet war. Die ganze Botschaft, die von Pueblo-Indianern überbracht wurde, sollte dem Präsidenten Freundschaft versichern und gleichsam den Weg vom Lande der Pueblo-Indianer bis nach Washington eröffnen (Schoolcraft).

Eine ganz ähnliche Botschaft, die ein Skythenkönig an Darios sandte, teilt Herodot mit (zitiert bei Wuttke). Darios erhielt eine Maus, einen Frosch und fünf Pfeile, d. h. »Wenn ihr euch nicht unter die Erde verkriecht wie die Mäuse oder in die Seen springt wie die Frösche, werdet ihr von unseren Geschossen getötet werden.«

Von asiatischen Völkern sind symbolische Briefe u. a. der Lutsu und Luschai und Battak bekannt geworden.

Als die Lutsu (am Lutsekiang)¹ einst mit den Chinesen Krieg führten, übersandten sie diesen ein Muké, d. i. ein Holz, auf welchem Kerben geschnitten und bestimmte Symbole aufgereiht waren, nämlich: eine Feder, ein angebranntes Stück Holz, ein Fisch. Die Kerben bedeuteten viele Krieger, die Federn die Schnelligkeit dieser, das Holz die beabsichtigte Brandschatzung, der Fisch die Ertränkung des Feindes.

Einen ähnlichen Drohbrief (mussuh beringin) beschreibt Schurtz (nach Brenner) von den Battak Sumatras. Er bestand

¹ Zitiert bei Andréé.

aus Holzstäbchen, die Hackmesser vorstellten, und einem Bündel Palmfasern, wie sie bei Brandstiftungen als Zunder benutzt werden. Daneben war allerdings eine erklärende Beschwertschrift, auf ein Bambusstück geschnitten, beigelegt.

Von den Luschai in Assam und Birma teilt Lewin¹ symbolische Botschaften mit.

Um seine Leute zu sammeln oder einen Befehl, eine Botschaft zu beglaubigen, sendet der Häuptling seinen Speer mit dem Boten. Ist die Botschaft feindlich, so trägt der Bote ein Kriegsmesser (Dao), woran ein Stück roten Tuches befestigt ist. Ein anderes Zeichen ist das Phuroi, ein Kreuz aus Bambussplissen, etwa 8 Zoll lang. Sind die Enden des Querstückes eingebrochen, so bedeutet es, daß: »Black mail« (Zwangssteuer, Räubersold) erhoben werden soll, und zwar für jeden Bruch eine Rupie. Eines der Enden angebrannt, bedeutet »dringlich«, und daß die Leute sogar bei Fackellicht kommen sollen. Ein Capsicum auf dem Phuroi bedeutet schwere Strafe für Ungehorsam. Ist das Querstück statt von Bambus von Rotang, so bedeutet das Körperstrafe für Ungehorsam.

Zum Schluß sei noch auf die Verwendung der Gegenstandsschrift für Chroniken hingewiesen. »Die Osseten z. B. sammeln verschiedene Gegenstände, wie: Waffen, Köpfe, Zähne, Kleidungsstücke, die, in bestimmte Reihenfolge gebracht, an die merkwürdigsten Ereignisse erinnern sollen. An bestimmten Tagen werden sie gedeutet, wie man es vom Vater und Großvater gelernt hat« (Andree).

Die Medizinmänner der Äkikúyu Britisch-Ostafrikas² haben ähnliche Sammlungen von »Mementoes and thankofferings«. Sie lassen noch den ursprünglich zauberischen Zweck dadurch erkennen, daß sie, an besondere Ereignisse erinnernd, gleichzeitig als Lose dazu dienen, die Zukunft zu erforschen.

Z. B.: Ein Löwenzahn, von einem erfolgreichen Jäger stammend, für den der Medizinmann früher einmal »Jagd-

¹ T. H. Lewin: Wild Races of S. E. India p. 252.

² Routledge: op. cit. p. 268.

medizin« gemacht hatte, deutet auf eine baldige Begegnung des Fragestellers mit einem Löwen.

Frauenring und Stück Sandalenstreifen von den Masai, alte Kriegstrophäen, deuten auf die Nähe und Kriegslust dieses Nachbarvolkes.

Ein Revolver und eine Patronenschachtel, die einem Europäer gehört hatten, der einen Eingeborenen erschoss, verkünden Nähe der Weißen und Feindseligkeiten mit ihnen.

Stück eines Ohringes eines toten Mannes, die ein junger Mzikúyu im Kampfe erbeutete, verkündet siegreichen Kampf.

In welchen Beziehungen steht nun der Gebrauch der Gegenstandsschrift zur Ausbildung der Bilderschrift? Von einem direkten Einfluß, von ihrer direkten Übertragung ins Graphische kann natürlich nicht die Rede sein. Dagegen können wir sagen, daß die Gegenstandsschrift oder (fassen wir dieselbe mit den in den vorigen Abschnitten besprochenen Einrichtungen der Ortszeichen, Zählzeichen, Eigentumszeichen zusammen) die nicht nachbildenden Erinnerungszeichen gleichsam den Wert einer Vorübung für die Schrift und Bilderschrift haben. Denn da die Erinnerungszeichen schon früher praktischen Zwecken dienen als das in ganz besonderer Weise magisch gewertete Bild, bereiten sie dessen mnemotechnische Verwendung gleichsam vor, insofern sie Analogiebildungen zur Schrift in funktioneller Hinsicht sind.

G. Die magischen Symbole.

Mit den magischen Symbolen, die in den vorigen Abschnitten schon mehrfach kurz gestreift wurden, kommen wir zu einem Kapitel, das entsprechend dem Überwiegen religiös-magischer Vorstellungen im primitiven Geistesleben gleich umfangreich und bedeutungsvoll ist. Im Hinblick auf das Schriftproblem wird indessen nur den figürlichen, flächenhaften Symbolen besondere Beachtung geschenkt werden; aber auch von diesen können wir nur die hauptsächlichsten Formen an Hand einer Einteilung nach äußeren Gesichtspunkten hervorheben.

Ehe wir jedoch zur Klassifizierung und Beschreibung des magischen Symbolen übergehen, muß die Vorfrage beantwortet werden, wodurch denn die bildliche Darstellung zum magischen Objekt wurde, und in welcher Weise sich der Primitive an ihr betätigte.

Das Bild, eine Analogie des Objektes, das es darstellt, wird unter dem Zwang der Assoziation des primitiven Betrachters eine ganz besondere magische Bedeutung erhalten deswegen, weil die Beziehungen und Zusammenhänge der Ähnlichkeit zwischen Bild und Gegenstand durch die Anschauungsweise in die Welt projiziert, als übernatürlich-real aufgefaßt werden. Mithin ist das Bild auf früher Stufe gleichsam ein Teil des dargestellten Gegenstandes, und alles, was mit dem Bilde vorgenommen wird, wird als auf den abgebildeten Gegenstand wirkend gedacht werden. Das ist aber noch nicht die ursprüngliche Form der (magischen) Einbeziehung eines Bildes in die Handlungen des Menschen. Vielmehr müssen wir annehmen, daß es eine Stufe gab, auf der der Mensch an dem Bilde sich nicht um einen magischen Einfluß auszuüben, sondern emotional betätigte (siehe Einleitung)¹.

Eine Darstellung, die an einen Feind erinnert, wird im Zorn bedroht, mißhandelt, durchbohrt; das erregte Gemüt entlädt sich durch Rachehandlungen, ohne den bestimmten Willen, das Original durch eine Zauberwirkung zu treffen.

Auf der zweiten Stufe haben wir es dann nicht mehr mit reinen, vom Affekt verursachten Äußerungen, sondern eben mit Analogiehandlungen zu tun; das Zweckmäßigkeitsbewußtsein wird auf Erscheinungen übertragen, denen gegenüber es uns als unangemessen erscheint; bildliche Darstellungen werden wie die mit ihnen assoziierten Gegenstände oder Wesen behandelt.

Dabei braucht eine bestimmte Absicht, in besonderer Weise

¹ Zum Folgenden vgl. den Aufsatz von Vierkandt über »Die Anfänge der Religion«. Globus Bd. 92. 1907. — Karl Theodor Preuß: »Anfänge von Kunst und Religion.« Globus Bd. 84.

eine Wirkung auszuüben, ebenso die Seelenvorstellung noch gar nicht vorhanden zu sein¹.

Später entstehen aus diesen absichtslosen Analogiehandlungen überlegte, beabsichtigte. Aber auch dann ist anfangs eine Vorstellung von der Art der Beeinflussung des Bildoriginals, also etwa eine Beseelung des Bildes, noch gar nicht ausgebildet, da man sich noch nicht Rechenschaft über die Wirkungsweise seiner Handlungen gibt.

Erst ganz allmählich im Laufe aufsteigender geistiger Entwicklung stellen sich Vorstellungen ein, die, der Ausführungsart des Bildzaubers entsprechend, eine Art Fluidum annehmen, das die Verbindung zwischen Original und Darstellung bildet. Aus dieser Vorstellung geht dann der Seelenglaube hervor, »indem das anschauliche Denken des Primitiven eine konkrete Erklärungsform findet« (3. Stufe).

Dadurch, daß schließlich die Seelenvorstellungen ausfallen (4. Stufe), bleibt gleichsam nur als Rest die unbestimmte Vorstellung einer rätselhaften Fernwirkung zurück².

In dieser letzten Form findet sich der Glaube an die magische Bedeutung des Bildes — teils nur noch in Spuren — über die ganze Erde verbreitet und ist selbst in europäischen Kulturländern nicht verschwunden.

Napier fand noch 1879 in Schottland die Abneigung der Leute, sich porträtieren zu lassen, da sie fürchteten, mit ihrem Bilde könne Unfug getrieben werden; es gäbe Leute, die niemals einen gesunden Tag hätten, seitdem sie sich hätten photographieren lassen. Irgendein Übelwollender, dem zauberische Kräfte eigen, und der in den Besitz der Photographie gelangt wäre, benutzte dieselbe zum Schaden des Originals.

Zu erinnern ist auch an dieser Stelle an die amüsante Geschichte von dem chinesischen König K'ang (318—286 v. Chr.),

¹ Man denke an das Kind, das mit der Puppe spielt.

² Viele Beispiele bei Andree: »Ethn. Parall.« Bd. II, S. 18—20. — Vgl. auch Wuttke: »Dtsch. Volksaberglaube.« — Grube: »Religion und Kultus der Chinesen.« Leipzig (1910.) S. 192 ff. — Tylor: »Urgeschichte« S. 161 ff. sehr viele Beispiele.

der die Statuen seiner Mitfürsten im Klosett aufstellen ließ und ihnen nach Gesicht, Armen und Beinen schoß (Conrady).

Im Mittelalter verwandte man mit Vorliebe zum Behexen getaufte Wachspuppen. Im 11. Jahrhundert z. B. machten Juden ein wächsernes Bild des Bischofs Eberhard, bestachen einen Geistlichen, es zu taufen, und zündeten es an. Während das Bild in der Mitte wegbrannte, erkrankte der Bischof schwer und starb (Grimm)¹.

Die Macht der Assoziation, die bei allen diesen Beispielen wirksam war, macht sich, das sei hier nebenbei zur Erläuterung eingefügt, nicht nur beim Bilde, sondern auch beim gesprochenen und geschriebenen Wort geltend. Wenn z. B. ein chinesischer Arzt die Medizin, die er für seine Patienten braucht, nicht hat erlangen können, so schreibt er die Verordnung auf ein Stück Papier und läßt einen Aufguß davon in Wasser verschlucken². Eine gleiche Anschauung liegt zugrunde, wenn die Dayak es vermeiden, die Pocken, die Masai den Leoparden, die Abiponer den Verstorbenen mit dem Namen, der mit dem unheilbringenden Objekt durch die Vorstellung fest verknüpft ist, zu nennen³.

Nach diesen Vorbemerkungen, die die Bedeutung der Neigung zum Identifizieren (derzufolge das Bild eben zum magischen Objekt wird) zeigen, wird das Verhältnis des spielmäßigen Zeichnens zum religiös-zauberischen erörtert werden müssen. Damit knüpfen wir an das im ersten Abschnitt über das Zeichnen Gesagte wieder an.

Das Bild, so wurde ausgeführt, ist zumeist das Produkt des müßigen Spiels, der Lust an Betätigung. *Diesen spielmäßigen Zeichnungen nun wird man für die primitive Kunst deswegen eine besondere Stellung einräumen müssen, weil sie*

¹ »Bei den Torresinsulanern fertigt der miadelaig (Medizinpriester) aus dünnen Holzbrettchen oder Bienenwachs Bilder an, die den Namen derjenigen Person erhalten, der man Schaden zufügen will. Das Bild wird mit dem Stachel des Rochen durchbohrt, und der in der Zauberfigur dargestellte muß sterben.«

² In China ist sogar das Schreiben der Hieroglyphe, die einen Teil des Namens des regierenden Herrschers bildet, im ganzen Reiche verboten.

³ Daß auch bei uns eine ähnliche Denkungsweise noch nicht ausgestorben ist, wird mancher Kliniker kleinerer Universitätsstädte bezeugen können, der oft die Erfahrung macht, wie Bauernfrauen bei dem Nennen fremdartig klingender Krankheitsnamen zusammenschrecken und sich selbst wohl hüten, diese zu gebrauchen.

den nicht aus reiner Lust an Betätigung entsprungenen Darstellungen (also auch den religiösen), was Vollkommenheit der Ausführung anbetrifft, voraus sind. Zeichnungen nämlich, wie sie etwa ein sich in einer kultischen Handlung Betätigender ausführt, werden in viel geringerem Grade charakterisieren als spielmäßige Darstellungen desselben Individuums. Denn bei den religiösen (kultischen) Darstellungen ist der Primitive bestrebt, für seine Vorstellungen überhaupt einen sichtbaren Ausdruck (ein Konkretum) zu finden, und die Darstellungen haben mehr als religiöse Objekte denn als Darstellungen einen Wert¹. Bei den spielmäßigen Darstellungen ist das Charakterisieren, das Nachbilden dagegen die Hauptsache, und die so entstandenen Bilder haben wegen ihrer Ähnlichkeit einen besonderen Wert. Im ersten Fall, *beim Anfertigen des religiösen Bildes, war die Aufmerksamkeit also besonders auf religiöse Momente gerichtet, im zweiten Fall, bei der Anfertigung des spielmäßigen Bildes, war sie dagegen ganz auf das Anfertigen selbst, auf das Darstellen hingelenkt.*

Dieselben Erscheinungen zeigt das Leben des Kindes. Dem Kinde wird im Verlaufe eifrigen Spielens ein rohes Holzstück zur Puppe; besteht aber das Spiel gerade im Anfertigen einer Puppe, so wird etwas wesentlich Vollkommeneres zustande kommen, als das rohe Holzstück es war, und es werden Gesicht, Arme und Beine angedeutet werden.

Das spielmäßige Zeichnen in Vollkommenheit der Dar-

¹ Weiter wird man für die innaturalistische Darstellungsweise beachten müssen, daß die religiösen Bilder zum Teil Niederschläge motorischer Empfindungen von Gefühlsspannungen sind. Im Affekt aber spielen die Ähnlichkeitsbeziehungen zwischen Dargestelltem und Darstellung eine geringe Rolle; denn erstens werden Bild und Gegenstand leichter als sonst identifiziert (auch wenn das Bild zu einer spielmäßigen Darstellung desselben Individuums sehr unvollkommen ist), zweitens werden, wenn sich Affekte in komplizierten Handlungen (Zeichnen) entladen, es solche Handlungen sein, die schon anderweitig geläufig waren; eine über alle bisherigen Leistungen hinausgehende Charakterisierung des Gegenstandes im Bilde, wie es in der Muße bei spielmäßigen Zeichnungen möglich war, findet nicht statt, dafür wäre gleichsam in der erregten Seele, die nur in ihren Äußerungen vorgezeichneten Bahnen zu folgen vermag, kein Raum mehr.

stellung dem religiösen vorangehend, hat also gewissermaßen den Wert des Einübens.

Nachdem so spielmäßiges und religiöses Zeichnen, die beiden Kunstarten, die, wie es scheint, bei allen Völkern der Erde vorkommen, durch Charakterisierung von einander gesondert worden sind, können wir dazu übergehen, die verschiedenen Formen des letzteren zu untersuchen und zu beschreiben.

Wir beginnen mit den *dämonischen Darstellungen*¹. Schon bei der Tätowierung der Haida-Indianer hatten wir einige Beispiele kennen gelernt, wo man sich durch das Bild eines Dämons gegen verderbliche Geister oder den Zauber böswilliger Feinde zu feien suchte.

Den gleichen Brauch finden wir bei den Torres-Insulanern, von denen auf Tafel 9 Fig. I einige dämonische Darstellungen abgebildet sind («augud»). Man findet besonders häufig Figuren des Dugong (*halicore australis*); den fliegenden Hund Fig. 1; (pteropus), Schildkröte Fig. 4; Fregattvogel Fig. 2; und Kasuar Fig. 3. Auf den alltäglichsten Gegenständen, sogar auf Pfeifen, werden sie angebracht, so daß nicht immer genau zu entscheiden ist, wie weit sie schon zu Eigentumszeichen verblaßt sind².

In Afrika³, wo die Verhältnisse besonders einheitlich sind, ist es Chamäleon, Eidechse, auch Leopard und Schlange, die ursprünglich aus religiösen Motiven, heute vielfach alter Tradition folgend, manchmal nur noch als Verzierung auf allerlei Gerätschaften und Hausrat angebracht werden.

Von der Eidechse (*Iguana*), die leider bisher ausschließlich monographisch behandelt worden ist, findet man Darstellungen

¹ Da es nicht immer möglich war, bei der Ausarbeitung des vorliegenden Abschnittes die nötige Literatur im rechten Augenblick zu benutzen, konnten die Beispiele nicht immer in einer entwicklungsgeschichtlichen Reihenfolge gegeben werden. Es wird also nicht immer mit der Beschreibung der sich am meisten durch innaturalistische Darstellungsweise auszeichnenden Bilder begonnen werden.

² Vgl. Globus Bd. 86 S. 179.

³ Vgl. B. Struck im Globus Bd. 94 S. 174. — Karl Weule: »Das Eidechsenornament in Afrika.« Bastianfestschrift. Berlin 1896 S. 169–194.

auf Holz, Elfenbein, Flaschenkürbissen und sonstigen Fruchtschalen, auch auf metallenen Gegenständen und als eingewebtes, eingeflochtenes Muster, ja sogar bei den Banyang als Tätowiermuster der Frauen. Der Neger, um seine Person gegen jeden Unfall zu sichern, verziert seinen Schild oder sein Schwert mit dem Bilde eines Tieres, »von dem er annimmt, daß es seine übermenschlichen Fähigkeiten seit altersher zum Besten seines Stammes zu verwenden gewohnt ist« (Weule: »Eidechsenornament in Afrika«¹).

Sogar auf Messinggewichten für Goldstaub aus dem Aschantireiche, auf den Spielhölzern der Baia im Südosten Adamauas (s. unten), auf Rudern aus Benin können Eidechsen Darstellungen vorkommen, aber mitunter so hypertrophieren, daß sie, ohne die Übergänge zu kennen, unverständlich sein würden.

Da, wo sie sich auf Musikinstrumenten, z. B. auf Fantrömmeln, Saiteninstrumenten der Wayao und Elfenbeinhörnern, finden, liegt es nahe, an die engen Beziehungen zu denken, welche zwischen Musikinstrument und Kultus liegen. »Ob«, so sagt Weule, »nicht auch andererseits manche der Zeichnungen, besonders auf den Hörnern, einfache Eigentumsmarken sind, wage ich nicht zu entscheiden.« Wenn dem so wäre, so würde das (vgl. den Abschnitt »Eigentumszeichen«) nach dem Obengesagten den religiösen Ursprung derartiger Bilder nicht ausschließen.

Als gefürchteter Räuber², der selbst dem Menschen zu Leibe geht, wird auch der Leopard von dem Neger, ähnlich wie der Tiger bei den Völkern Hinterindiens, das Krokodil bei den alten Ägyptern, zu einem magischen Wesen, dessen Bild bedeutungsvoll ist³.

¹ Auf **Tafel 9 Fig. III** afrikanische Eidechsen Darstellungen, und zwar: Fig. 1 von einem Baluba-Schild; Fig. 2 von einer Loango-Trommel; Fig. 3 von einer Usukuma-Kalebasse; Fig. 4 von einem Guinea-Horn; Fig. 5 von einem Bakuba-Becher (nach Weule).

² Vgl. Seidel im Globus Bd. 74 S. 7.

³ **Tafel 9 Fig. V u. IV:** Leopard Darstellungen von Beniner Bronzen (nach Rivers).

Man kann sehr oft, besonders in Ober-Guinea, Darstellungen des Leoparden teils als Wandschmuck, teils als Statue antreffen (ebenso auf zahlreichen Beninbronzen). In Togo wird der gefährliche Feind wohl in jedem Dorf ein paarmal en relief an den Hausmauern zu finden sein. Bei den Ewenegern fungierte er insbesondere als Totentier, am Hofe von Dahomé als Familiengottheit (s. unten), und seine Tötung galt als schweres Verbrechen.

Auch die Schlange findet sich häufig im Bilde festgehalten und — das ist ein für unser Problem höchst bedeutsamer Wandel — ist in Ober-Guinea zu einem Sinnbild, zum Symbol der Unsterblichkeit geworden¹.

Dem Chamäleon, das bei den Herero totemistische Bedeutung hat — Meinhof bezeichnet es als Seelentier —, und das u. a. auf Zauberruten von Benin, Türstücken aus der Bamumgegend vorkommt, wird ebenfalls, obgleich es ein sehr harmloses Tier ist, eine große Wirkung zugeschrieben.

Bei den Zigeunern finden wir ganz analog als magisches Symbol Bilder des Teufels. Man bindet einem Irrsinnigen z. B. eine Tafel mit einer solchen Darstellung um den Hals, »um den Teufelshauch aus dem Körper zu treiben«.

Andere nicht nur mit Dämonen-Zeichnungen versehene Amulette schützen die Ehefrau vor Verführung. Der junge Gatte läßt in der Brautnacht seine Ehefrau unbemerkt auf eine kleine Scheibe von Lindenholz von der Größe eines Talers treten, auf der mit einer noch nie gebrauchten, im Feuer erhitzten Nadel die wirksamen Zeichen eingeritzt sind.

Auf unserer Tafel 10 sind 4 solcher Scheiben abgebildet. Fig. 6: Die am Rande laufende verschlungene Linie bedeutet eine Kette. »Wie mit Ketten soll die Frau an den Mann gefesselt sein.« Die Kreuze bedeuten »das böse Glück«. Die Schlange stellt den Verführer dar. Das Viereck darunter stellt

¹ **Tafel 9 Fig. II:** Darstellung einer Schlange von einer Bronzeplatte aus Benin.

einen Turm dar, d. h. »Die Glieder des Mannes sollen stark sein wie ein Turm«¹.

Die zweite Scheibe Fig. 7, weist die »Blumen der Liebe« auf, darunter zwei gekreuzte Stöcke für den Fall, daß sich die Ehefrau in der Liebe vergessen sollte.

Das dritte und vierte Amulett (Fig. 8 und 9) wird von jungen Zigeunerinnen getragen. Die Schlange bedeutet einen bösen Krankheitsdämon. Die Sterne und der zunehmende Mond bedeuten den erwünschten Kinderreichtum. Wir finden also Bilder der feindlichen und günstigen Mächte nebeneinander. (Wlislocki).

Die ansässigen Zigeuner in den serbischen Gegenden Südungarns malen Teufelsgestalten auch auf die äußere, der Straße zugekehrte Seite der Hütte. Auf dem Beispiel Tafel 10 Fig. 10 wechselt je ein Pferdekopf mit einem weiblichen Kopf und einer Teufelsfigur. Diese Malerei schützt die Familie und den Viehstand vor bösen Geistern und muß, um wirksam zu sein, jedes Jahr am Karfreitag erneuert werden.

In Amerika — aus dem Süden wurde schon im Abschnitt »Eigentumszeichen« auf Totemsymbole hingewiesen — liefert besonders der Norden zahlreiche Beispiele für die Verwendung des Dämonenbildes.

Bei den Chippeways fertigen die wundertätigen Manaboshos Streifen aus Baumrinde an, auf denen alle möglichen fabelhaften Gestalten dargestellt sind. Derartige Streifen sind bei den Jägern zur Erreichung einer ergiebigen Jagd sehr geschätzt².

Bei den Sioux und den algonkinischen Ojibway und Menomini wurden auf den Zelten des Medizinmannes³, ähnlich wie bei den Zigeunern, an den Hütten Darstellungen von Schildkröten, Donnervögeln, Schlangen, Büffeln und Sonnen usw. angebracht, und solche Zelte, die sich durch besondere Größe

¹ Das kommt schon einer wirklichen Bilderschrift sehr nahe; es zeigt anschaulich die ursprüngliche Verwendung einer solchen (siehe Kapitel II Einleitung).

² Schoolcraft: »History of the North-American Indians« Bd. V p. 150.

³ Weygold im Globus Bd. 83 S. 1.

auszeichneten, dienten insbesondere zauberischen Zeremonien von Zaubergesellschaften.

In Australien finden wir Totembilder z. B. beim Tjingilli-Stamm bei Festen im Gebrauch¹. Sie werden auf Brettchen von länglichovaler Form gemalt und senkrecht im Haar befestigt. Unsere Abbildung Tafel 11 Fig. 34 und 35 bringt eine Darstellung des Yam-Totem. Man erkennt deutlich die knollig verdickten Wurzeln. Von anderen Stämmen werden plastische Symbole im Haare getragen, die sich ebenfalls auf den Totem, z. B. einen Baum, beziehen, der etwa aus Gras und Federn nachgebildet wird.

Vielleicht sind die spannenlangen Puppen, die, auf einer Stange aufgesteckt, nach der Mitteilung Karl von den Steinens bei südamerikanischen Stämmen dazu dienten, um anzukünden, daß ein Tanz stattfinden soll, auch nur profaniserte Totemfiguren².

Totemtiere gelten nicht nur als Schutzgeister, sondern auch als der Stammvater der Geschlechter, und so leitet denn ihre Darstellung merklos zu Stammbäumen über. In den »Totempools« der Haida-Indianer, jenen hohen Säulen, die aus übereinandergetürmten dämonischen Darstellungen bestehen, haben wir wohl die prächtigsten Ausführungen dieser Art vor uns. Diese hohen aufstrebenden Pfeiler, die heute mitten zwischen amerikanischen Wolkenkratzern emporragen, als das letzte Zeugnis indianischer Kultur, sind eigentlich schon eine Art Bilderschrift, die dem, der die phantastischen Gestalten zu deuten weiß, eine vernehmliche Sprache reden. In der Südsee, namentlich in Polynesien, wo Ahnenverehrung eine große Rolle spielt, treffen wir viele Analogien, und auch einige afrikanische Türstücke aus der Bamumgegend scheinen hierher zu gehören.

Allen diesen Dämonen- und Ahnendarstellungen lag ur-

¹ Spencer and Gillen: The North. Trib. of Centr. Austr. S. 725.

² Unt. d. Naturv. Zentr.-Bras. S. 254. Die Ainus haben Kopfbinden aus Rindenstreifen mit Tierköpfen vorne daran, die wohl ursprünglich totemistische Bedeutung hatten: Wolf, Bär, Eule, Fuchs, Habicht, Weihe. Vgl. John Batchelor: The Ainu and their Folklore 1901 S. 161.

sprünglich die Anschauung der Identität von Bild und Dämon zugrunde. Später wurde dann das Bild von der Seele des Dämons bewohnt gedacht; schließlich fiel die Seelenvorstellung aus, was dadurch begünstigt wurde, daß bei diesen mehrgliedrigen Assoziationen erstes Glied (Vorstellung des Dämons) und letztes Glied (Vorstellung des Schutzes), im Verhältnis von Mittel und Zweck standen¹. Es blieb also am Ende nur die Vorstellung der rätselhaften schützenden Kraft, die das Bild des Dämons ausströmt. Das hat dann zur Folge, besonders wenn bestimmte Figuren bis zur Unkenntlichkeit stilisiert sind, daß überhaupt allerhand sinnlose Figuren sekundär magisch bedeutungsvoll werden².

Bei den Filipinos gilt z. B. das Anting-anting-Hemd, auf dem eine Unzahl von Symbolen, unter anderen sogar unverstandene lateinische Schriftzeichen, Freimaurersymbole, in wirrem Durcheinander angebracht sind, als wirksamer Schutz gegen allerhand Unheil.

Nach Betrachtung der amulettartigen wenden wir uns der ebenso bedeutsamen *kultischen Verwendung* figürlicher Darstellungen zu, wie sie u. a. in den Bodenbildern vorliegen.

In Nordamerika kommen Bodenbilder, »dry paintings«, bei den Navajos und Hopis vor³.

»Sie werden auf dem Boden der Medizinhütten mit großer Sorgfalt ausgeführt. Feierlich, unter Beachtung eines ganz bestimmten Rituals, bereitet man die Farben aus zu feinem Pulver zerriebenem roten und weißen Sandstein und Kohle. Rot, Weiß und Schwarz bilden die Grundfarben und haben gleichzeitig auch eine heilige, symbolische Bedeutung (schwarz ist der Norden, weiß der Osten, gelb der Westen und blau der Süden). Auf dem geebneten Boden wird dann die Zeichnung furchen-

¹ Wundt: Völkerpsych. Bd. II.

² Z. B. das Svastika-Symbol, ein apotropäisches Zeichen, das auch vielleicht der »geheiligte Überrest einer geometrischen Darstellung des Menschen ist«, und die hängende Doppelvolute, »vielleicht das uralte Symbol einer weiblichen Gottheit«, beides Formen, die auf prähistorischen Gegenständen häufig sind (Hoernes).

³ Vgl. Bartels: »Die Medizin der Naturvölker.« Leipzig 1893 S. 199. — Handbook of North American Indians p. 403 ff.

artig eingekratzt und in diese Furchen das färbende Pulver hineingestret, nach ganz bestimmten Vorschriften und ohne jede willkürliche Abweichung. Zur Darstellung gelangen in der Hauptsache menschliche Figuren und andere Formen in stark stilisierter Ausführung mit einer großen Zahl von Attributen.«

Man verwendet die Bilder insbesondere bei Krankenheilungen; der Patient muß sich auf eine bestimmte Stelle des Bildes niedersetzen. Der Medizinmann befeuchtet dann seine Hände mit Speichel, drückt sie gegen geeignete Punkte der Zeichnung und bestreicht damit den Patienten. Zuerst wird so der Staub von den Füßen des gemalten Dämons genommen, dann der Reihe nach der Staub von den Knien, vom Leibe, von Brust, Schultern und Kopf und auf die betreffenden Teile des Kranken appliziert. Die zahlreich Umherstehenden bemühen sich ebenfalls, etwas von dem heilkräftigen Pulver des Trockengemäldes zu erlangen; wer ein Leiden an seinen Beinen hat, nimmt Staub von den Beinen des Götterbildes, und wer an dem Kopfe leidet, nimmt Staub von dem Kopfe.

Möglicherweise haben ähnliche kultische Gebräuche bei den Sioux bestanden; wenigstens hat man in ihren Gebieten Umrißfiguren etwa einen Fuß groß aus Steinen gelegt gefunden (»boulder outlines« oder »boulder mosaics«): von Iowa, Nebraska bis Manitoba und von Minnesota durch Nord- und Süddakota bis Montana, am häufigsten aber in Süddakota. Ausgeführt sind sie meist auf erhöhten Stellen, und zwar Menschen, Schlangen, Schildkröten. Unter den Crows Montanas wurde eine solche Figur hergestellt, wenn ein Weib Untreue begangen hatte.

Auf Bräuche in Südamerika, bei denen ein Bodenbild im Mittelpunkt einer kultisch-zauberischen Handlung steht, deutet eine Notiz Karl von den Steinens (siehe Tafel 9 Fig. VII).

»Als wir das Dorf in Begleitung mehrerer Männer verließen, machten sie (die Indianer) innerhalb des Kreises (einer Bodenzeichnung) einen Rundgang beiderseits bis dicht auf das Maschenwerk und sangen Ka, a, a, . . . ; auch Spuren früherer

Rundgänge waren reichlich vorhanden. Die Männer wollten an dieser Stelle umkehren und sprachen von den Weibern.«

»Ground drawings« der Australier (Arunta und Warramunga), die wegen der Primitivität dieser Völker besondere Beachtung verdienen, sind uns von Howitt¹ und Spencer und Gillen² beschrieben. Sie werden ganz ähnlich wie die nordamerikanischen kurz vor einer religiösen Zeremonie (nämlich der Intichiuma-Zeremonie des Emu-Totem) hergestellt (siehe Tafel 12 Fig. 1—4).

Der Formenschatz ist sehr klein. Man findet besonders Kreise, Kurven in gelb, schwarz und rot, die »eine merkwürdige Mischung von rein konventionellen und nachbildenden Zeichen sind«. Die Ausführung der Figuren geschieht in folgender Weise:

Wenn die Intichiuma-Zeremonie statthaben soll, gehen einige der alten angesehenen Männer zu dem Festplatz und glätten die Oberfläche des Bodens. Dann wird Wasser darüber gesprengt und mit den Händen noch einmal geglättet. Sobald durch das Verdunsten des Wassers sich eine dünne Kruste gebildet hat, wird gelber oder roter Oker aufgetragen. Danach nimmt der leitende Mann etwas roten Oker oder eine Mischung von Fett und Holzkohle, und indem er seinen Finger als Pinsel benutzt, markiert er die Bänder oder Kreise, welche die Hauptgestalt der Darstellung bilden (7—18 Fuß groß).

Wenn die Figur fertig ist, kommen junge Männer, und Stunde um Stunde fügen sie Punkt auf Punkt von weißem Pfeifenton um die Figuren, bis alle dunklen Zeichen umschlossen, alle freien Plätze zwischen ihnen ausgefüllt sind. Die ganze Zeit dabei werden fortgesetzt Lieder gesungen, die sich auf die Zeremonie beziehen. Ist alles beendet, so werden die Figuren mit Gummibaumzweigen sorgfältig bedeckt und bleiben in diesem Zustande bis nach der Zeremonie. Dann setzen sich die Darsteller der Zeremonie auf die Zweige über den Zeichen. Zum Schluß werden die Zweige entfernt und die Bedeutung der Zeichen den jüngeren Leuten verkündet.

¹ The Nat. Trib. of S.-E. Austr. S. 553.

² The North. Trib. of Centr. Austr. p. 737.

Wir geben vier Proben derartiger Kultbilder. Fig. 3 (Tafel 12) bezieht sich auf eine Zeremonie, die in Zusammenhang steht mit einem Platze (Tikomeri), wo an einem Brunnen eine mythische Schlange (Wollunqua) sich erhob und in die Erde zu kriechen versuchte. Aber der Grund war zu hart, so daß sie es aufgeben mußte. Die zentralen konzentrischen Kreise stellen den Brunnen, zwei der kurvigen Linien (rechts) den Nacken der Schlange dar, als sie sich nach der einen und anderen Richtung vergeblich wendete, um in der Erde zu verschwinden. Die drei übrigen kurvigen Linien sollen die Schuppenhaut zweier kleinerer Schlangen sein, von denen aber nichts Näheres erwähnt wird. Die drei getrennten konzentrischen Kreissysteme endlich sind drei Bäume nahe am Brunnen.

Fig. 1 und 2 waren dicht nebeneinander auf den Grund gezeichnet worden. Sie bezogen sich auf einen Platz Parapakini.

Fig. 1 ist ein Platz, wo die mythische Schlange auf ihrer Wanderung haltmachte, um umherzublicken. Die beiden kurvigen Linien — die Bewegungen der Schlange sind immer durch eine Wiederholung der Kurve angedeutet — stellen sie in diesem Augenblick dar.

Fig. 2. Die Wollunqua begegnet den zwei Habichten Warapula und Kirkalanji, die zuerst für den Warramungastamm Feuer gemacht haben sollen, indem sie zwei Stöcke aneinanderrieben. Die Kreise mit den ausstrahlenden Kurven bezeichnen das Feuer, wie es sich in den verschiedenen Richtungen ausbreitet. Die drei übrigen konzentrischen Kreise bedeuten den Hals und die abgestreifte Haut von Schlangen.

Fig. 4 ist das Bild eines Flusses¹ mit seinen Nebenflüssen, welchen die Schlange passierte, und wo sie Gespenster zurückließ.

In Afrika finden wir Bodenzeichnungen bei den Bini in Britisch-Ostafrika. Sie werden an bestimmten Tagen von den Schamanen (obo) mit Kohle vor den heiligen Grabstätten (aro) ausgeführt (siehe Tafel 9 Fig. VI). Über die Bedeutung der Zeichen ist indessen nichts Genaueres bekannt².

¹ Also magische Kartographie!! (siehe »Ortszeichen« Schluß).

² R. E. Dennett: »At the back of Black man's mind.« S. 214.

Den magischen Bodenzeichnungen nahe verwandt sind die magischen Felszeichnungen, die sich von den spielmäßigen des ersten Abschnittes scharf durch den Mangel an Naturtreue unterscheiden.

Spencer und Gillen¹ haben diese Differenz wohl zuerst, und zwar bei den Australiern, festgestellt: »Die Felszeichnungen der Australier mögen in zwei Arten geteilt werden, in erstens gewöhnliche profane Zeichnungen an Orten, an denen Männer und Frauen häufig vorbeikommen, und zweitens heilige Zeichnungen auf Felsen, an Plätzen, wo heilige Zeremonien abgehalten werden, die nur eingeweihte Männer sehen dürfen. Die profanen können in zoomorphe, phytomorphe, Abdrücke von Händen und Füßen in roter Farbe und geometrische Formen (Derivate von biomorphen Gestalten) eingeteilt werden. Die heiligen Felszeichnungen umfassen nur »geometrische« Zeichen und sind so konventionalisiert, daß es ganz unmöglich zu erkennen ist, was sie eigentlich darstellen.«

Aus Nordamerika sind uns magische Felszeichnungen durch Hoffmann (1884) bekannt geworden², der solche 12 Meilen nordwestlich der Stadt Santa Barbara in Kalifornien auf grauen Sandstein gemalt (siehe Tafel 3 Fig. 10) entdeckte. Die auf Tafel 3 abgebildeten Kreisfiguren, die Kreuzlinien umschließen, haben bei verschiedenen Stämmen sehr verschiedene Bedeutung. In Fig. d ist eine menschliche Gestalt mit merkwürdigen seitlichen, rippenartigen Bändern, schwarz und weiß abwechselnd, abgebildet. (Ähnliche Symbole kommen auf Mänteln der Mediziner vor, nach Bourke z. B. bei den Apachen³).

Auch bei den Buschmännern in Südafrika⁴, deren natura-

¹ Spencer u. Gillen: »North. Trib.« p. 716; Nat. Trib. of Centr. Austr. p. 614 ff. Fig. 131, 132, 124.

² Mallery: 10. Ann. Rep. p. 70.

³ Auf zeremonielle Körperbemalung und Zeichen auf Masken, wie sie namentlich in der Südsee (siehe Parkinson) bei den Duk-Duktänzern und in Südamerika (siehe Krause und Koch-Grünberg) und auch bei den Akikúyu in Afrika (siehe Routledge) gefunden worden sind, kann hier nicht näher eingegangen werden.

⁴ Otto Moszeik: »Die Malereien der Buschmänner in Südafrika.« Berlin 1909 S. 80.

listische Zeichnungen wie vorhin besprochen, kommen merkwürdige Formen vor (siehe Tafel 3 Fig. 11), die wir nicht ansetzen auf Grund eines Analogieschlusses für magische zu erklären, wenn es uns auch fast an jeder genaueren Kunde von den religiösen Vorstellungen dieses von der Erde beinahe verschwundenen Zwergvolkes fehlt. Dieser Umstand macht es natürlich unmöglich, genauere Deutungen zu geben.

Eine dritte, sehr häufige *Anwendung des magischen Bildes ist die als »Verzierung« von Gerätschaften, die beim Kultus und Zauberzeremonien gebraucht werden.*

Von den Australiern hatten wir schon Bretter mit totemistischen Darstellungen, die bei kultischen Festen im Haar getragen werden, erwähnt (siehe Tafel 11 Fig. 34, 35). Diesen ähnlich sind jene merkwürdigen Hölzer und Steine »Churinga« genannt, die namentlich in Zentralaustralien große Bedeutung haben und, wie die Bodenzeichnungen, eng mit dem Totemismus zusammenhängen¹. Steinchuringas siehe Tafel 16 Fig. A, B, C.

Die hölzernen Churingas (siehe Tafel 13 Fig. 1—4) bestehen zumeist aus platten, länglich-ovalen, auch bumerangförmigen Brettern aus dem Holze des Mulgabaumes (*Acacia aneura*) von 3 Zoll bis 5 Fuß Länge (die mitunter durchbohrt sind und dann auch als Schwirrhölzer, »bull roarer«, verwandt werden können).

Für die vorliegende Arbeit sind sie von besonderer Wichtigkeit wegen der eigenartigen Zeichnungen, die vermittelt eines Opossumzahnes auf sie eingeritzt sind. Wie Abbildung zeigt, bestehen diese mit geringen Ausnahmen aus konzentrischen Kreisen, Halbkreisen, Spiralen, Bogen, Schlangenlinien, parallelen Linien und anderen meist kurvenartigen Figuren. Am häufigsten sind konzentrische Kreise, die meist den wichtigsten Gegenstand des Kultus bezeichnen.

Was bei allen diesen Ritzungen sofort ins Auge fällt, ist die große Unähnlichkeit zwischen Darstellung und Dargestelltem.

¹ Spencer u. Gillen: op. cit. p. 145 ff. — Curr: »The Australian Race.« — Brough Smith: »The aborigines of Austr.« — Danzel, Die Anfänge der Schrift.

Unwillkürlich drängt sich die Frage auf, wie es überhaupt möglich ist, daß der Australier derartige einfache Figuren als Darstellungen wertet (siehe auch Einleitung dieses Abschnittes).

Für uns ist ja die wesentlichste Beziehung zwischen dem Bilde und dem, was es darstellt, gerade eine Beziehung der Ähnlichkeit. Den Australier aber — auch die anderen besprochenen Fels- und Bodenzeichnungen waren innaturalistisch — interessieren im Gegensatz, dessen müssen wir uns aber stets erinnern, die magischen Beziehungen des Bildes viel mehr¹. Die Zeichnungen aber, der triebhaften Neigung entsprungen, die Vorstellungen und Gefühle in das Konkret-Sichtbare umzusetzen, ihnen eine Existenz zu geben, also gleichsam Materialisationen insbesondere religiöser Vorstellungen, haben ausschließlich als solche einen Wert; das Zeichen ist mehr als ein Bild, es nimmt teil an der Heiligkeit des Objektes, auf dem es sich befindet, es verkörpert die Heiligkeit der ganzen Situation. Befindet es sich anderswo, so ist es bedeutungslos, sinnlos.

Auf höheren Kulturstufen spielen dann die Ähnlichkeitsbeziehungen zwischen Bild und Gegenstand eine größere Rolle, und demgemäß wird auch das religiöse Bild in Einzelheiten genauer charakterisieren, naturalistischer sein, wenn auch ein starker Innaturalismus (»Stilisierung«) sich bis in späte Zeit hinein erhält.

Da die Bedeutung der Churingazeichen nicht ohne weiteres

¹ Siehe auch Lévy-Bruhl: op. cit. p. 126 ff. und den Aufsatz: »Magisches und mitteilendes Zeichnen« vom Verfasser im letzten Heft des letzten Globusbandes 1910. Mit dem Ausdruck Ornament wird man diese Zeichnungen nicht treffend kennzeichnen, wenn auch entsprechend der Komplexität der Motive bei ihrer Herstellung (sowie bei der Herstellung der meisten anderen hier besprochenen magischen Darstellungen) ästhetische Motive mit hineinspielen. Von den Ornamenten, die Stephan in seiner »Südseekunst« abbildet, die ebenfalls alles mögliche bedeuten, unterscheiden sie sich übrigens dadurch, daß bei ihnen die Ähnlichkeit zu der Bedeutung in keinem Verhältnis steht. Bei Ornamenten von Dr. Stephan ist uns nämlich in der Mehrzahl der Fälle der Zusammenhang zwischen Form und Bedeutung des Ornamentes verständlich (ebenso bei südamerikanischen Ornamenten, die Karl von den Steinen und Ehrenreich mitteilen), allerdings erst durch die Interpretationen der Eingeborenen.

klar ist, werden sie von Zeit zu Zeit von alten Leuten, die damit speziell vertraut sind, in den Ertnatalungas, den Häusern, die der Aufbewahrung heiliger Gegenstände dienen, den jungen Leuten erklärt¹.

Viele Churingas gelten für sehr alt und sind deswegen besonders wertvoll. Vielleicht sind manche Botenstäbe, (die übrigens bei den Arunta, deren Churingas wir hier abbilden, von Spencer und Gillen nicht beobachtet worden sind) mit diesen Zauberhölzern identisch und haben nach Art der Schulzenstäbe zum Zusammenrufen der Stammesangehörigen zu einem Corroborree gedient, gleichsam die *bona fides* des Boten dokumentierend.

Figur 1 und 2 (Tafel 13) stellen das Churinga eines Aruntamannes, des Froschtotem, dar. A bedeutet drei große Gummibäume an einem Flusse im Zentrum des Gebietes (Hugh-river bei Imanda), B stellt die großen Wurzeln, C die kleinen dar. Die Gummibäume sind eng verknüpft mit dem Froschtotem, denn die Frösche, die sich gern zwischen den Wurzeln aufhalten, sollen aus den Gummibäumen entstehen. Die kleineren Kreise sind kleinere Gummibäume mit ihrem Wurzelwerk. Die punktierten Linien sind die Fußspuren der Frösche, wie sie an sandigen Ufern des Flusses häufig sind. Die kleineren Kreise von Figur 1 stellen kleine Kröten dar, welche aus dem Baum herauskamen, und die sie verbindenden Linien bedeuten die Beine.

In Figur 3 und 4 ist das Churinga eines Mannes des Madentotem abgebildet. A ist die große Made, B Löcher in der Erde, in denen sich viele Maden finden, C ist ein sitzender Mann, der den Schmutz aus den Tieren herauspreßt, um sie zum Kochen vorzubereiten. Auf der anderen Seite (Figur 4) stellt D wieder die Made dar, F die Streifung des Körpers der Made.

Also gleichsam eine Unterweisung in einer magischen Bilderschrift. Wer hätte vermutet, daß sich der Leseunterricht in seinen keimhaften Anfängen so weit zurück bis in die Urzeit mit ihrem magischen Denken würde nachweisen lassen!

Noch näher als die eben besprochenen Darstellungen auf Kultgerätschaften kommen einer Bilderschrift vielleicht *magische Figuren, die als Exvoto verwandt werden*. Wir führen zwei Beispiele an.

»Bei einigen geistigen Krankheiten der Frauen bedienen sich die Oloh Ngadjo in Borneo¹ der Motivbilder in der Form von Holztäfelchen (Palangka bulau), die im Dachstuhl des Hauses aufgehängt werden, für den Luftgeist Sanggiang, der durch die Besessenen eben sein Opfer fordert. Auf den Brettchen sind die Gegenstände roh gezeichnet, die dem Geist angenehm sind« (Grabowsky) (siehe Tafel 14 Fig. 1).

Die Bewohner der Nikobaren² haben ähnliche Tafeln, auf denen allerhand Geräte dargestellt sind. Sie sind Weihgaben für den Iwi, den bösen Geist, dessen Aufmerksamkeit von den wirklichen Gütern, nach denen er lechzt, abgelenkt werden soll (Svoboda).

Der Engländer Ball fand auf derselben Inselgruppe, und zwar auf Kondul im Jahre 1873, in dem Hause eines vor kurzem gestorbenen Mannes einen aus Bambus bestehenden, mit Nüssen und getrocknetem Fleisch behangenen Schirm (siehe Tafel 14 Fig. III), drei Fuß lang, 18 Zoll breit, der mit roten Figuren bemalt war, (nämlich: fliegende Fische oder Vögel, Eidechsen, Sterne, Sonnen, Monde und Gerätschaften; 2 Messer, irdene Kochtöpfe, Äxte, Speere, Leitern, Kokosnußgefäße, Boote, drei Schweine, Hütten, Hühner, Hunde, Schildkröten, im ganzen 23 Gegenstände). Es gelang nicht, etwas über den Zweck der Tafel von den Eingeborenen zu erfahren. Uns erscheint trotzdem eine befriedigende Erklärung nicht schwer; es handelt sich bei diesen Bildern, von denen nur angegeben wird, daß sie religiöse Bedeutung hätten und zum Austreiben von Geistern dienten, wohl sicher um Motivdarstellungen, aber noch nicht um eine eigentliche Bilderschrift, wie Ball meint³.

¹ Intern. Arch. f. Ethn. Bd. I. S. 130.

² A. B. Meyer: »Bilderschriften des Ostind. Archip. u. d. Süds. Veröff. d. Ethn. Mus. z. Dresd. I. Leipzig 1881 S. 1. — Journal. Anthr. Inst. Bd. X. S. 103—105; plate IX. 1880. — Nature XXI. p. 227. (M. Maclay).

³ Auf Tafel 14 noch eine Motivtafel der Chingpaw (Kachin) Ober-Birmas.

Welche Anschauungen lagen nun der Verwendung der Bilder als Weihgabe zugrunde? Nach der landläufigen Ansicht der Ethnologen handelt es sich um einfache Behelfe aus einer Art Sparsamkeit. Das ist irrtümlich. *Die Motivbilder sind wenigstens ursprünglich sicherlich nicht als einfache Surrogate angesehen worden*; vielmehr ist der Identitätsglaube (s. o.) auch hier wirksam gewesen. Erst als er verblaßte, wurden die Bilder zu Surrogaten (oder rätselhaften Zaubermitteln), die dazu dienen, um sich die Geister günstig zu stimmen.

Die letzte Gruppe bildlicher Darstellungen magisch-religiöser Art, die für das Schriftproblem Bedeutung haben, sind die *divinatorischen*. Bei ihnen wird ebenfalls das Bild als mit dem dargestellten Objekt (Dämon) transzendent-seelisch zusammenhängend gedacht, hat aber nicht so sehr die Funktion eines Schutzmittels, sondern dient (der Übergang ist erklärlich) dazu, sich Rates von der dargestellten Gottheit zu holen, die Zukunft zu erforschen.

Bei den Bantustämmen¹ in Südafrika dient der Divination eine Art Würfelzauber, der darin besteht, daß bestimmte gezeichnete Gegenstände hingeworfen und dann aus der Art und Weise, wie sie fallen, und aus ihrer gegenseitigen Lage verborgene Dinge herausgedeutet werden. Auf den Würfelhölzern (siehe Tafel 16 Fig. 7—11) sind teils figürliche, teils ornamentale Markierungen angebracht. Wir dürfen wohl annehmen, daß die letzteren aus den ersteren — es handelt sich namentlich um die Darstellung der Eidechse, deren Bedeutung wir schon kennen lernten — hervorgegangen sind.

Daß auch in prähistorischer Zeit (Paläolithikum: Tourassien Mortillet's) ein ähnliches üblich war, darauf scheinen die be-

(Fig. II). Oben sind dargestellt 8 Maiskolben, darunter zwei viereckige Ohrenanhänger der Frauen, darunter ein Rechen und ein halbmondförmiges Halsband und unten endlich Bäume.

¹ Max Bartels: Zeitschr. für Ethn. 1903 S. 338. — Garbutt: »Native witchcraft and superstition in South-Africa.« Journ. Anthr. Inst. 1909 (Bd. 30) S. 545. — Vgl. auch Weule: »Eidechsenornament« (s. o.).

malten Kiesel hinzudeuten, die Piette bei Mas d'Azil (Departement Ariège) in großen Mengen entdeckte. Diese Steine (siehe Tafel 16 Fig. 1—6), meist von ovaler Form, nicht länger als 9 cm, mit eigenartigen Markierungen versehen, sind erst von Cartailhac, der sie mit gezeichneten Steinen der nordamerikanischen Indianer, die zum Losen dienen, verglich, als »Würfel« gedeutet worden.

Welchen Zweck die Pietteschen Kiesel auch gehabt haben mögen, jedenfalls darf man nicht aus der zufälligen Ähnlichkeit ihrer Zeichnungen mit römischen Buchstaben Schlüsse irgendeines Zusammenhanges mit letzteren ziehen¹, die ja viel späteren Datums und keine ursprünglichen Formen sind.

Andree hält die »Buchstaben« für Eigentumszeichen; wir möchten auf die auffallende Ähnlichkeit mit der Bemalung australischer Steinchuringas (siehe Tafel 16 Fig. A, B, C) aufmerksam machen.

Von anderen Divinationsmitteln — wir können hier nur auf solche eingehen, bei denen ein flächenhaftes Bild eine Rolle spielt — sei noch auf die lappischen Zaubertrommeln hingewiesen (siehe Tafel 15 Fig. I). Sie bestehen aus ausgehöhlten Baumstämmen, die mit einer Renttierkalbshaut überspannt wurden. Auf diese wurden mit dem roten Saft der Eschenbaumrinde Zeichen und Bilder gemalt, deren Reichhaltigkeit, je nachdem die Trommel zu allgemeinerem oder besonderem Gebrauche bestimmt ist, und je nach der Kenntnis des Verfertigers in den geheimen Künsten schwankt².

Zu einer solchen Trommel gehören noch zwei Dinge: der Zeiger oder Weiser (Arpa) und der Hammer (Vetjer). Dieser in der Form eines T, ist zumeist aus Renttierhorn gefertigt und dient dazu, den Zeiger, gewöhnlich ein Messingstück oder Ring (mit kleineren Ringen behangen), in Bewegung zu setzen dadurch, daß der Trommelschläger in der Nähe des aufgelegten Zeigers die Trommel schlägt.

¹ Wie es mehrfach geschehen ist! — Über Würfelspiele in Südamerika (Chaco) vgl. Erland Nordenskiöld in Zeitschr. f. Ethn. 1910 S. 427.

² Man vgl. Zeitschr. f. Ethn. 1910 Bd. 42 S. 2 ff.

(Bei der Wertschätzung der Lappen für ihre Zaubertrommeln kann es nicht wundernehmen, daß sie sie außerordentlich sorgfältig hüteten und, wenn sie ihrer nicht bedurften, in Renntierhaut einhüllten, um sie vor der Berührung der als unrein geltenden Frauen zu bewahren).

Zweifach war der Zweck der Trommel: sie diene dem Noaiden (Schamanen) dazu, sich in Ekstase zu versetzen, um in der darauffolgenden Ohnmacht eine unsichtbare Wanderung nach fernen Gebieten antreten zu können, oder — das interessiert uns hier am meisten — um seine Wahrsagekunst auszuüben.

Wenn ein Schamane nun zu letzterem Zweck die Trommel in Gebrauch nahm, setzte er sich nach lappischer Art mit gekreuzten Beinen auf den Boden nieder, faßte darauf die Trommel mit der linken Hand, hielt sie in wagerechter Lage und legte dann mit Verbeugungen und Ehrfurchtsbezeugungen den Zeiger auf das Bild (siehe Tafel 15 Fig. I) der Sonne (»Beive«) in der Mitte der Trommel, nahm mit der rechten den Hammer und fing an zu schlagen, zuerst leise rings um den Zeiger, bis sich dieser zu bewegen begann, dann immer stärker. Zu beachten war dabei, daß das Schlagen ringsherum geschah und nach der Bewegung der Sonne. Dabei sangen sowohl der Trommler als die Herumsitzenden einen eintönigen Sang zu Ehren der Götter, besonders des Gottes, den man um eine Kundgebung anging. Machte nun der Zeiger auf oder nahe einer der auf der Trommelhaut gezeichneten Figuren halt, so wurde mit dem Trommeln aufgehört, da die Kundgebung damit erfolgt war. Was für ein Tier geopfert werden solle, welchem Gotte, an welcher Opferstätte, was man tun solle, damit ein Kranker wieder genesen, ob ein angefangenes Unternehmen gut verlaufen würde, ob der Jagd, dem Fischfang Glück beschieden sei, alles gab der Zeiger, von unsichtbarer Hand geleitet, an.

In Form und Einteilung waren die Zaubertrommeln zumeist der lappischen Hütte nachgebildet, in der jede Stelle ihre Bedeutung hat. Kennt man diese Einteilung, so läßt sich aus derselben die Bedeutung der Götterfiguren auf dem Trommel-

fell unschwer bewerten. Neben der heiligen Tür findet sich Radies attje der höchste Gott, zu seiner Rechten seine Frau Radies akka, zu seiner Linken sein Sohn Radies Pardne. Diese drei bilden die höchste Gottheit. Dann folgt Beive, der Gott des Feuers und des Lichtes, im Mittelpunkte der Trommel, entsprechend der zentralgelegenen Feuerstätte in der Hütte. Auf dem Platz der Hausfrau findet man Tiermes oder Aija, den Donnergott, auf dem des Gesindes den bösen Geist Perkel; die beiden Akkorna, die Göttinnen der Geburt haben den Platz der Wöchnerinnen inne¹.

¹ Die genaue Erklärung der Figuren der lappischen Trommel (auf Tafel 15) lautet:

1. Radies attje, der höchste Gott.
2. Radies akka, Gottes Frau.
3. Die Renttiere des Lappen werden vom Wolfe verfolgt.
4. Ein Wolf, der den Renttieren eines fremden Lappen Schaden zufügt.
5. Lappenhütten, die einem fremden Lappen gehören.
6. Ein Schiff.
7. Ristobalge, der Weg der Christenmenschen:
 - a) eine Kuh,
 - b) die Kirche,
 - c) ein Bock,
 - d) ein Pferd.
8. Radies Pardne, Gottes Sohn.
9. Die Kirche in der Unterwelt.
10. Der Gott der Unterwelt (Rota).
11. Jabme-aimo, die Heimat der Toten.
12. Begräbnisplatz der Lappen.
13. Perkel, der böse Geist.
14. Gumppe, der Wolf, auch der Hund Perkels genannt.
15. Der Lappe macht eine Reise.
16. Eine »Ganflyinge«, mit der der Schamane »Hexenschüsse« versendet.
17. Sarakka
18. Maderakka } zwei Göttinnen.
19. Kerda, ein Renttiergehege.
20. Der Lappe geht auf die Jagd.
21. Hermelin.
22. Lappenhütten.
23. Kuosa, d. i. Fichtenwald.
24. Orra, d. i. Eichhörnchen.
25. Ein Pferd, das dem Rota zum Opfer gebracht wird.
26. Der Schamane.
27. Eine Zaubertrommel.
28. Ein Fischerboot mit Netzen.

Neben diesen dämonischen Hauptdarstellungen finden sich sehr viele weitere Zeichen, die auf häusliche und Familienangelegenheiten (Geburt, Tod, Reisen, Jagd usw.) Bezug haben. (Wir können z. B. entnehmen, daß der Besitzer der abgebildeten Trommel Zauberschüsse zu versenden, seinen Feinden und deren Herden Schaden zuzufügen verstand; das beweisen Bilder der sogenannten »Ganflyingen« und »Ganvögel«, vermittelt derer der Noaide anderen Lappen Unheil hinzaubern kann¹.

Wenden wir uns nun der für das Schriftproblem wichtigsten Frage zu: *Was wird denn aus den eben besprochenen magischen Darstellungen (kultische, votivistische, divinatorische usw.) bei allmählichem Zurücktreten magischer Vorstellungen im Laufe fortschreitender Entwicklung, und in welchen Beziehungen stehen diese magischen Darstellungen zum mnemotechnisch gewerteten Bild, zur Bilderschrift?*

Darauf läßt sich sagen: dadurch, daß der ursprünglich magische Nimbus verblaßt, werden die magischen Darstellungen zu Symbolen in des Wortes eigentlicher Bedeutung, zu Zeichen, denen im Gegensatz zu den spielmäßigen Bildern ein konventionell gefestigter Sinn zukommt; denn da sie Objekte des

29. »Ganvögel«, die dem Schamanen Nachrichten bringen.
30. Njalla, Vorratshaus der Lappen.
31. Ein Wolf, der Renttiere getötet hat.
32. Die Frau des Lappen.
33. Der Lappe auf der Bärenjagd.
34. Beive, der Sonnengott.
35. Saivo-sarva, d. i. ein heiliges Renttier.
36. Horagalles, Gott des Gewitters.
37. Beive, hier = gutes Wetter.
38. Ailekes olmai, der Sonntagsmann.
39. Nubbe ailekes olmai, der Mann des Sonnabends.
40. Goalmad ailekes olmai, Freitagsmann.

¹ Zaubertrommeln kommen in ganz gleicher Weise bei nordamerikanischen Indianern, Eskimos, Tungusen, Samojeden, Tschuktschen usw. vor (vgl. Wilhelm Radloff: »Aus Sibirien« S. 18 Tafel I). Zu erinnern ist auch an die Trommeln der Bonpò (vorbuddhistische Sekte in Tibet nahe der chinesischen Grenze) sowie an die chinesischen Bronzepauken, die ebenfalls auf der Trommelfläche religiöse Darstellungen tragen (vgl. Münsterberg: Chines. Kunstgeschichte). Der Gebrauch der Bronzepauken läßt sich übrigens bis nach Indonesien verfolgen.

Kultus, also religiöser Handlungen, waren, fielen sie dem normierenden, konventionalisierenden religiösen Einfluß anheim. Das hat weiter zur Folge, daß sie, stets in derselben Weise angewandt und ausgeführt, nicht als etwas Momentanes, Besonderes, sondern als etwas über dem Momentanen, Besonderen Stehendes, d. h. Allgemeines erfaßt werden. Also: in den magischen Symbolen treten zum ersten Male Darstellungen mit konventionell gefestigter, abstrakterer Bedeutung auf; deswegen in hervorragender Weise zur Fixierung der Vorstellung geeignet, sind sie gleichsam die Elemente der Bilderschrift, die einer Anzahl derartiger Zeichen bedarf. Zu piktographischen Zeichen sind die magischen Symbole aber um so mehr geeignet, als dem Primitiven anfangs ausschließlich religiöse Inhalte der Niederschrift wert sind.



Whence did the wond'rous
mystic art arise
Of painting speech, and
speaking to the eyes?
That we by tracing magic
lines are taught
How both to colour, and
embody thought?
(Thomas Astle.)

Zweites Kapitel. Die Ideographien.



Einleitung.

Gegenüber den spielmäßigen und magischen Figuren definieren wir die *Bilderschrift als eine Darstellung, die in erster Linie nicht wegen der ihr als Bild anhaftenden religiösen oder ästhetischen Qualitäten, sondern wegen der ihr eigenen, den Augenblick überdauernden Beschaffenheit zur Fixierung ganz bestimmter Vorstellungen ausgeführt wird*¹. Ihr Keim waren, wie sich aus den Darlegungen des vorigen Kapitels ergab, magische Figuren, die zu Symbolen verblaßten und (die nicht figürlichen Erinnerungszeichen wirkten hier vorbereitend) Merkzeichen wurden.

Zur weiteren Ausgestaltung des sinnbildlich-vorstellungsfixierenden Darstellungssystemes werden dann, wie wir sehen werden, die Gebärdensprache und das spielmäßige Zeichnen

¹ Freilich wird auch künftighin die Bilderschrift in hohem Grade bei der Komplexität der Beweggründe (s. o.) von ästhetischen und religiösen Motiven abhängig bleiben. Man denke nur an die Mayabilderschriften, die sakraler Natur, gleichzeitig hervorragende Kunstwerke sind (s. u.).

beitragen. Erstere liefert in den zeichnerisch festgehaltenen Gebärden, letzteres in den spielmäßig geläufig gewordenen Formen gleichsam das Material, das, den ursprünglichen magischen Symbolen angegliedert, erst der Bilderschrift jenen Umfang verleiht, die ihre praktische Anwendung für verschiedene Zwecke ermöglicht.

Dieser Entwicklungsgang scheint überall in der gleichen Weise stattgefunden zu haben. Einmal waren divinatorische, ein anderes Mal totemistisch-manistische, wieder ein anderes Mal Bilder auf Kultgeräten oder Motivbilder die besondere Art des magischen Bildes, aus denen sich die Bilderschrift entwickelte.

Wir kennen eine Anzahl von Piktographien, die sich noch nicht weit von diesem Ursprung entfernt haben, gleichsam erst die Wurzel sind, aus der sich ein graphisches Aufzeichnungs- und Mitteilungssystem hätte entwickeln können. In den Figuren auf lappischen Schamanentrommeln hatten wir schon solche Darstellungen kennen gelernt, die gerade auf der Grenze zwischen magischen Bildern und Bilderschriften stehen. Auf ungefähr der gleichen Stufe befinden sich die Bilderschriften der Oster-Insulaner, diejenigen der Ôrang Bëlênda und Ôrang Mënik und diejenigen der Akikúyu, die mit demselben Recht schon im letzten Abschnitt des vorigen Kapitels hätten behandelt werden können, aber in diesem Kapitel besprochen werden sollen, weil sie von ihren Entdeckern als »Schrift« bezeichnet worden sind.

Das Motiv der Herstellung dieser Bilderschriften »in statu nascendi« ist noch dasselbe wie das der magischen Bilder, nämlich ein vorwiegend religiöses. Es ist also (wie leicht einzusehen) nicht so sehr ein Bedürfnis (etwa das der Mitteilung an Abwesende oder nach einer Gedächtnisstütze), das zum unmittelbaren Anlaß der Abzweigung der piktographischen Bildgattung von der magischen wird; vielmehr geht dem praktischen Gebrauche der Bilderschrift eine Zeit voraus, in der sie, wenn auch schon vorhanden, noch keine in unserem Sinne zweckvolle Anwendung erfährt, obwohl das an sich

möglich wäre. *Erst ganz allmählich vollzieht sich die Abwandlung vom Magisch-Religiösen zum Zweckvollen nach dem Gesetze der »Heterogonie der Zwecke«, das in Wundts Fassung lautet: »In der Wirkung irgendwelcher Handlungen sind stets Nebeneffekte gegeben, die in den vorangehenden Zweckvorstellungen nicht mitgedacht waren, die aber gleichwohl zu neuen Motiven werden und auf diese Weise die bisherigen Zwecke umändern oder neue zu ihnen hinzufügen.« Auf unseren Fall angewandt heißt das: das magische Bild, das als Objekt des Identitätsglaubens entstand und unbeabsichtigt nebenher wie ein »Merkmal« (d. h. mnemotechnisch) wirkt, wird allmählich, indem der mnemotechnische Wert des Bildes erkannt und Ursache seiner Herstellung wird, zur Bilderschrift, die anfangs entsprechend dem Überwiegen religiöser Vorstellungen der Religion dient und erst später profane Zwecke erfüllt.*

Ehe wir nun dazu übergehen, die einzelnen Bilderschriften, die sich auf der Erde finden, zu beschreiben und zu untersuchen, möge in großen Zügen eine allgemeine Charakteristik gegeben werden.

Die Bilderschrift als ein Kulturgut primitiver Stufen ist ganz ein Abbild des noch vorwiegend gegenständlichen Denkens. Ihr räumlicher Charakter, ihre Ausdrucksmittel, Form und Farbe machen schon ohnehin eine Bevorzugung der gegenständlichen Darstellung erklärlich¹.

Wir finden demgemäß die Unterscheidung grammatischer Kategorien kaum angedeutet. Wo ein Eigenschaftsbegriff ausgedrückt werden soll, geschieht dieses durch das Bild eines konkreten Gegenstandes, dem diese Eigenschaft anhaftet (z. B. stark = Leopard). Soll eine Tätigkeit zur Anschauung gelangen, so wird der Gegenstand dargestellt, auf den sie sich bezieht (Reiten = Pferd), oder man behilft sich mit seiner szenenhaften Verbildlichung oder gibt, wo das nicht möglich, ein Abbild

¹ Die räumliche Bilderschrift steht in dieser Beziehung im Gegensatz zur Gebärdensprache, die gerade ihrer zeitlichen Eigenart entsprechend dazu neigt, Gegenstände durch Tätigkeiten auszudrücken (z. B. »Wasser« durch »Trinken«).

der entsprechenden Gebärde (sprechen = Mann mit Hand am Munde).

Der gegenständlichen Auffassung entspricht es auch, daß die zeitliche Aufeinanderfolge höchstens räumlich aufgefaßt zur Darstellung kommt, daß abstrakte und zusammenfassende Begriffe dadurch zur Anschauung gelangen, daß ein konkreter Gegenstand der selbst in ihnen enthalten ist, für sie abgebildet wird.

Die Bezeichnung geht also stets vom Sinnlich-wahrnehmbaren, Gegenständlich-abbildbaren aus.

Demnach besitzt, da dasselbe Bild einmal einen mehr substantivisch, ein anderes Mal einen mehr adjektivisch, ein drittes Mal einen mehr verbal gefärbten Sinn hat, da jedenfalls immer sehr viel durch Hinzudenken ergänzt werden muß, die Piktographie eine große *Vieldeutigkeit*, die noch dadurch vergrößert wird, daß die *Bedeutung der Bilder* willkürlich, nicht nur in kategorialer Hinsicht, *erweitert* oder *verengert* werden kann.

Die Symbole magischen Ursprunges, die ersten Bilder mit einem konventionell gefestigten, abstrakteren Sinn (s. oben), werden vor derartigen Bedeutungsverschiebungen nicht verschont bleiben, und zwar um so weniger, je mehr die Bilderschrift profanisiert, je verschiedenartiger ihre Verwendung im Laufe der Zeit wird.

Zur Überwindung der Vieldeutigkeit wäre eine weitgehende Zergliederung der Gesamtvorstellung und die gesonderte Verbildlichung der einzelnen Bestandteile Vorbedingung. Aber eine solche Zergliederung ist auf primitiven Stufen nicht einmal in der Sprache distinkt. Nicht einmal das Wort ist in der Auffassung ein abgegrenztes Gebilde wie bei uns, die wir durch die Schrift zur Wort- (und auch Laut-) Isolierung erzogen worden sind. Nur der einer Gesamtvorstellung äquivalente Satz ist dem Primitiven eine bewußte Einheit (vgl. Wundt: *Völkerpsych.* I, 2.).

Es ist also auch nicht zu erwarten, daß durch die *viel seltener als die Sprache angewandte Piktographie* eine weitergehende Zerspaltung der Gesamtvorstellung vorgenommen wird. Indessen kann man, obwohl wir im allgemeinen nichts

einem Satz Analoges ausgebildet sehen, bis zu einem gewissen Grade von piktographischen Satzäquivalenten sprechen, insofern eine Gesamtvorstellung durch ein ihren am stärksten gefühlbetonten Bestandteil darstellendes Bild zur Anschauung gelangt. Dieses Hervorheben des Bedeutenden geschieht aber keineswegs auf Grund eines zergliedernden Aktes; das der Gesamtvorstellung als Äquivalent gebrauchte Bild repräsentiert vielmehr diese vollwertig insofern, als ihm die unzerlegte Gesamtvorstellung assoziiert ist.

Nach allem diesem werden wir etwas einer Syntax Analoges kaum erwarten dürfen. Da, wo Beziehungen ausgedrückt werden, geschieht dieses in konkretisierter Weise (z. B. »hinten« durch »Rücken«) oder der Primitive behilft sich mit einem szenenhaften Bild.

Nichtsdestoweniger ist eine gewisse Verwandtschaft trotz der materialen Verschiedenheit zwischen Bilderschrift einerseits und Lautsprache andererseits unverkennbar. Das drängt die Frage auf: welcher Art waren die Beziehungen zur Laut- (und Gebärden-)sprache, und welche Folgen haben die Wechselbeziehungen für die Bilderschrift gehabt?

Darauf läßt sich sagen: *da Sprache (und Gebärdensprache) wegen ihrer häufigeren Anwendung eher als die Bilderschrift konventionelle Symbole für die auf späteren Entwicklungsstadien gebildeten Einzelglieder von Gesamtvorstellungen ausbilden, wird die Bilderschrift sich an sie anzulehnen suchen; denn dadurch, daß den piktographischen Symbolen, die ursprünglich nur Gesamtvorstellungen darstellten, jetzt dieser oder jener Bestandteil derselben willkürlich zugeteilt wird, ist die Vieldeutigkeit relativ vergrößert worden.*

Eine Stütze findet die Bilderschrift an der Gebärdensprache; ja, es kommt sogar, wenn auch seltener, zu einer Verschmelzung, deren Produkt die *pantomimische Bilderschrift* ist, wie wir sie besonders bei Eskimos ausgebildet finden. Ihre Aufzeichnungen werden derart ausgeführt, daß für jede Vorstellung eine sie gebärdensprachlich bezeichnende Menschenfigur abgebildet wird.

Bei afrikanischen Piktographien und den Gaunerzinken werden sogar Gebärden als Linienfigur direkt graphisch fixiert.

Viel später findet die Bilderschrift einen Anhalt an der ihr entfernter verwandten Sprache, mit der verbunden sie sich zur Lautschrift abwandelt (siehe Kapitel III: »Lautschriften«).

A. Fragliche Bilderschriften.

Im ersten Teile dieses Abschnittes mögen Darstellungen Erwähnung finden — es handelt sich meist um solche auf Stücken untergegangener Kulturen —, bei denen es zweifelhaft ist, ob wir es mit richtigen Piktographien oder nur religiös oder ästhetisch gewerteten Bildern zu tun haben.

1. Simbabwe¹.

In der südafrikanischen Ruinenstadt Simbabwe wurde eine flache Holzschale (0,5 m im Durchmesser) gefunden, die am Boden eine Eidechse, am Rande (s. Taf. 17, Fig. I) Figuren aufweist, in denen man einen Tierkreis zu erkennen glaubte. (Einige Forscher, die die Schale für sehr alt halten, haben sogar auf diesen Fund hin mediterrane Kulturbeziehungen angenommen.) Man muß sich indessen fürs erste bei der geringen Kenntnis der Kultur der sicher echt afrikanischen Erbauer Simbawbes einer Deutung enthalten. Das einzige, was sich sagen läßt, ist, daß die Darstellungen — man erkennt unter anderem einen Bogenschützen, einen Stier, ein sonnenähnliches Symbol, verschiedene Menschengestalten — in hohem Grade den Eindruck einer Bilderschrift machen. Jedenfalls handelt es sich nicht nur um rein ornamentale Figuren; die Eidechse am Boden könnte auf sakralen Gebrauch des Gefäßes schließen lassen.

2. Benin².

Einige Reliefdarstellungen auf geschnitzten hölzernen Paneelen aus Benin machen ebenfalls ganz den Eindruck von

¹ Vgl. v. Luschan: Zeitschr. f. Ethn. 1894 S. 444.

² Vgl. »Antike works from Benin« von Rivers. 1900 (S. 12 Fig. 27) und »Great Benin« von Ling Roth 1903 (S. 174).

Piktographien. Auf einer Holzplatte z. B. ist ein schwertbewehrter Häuptling, über den ein Diener einen Schirm hält, dargestellt. Weiter befindet sich auf ihr eine Schlange, die einen menschlichen Arm im Munde hält, und ein Leopard, beides Figuren, die, nach ihrer Anordnung zu urteilen, nicht in szenenhaftem Zusammenhang mit der Hauptgestalt gedacht sind, sondern als Symbole (der magische Ursprung ist unverkennbar) bestimmte Eigenschaften oder Taten des Häuptlings sinnbildlich wiedergeben sollen (Leopard = Kraft?, Schlange mit Menschenarm = Triumph über einen Feind?). (Besonders häufig sind derartige Darstellungen bilderschriftlichen Charakters nach den Mitteilungen Ling Roths auf der Vorderseite der Häuser von Zauberpriestern.)

3. Palau¹ (siehe Tafel 17 Fig. II).

Auf Häuserbalken der Palauinsel finden sich häufig Malereien, die als Bilderschriften bezeichnet worden sind. Sie sind in der Weise ausgeführt, daß die Farben die eingeschnittene Zeichnung ausfüllen². Die in sehr vielen Fällen streng durchgehaltene symmetrische Anordnung dieser Bilder, die sich in der Mehrzahl auf Fischerei, Tänze, Kämpfe zu Wasser und zu Lande beziehen, deuten darauf hin, daß wir es mehr mit dekorativen Darstellungen zu tun haben. Manchmal findet man auch besonders an Häusern, die religiösen Zwecken dienen, Vögel, Fische, allerhand phantastische Figuren, die nicht ohne weiteres zu erklären sind, die wir wohl als magisch-dämonische Symbole ansprechen müssen. Richtige Bilderschriften d. h. sinnbildliche Darstellungen, die als mnemotechnische Vorstellungsfixierungen gewertet werden, scheinen kaum vorzuliegen³.

¹ Vgl. A. B. Meyer: Bilderschr. d. Ostind. Archip. u. d. Südsee. — Kubary im Journal d. Mus. Godeffroy IV. 57. 1873.

² Besonders weiß (Kalk), schwarz (Ruß), gelb (Gelbwurz) und rot (Oker).

³ Vgl. auch Weule: »Oceanien« in Helmolt's Weltgeschichte. — Überhaupt scheinen bis jetzt (außer von der Osterinsel) keine richtigen Bilderschriften aus der ganzen Südsee vorzuliegen. Auch die Hamburgische Südseeexpedition hat bis 1911 keine entdeckt. Wohl sind eigenartige Ornamente gefunden worden, Danzel, Die Anfänge der Schrift.

4. Darstellungen auf prähistorischen Stücken.

Im östlichen Schonen befindet sich ein nach Forrer kupferzeitliches Monument¹ (»Kivik-Monument«, »Bredarör«), das in einem noch jetzt ansehnlichen Steintumulus der rings von ungefähr 20 kleineren Steinhäufen umschlossen ist, besteht. Mitten auf dem Boden des großen Hügels war ehemals eine länglichviereckige Steinkammer (13 mal 3 Fuß) aus etwa 4 Fuß hohen, 8—10 Zoll dicken unbehauenen, aber an der Innenseite vollkommen ebenen Steinplatten errichtet. Auf diesen ebenen Innenflächen waren (siehe Tafel 18 Fig. 4 u. 5) unter anderen die abgebildeten Zeichnungen eingegraben. Figur 4: zwei durch doppeltes Zickzackband getrennte Gruppen von je zwei Tieren (Pferden?). Figur 5: Reihen von Menschenfiguren. Ein Wagenlenker auf zweiräderigem Gefährt.

Nach der ganzen Art der Ausführung kann man annehmen, daß es sich hier um bilderschriftliche Darstellungen handelt, um Totem- und andere Stammeszeichen, teils vielleicht um Darstellungen geschichtlicher Ereignisse aus dem Leben des Begrabenen. Die Ähnlichkeit mit nordamerikanischen Grabpfosten ist sehr groß. Die abbreviierten männlichen Figuren, die die menschliche Gestalt S-förmig wiedergeben und das membrum virile andeuten, gleichen fast völlig denen einiger Dakota-Monumente. (Vgl. Tafel 18 Fig. 3.)

Andere prähistorische Funde, die jetzt allerdings längst verschollen sind, und die, nach alten Abbildungen zu urteilen, ebenfalls Bilderschriften aufwiesen, waren die beiden »goldenen Hörner« (die Sophus Müller der Eisenzeit zurechnet)².

Das eine Exemplar wurde 1639, das andere 1734 bei Gallehus gefunden; 1802 wurden beide gestohlen und vermutlich

deren einzelne Teile in besonderer Weise gedeutet wurden. Ob diese Bedeutungen überall gleich sind, ist fraglich. Auf jeden Fall handelt es sich nicht um Bilderschriften in unserem Sinne (vgl. Stephan: »Südseekunst«). Schon Brown wies auf die Schriftlosigkeit der Südseeinsulaner hin.

¹ Vgl. Hoernes: Urgesch. d. bild. Kunst in Europa. Wien 1898 S. 379. — Forrer: Vorgesch. d. Europäers S. 302.

² Sophus Müller: Nord. Altertumskunde S. 151.

eingeschmolzen. Wir sind infolgedessen nur auf — allerdings gute — alte Abbildungen angewiesen, da die ins Ausland gesandten Nachbildungen der »Trink- oder Opferhörner« verloren gegangen sind¹.

Auf Querringen befanden sich allerhand Figuren (s. Taf. 20 Fig. 4). Sie haben die phantastischsten Deutungen erfahren. Ole Worm hielt sie für allegorische Darstellungen der Tugenden und Laster, des Krieges und des Friedens und des Todes: andere Forscher, wie Worsaal, versuchten nordisch-mythologische Erklärungen. Sicher ist, daß wir hier eine Anzahl augenscheinlich magischer Symbole vor uns haben. (Sie ähneln in hohem Grade vielen Zeichen der Tafeln der Oster-Inseln; s. u.) Genaue Deutungen zu geben, ist natürlich unmöglich.

5. Peru.

Die alten Quellen der peruanischen Geschichte (Acosta) behaupten, daß den Amautas, den priesterlichen Lehrern bei den Inka-Peruanern, historische Gemälde auf Paños (gewebten Tüchern) zu Gebote standen, um ihre Erinnerungen aufzufrischen. Max Schmidt², der eine große Anzahl von peruanischen Darstellungen untersucht hat, glaubte eine Bestätigung dieser alten Nachrichten, deren Richtigkeit Tschudi bestritt, gefunden zu haben.

Die symmetrische Gruppierung, die mehrfache gleichartige Wiederholung der Szenen (die sich u. a. auf Angelfischerei, Mythen beziehen) und die ornamental durchsetzt sind von Reihen vielleicht mythischer Tiere (Affen, Vögel, Fische) deutet indessen darauf hin, daß die Gewebebilder, die Schmidt publiziert hat, vorwiegend als Dekoration betrachtet wurden, also noch keine eigentlichen Piktographien in unserem Sinne sind.

Auch jene Malereien auf Geweben, die in der Form von Grabtafeln auf dem Totenfeld von Ancon als bemerkenswerteste Beigabe von Reiß und Stübel in fast allen Gräbern bald einzeln, bald in Bündeln entweder neben der Mumie im Sande

¹ Auf dem einen Horn befanden sich auch Runenzeichen eingegraben.

² Zeitschr. f. Ethn. Bd. 42 S. 154 (1910). — Bäßler-Archiv Bd. I Heft I.

steckend oder in Tücher gehüllt gefunden wurden, machen keineswegs den Eindruck einer Bilderschrift¹.

(Sie bestanden aus einem aus Rohrstäben gefertigten, mit weißem Baumwollzeug überspannten tafelfartigen Gestell. Die Ränder des Überzugs waren auf der Rückseite zusammengenäht, und die ganze Tafel an einen nach oben kurz, nach unten länger hervorragenden Stab gesteckt. Meist zog sich um den Rand der Tafelfläche eine in Mäander- oder Wellenlinien gemalte Borde. Innerhalb dieses Rahmens war eine fast den ganzen Raum einnehmende menschliche Figur gezeichnet, umgeben von Verzierungen. Der Zweck der Tafel ist nicht ganz klar. Am meisten hat die Deutung als Votive für sich.)

Von allen peruanischen Darstellungen kommen am nächsten einer Piktographie die Bilder eines Tonkruges (siehe Taf. 17 Fig. 3) der Bäcklerschen Sammlung, der bei Chimbote gefunden wurde².

(In der Mitte (Tafel 17 Fig. 3) steht auf einem Floß ein Mann, der soeben mit der Angel einen Fisch gefangen hat. Andere Fische schwimmen um ihn herum. Vögel sitzen auf dem Wasser oder fliegen darüber hin; eine Schlange bewegt sich unterhalb des Fahrzeugs. Hinter dem Fischer steht eine zweite Gestalt mit Schlangengürtel und einem in zwei Schlangenköpfen endenden Kopfputz; über ihr spannt sich wie ein Regenbogen ein wiederum in zwei Köpfen endender Schlangenkörper (Regenbogen der bei den Peruanern in hoher Verehrung stand?), während drei Hunde darüber und daneben hocken.)

Es ist nicht zu entscheiden, wie weit die einzelnen Gestalten als mit dem Fischer szenenhaft zusammenhängend gedacht sind, oder wie weit sie Symbole sind, denen eine nicht in ihrer Bildlichkeit liegende Bedeutung zukommt. Genaueres wird sich erst später sagen lassen, wenn die peruanischen Darstellungen von Forschern, die eingehende Kenntnisse der Mythologie haben, miteinander verglichen worden sind.

¹ Vgl. Reiß und Stübel: »Das Totenfeld von Ancon.« Berlin 1880—1887 besond. Tafel 33 und 33 a.

² Arthur Bäckler: Altperuanische Kunst Bd. II. (Tafel 72 Fig. 263).

Wenn uns auch bis jetzt kein Gegenstand bekannt geworden ist, der den Gebrauch der Bilderschrift bei den alten Peruanern bewiese, so ist es doch wohl möglich — bedenkt man die hohe Kultur dieser Nation —, daß ehemals Piktographien ausgeführt wurden.

B. Die Schrift der Oster-Insel.

Die Schrifttafeln der Oster-Insel (die »rohau rongorongo« d. h. sprechende oder verständliche Hölzer) haben viel Kopferbrechen verursacht (siehe Tafel 19). Einige Gelehrte halten die zeilenartig angeordneten Symbole für vollkommene ideographische oder sogar phonetische Zeichen.

Wir schließen uns der Anschauung Meinicke's an, der in den »Hieroglyphenreihen« dieser Holzplatten, von denen wir eine abbilden (Taf. 19), Geschlechtsregister zu sehen glaubt, wie solche an vielen Stellen der Südsee durch mündliche Tradition überliefert worden sind¹.

Um Aufzeichnungen von Sagen oder Ereignissen kann es sich u. E. unmöglich handeln, denn sonst würden die Symbole höchstwahrscheinlich noch mit szenenhaften Darstellungen, wie das sogar bei den teilweise phonetisch schreibenden Mexikanern der Fall war, untermischt sein².

An eine phonetische Wort- oder Silbenschrift — von einer solchen haben wir bisher in der ganzen Südsee nicht die geringste Spur entdeckt — zu denken, ist wohl erst recht nicht angängig, denn wenn auch die Osterinsulaner, wie zahlreiche

¹ Vgl. Zeitschr. d. Ges. für Erdk. zu Berlin: Bd. V. (1870) S. 470, Bd. VI. (1871) S. 548, Bd. VII. (1872) S. 88, Bd. VII. (1872) S. 79. — Journ. Geogr. Soc. 40 (1870) p. 176. — Meinicke: »Inseln des Stillen Ozeans II. S. 233 (1876). — Ethn. Journ. I. 377 (Palmer). — A. B. Meyer: op. cit. — Thomsons Arbeiten, der die Tafeln übersetzen zu können glaubt, haben uns nicht im mindesten gefördert, seien deswegen nur nebenbei erwähnt. Weitere Literaturangaben in einer Bibliographie von Lehmann.

² Zwar erzählte ein Osterinsulaner dem Forscher Macducho Maclay, auf den Tafeln wären Ereignisse dargestellt, und die Vorfahren der heutigen Bewohner hätten noch die Zeichen verstanden, jetzt sei aber niemand mehr auf der Insel, der sie ausschneiden und lesen könne(?).

Altertümer beweisen, eine Achtung gebietende Kultur besaßen, so war dieselbe doch nicht derart, als daß wir ihren Besitzern schon die Abstraktion des Lautes aus der Sprache zutrauen dürften.

Vielmehr möchten wir glauben, daß es sich um die Aneinanderreihung von Hand-, Eigentums- oder wohl am ehesten Totem- und Ahnenzeichen handelt, deren Kenntnis aus religiösen Gründen (nicht etwa aber aus sachlich-historischem Interesse) von Bedeutung war.

Die Annahme übrigens, daß diese Platten Stempel sind, die zum Bemustern von Zeugstoffen Verwendung fanden, wie sie in der Südsee vielfach noch heute angetroffen werden, wird dadurch widerlegt, daß die Platten hierzu ganz ungeeignet sind. Bei den Stempelbrettern sind erstens die Ornamente in großer Gleichförmigkeit wiederholt, zweitens stets erhaben geschnitzt, ganz im Gegensatz zu den vorliegenden Platten, wo die verschiedenartigen Zeichen vertieft sind und die ganzen Zeilen in flachen Rinnen liegen, die sich auch über Kanten und Vertiefungen erstrecken.

Meinickes Ansicht aber, daß es sich hier um Geschlechtsregister handelt, wird durch die Bedeutung der vornehmen Geschlechter bei den Polynesiern wesentlich gestützt.

Die Geschlechter nämlich brachte man in Polynesien in enge Verbindung mit den Göttern, und gestaltete dieser manistischen Anschauung entsprechend alle religiösen und politischen Institutionen. Das hatte zur Folge, daß große Sorgfalt auf die Erhaltung der Genealogien der Edlen, namentlich aber der königlichen Geschlechter, verwandt wurde.

Von den Hawaiiern ist z. B. bekannt, daß sie die Ahnen ihres berühmten Königs Kamehameha bis auf 67 Generationen anzugeben wußten (nach einigen Forschern sogar auf noch mehr); die Rarotonganer kannten die Genealogie ihres Königs Makea, der 1838 starb, bis auf 29 Geschlechter.

In Mangareva hatte der König Maputeoa einen Stammbaum von 27 Generationen; in Nukahiva wußte der König des Stammes Teii, Keatanui, der in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts starb, seine Vorfahren bis auf 88 Generationen anzugeben.

(Daß diese Überlieferungen in vielen Fällen nicht der Wahrheit entsprechen, teilweise sich in das Sagenhafte verlieren, ist sicher, aber für unsere Betrachtung nicht von Bedeutung).

Um sich die langen Namenreihen der Vorfahren, der Könige, der Adligen merken zu können, gab es in Polynesien verschiedene Mittel.

War einer gestorben und nach dem Glauben des Volkes in die Zahl der Götter eingereiht, also das geworden, was man einen tiki (oder tii) nannte, so wurde ein Bild von ihm gemacht (bei hölzernen wahrscheinlich mit Berücksichtigung gewisser Zeichen in der Tätowierung des Toten) und dieses nicht bloß auf dem Grabe aufgestellt, sondern auch in den Häusern der Überlebenden und, falls die Verehrung des neuen Gottes sich weitverbreitete, auch in anderen. Die steinernen Bildsäulen auf der Osterinsel Rapanui sind solche Bilder gestorbener Vornehmen auf ihren Gräbern.

Daneben hatten die Eingeborenen noch hölzerne Bilder ihrer Verstorbenen in den Häusern.

Es ist leicht begreiflich, daß an den diesen Bildern beilegenden Namen, die der Vorfahren im Gedächtnis bleiben konnten, da hier der Name mit etwas Sichtbarkonkretem verknüpft war.

In Neuseeland bedienten sich die Priester, die Bewahrer und Hüter aller Kenntnisse, wie wir oben gesehen haben, zu gleichem Zweck bestimmter Kerbstäbe.

Daß man anderwärts ähnliche Hilfsmittel angewendet hat, ist nur wahrscheinlich.

So ist es denn wohl auch nicht unmöglich, daß die Holztafeln der Osterinseln solche *Register eines Königs oder Adelsgeschlechtes* sind und dazu gedient haben, das Gedächtnis der Vorfahren *aus religiösen Motiven* zu erhalten.

Einen gewissen Anhalt für diese Annahme bilden die Unterschriften der Häuptlinge der Osterinseln auf den Verträgen mit den Spaniern im Jahre 1770 (siehe Tafel 5 Fig. 10). Das große Zeichen Fig. C, das auch auf der Platte mehrfach vorkommt, war das Zeichen des Königs. Es ist eins der häufigsten

und heißt »heronia« und stellt ein Wesen halb Mensch, halb Vogel dar. Die zweite Zeile der Unterschriften besteht aus vier Zeichen, die dritte aus acht, von denen einige den monumentalen Zeichen ähneln. Bei den anderen ist die Ähnlichkeit zu vermuten, und die kursiv-lineare Schreibart mag die Erkennbarkeit erschweren.

Die Anordnung der Zeichen auf den Tafeln (siehe Tafel 19) ist stets abwechselnd verkehrt den Zahlen entsprechend, also eine Art Bustrophedon.

Außer auf Holzplatten finden sich Inschriften noch 1. an den Wänden steinerner Häuser (Tempel?), 2. an der konvexen Seite halbmondförmiger Platten, die angeblich amulettartig von Häuptlingen bei Festlichkeiten auf der Brust getragen wurden (das würde sehr für Meinicke's Hypothese sprechen), 3. auf den Köpfen kleiner fußhoher Idole (lares) meist männlichen Geschlechts (und zwar nach Palmer in der Form doppelköpfiger Vögel, Affen, Eidechsen)¹.

C. Die Bilderschriften der Ôrang Mënik, Ôrang Bëlëndas und Ôrang Hûtan Malakkas².

Hrolf Vaughan Stevens entdeckte bei den Ôrang Mënik der Halbinsel Malakka (im Norden begrenzt von den Siamesen, im Süden von den Bëlëndas und Tëmîâ) ein *magisches Figurensystem*, wie es in dem gleichen Umfange bisher kaum gefunden worden ist (siehe Tafel 11 Fig. 1—30). Die Symbole in der Form von Mustern sollen den Eigentümer des Gerätes, auf dem sie angebracht sind, vor allerhand Unheil, insbesondere Krankheiten, schützen. Die Frauen haben die Muster auf Kämmen, die Männer auf Blasrohren und Köchern (Gor) oder Bambustuben (Gar).

¹ Ein sehr häufig vorkommendes Symbol ist der doppelköpfige Pinguin »mhanus«.

² Grünwedel: Veröff. d. Berl. Mus. f. Völk. III. 3, 4 (1894). — Grünwedel: Zeitschr. f. Ethn. Bd. 25. 1893. — Preuß: Globus LXXV. 345, 1899. — Schmidt: »Pygmäen«.

Von den Krankheiten heißt es, daß sie vom Donnergott Kei als Strafe für böse Handlungen geschickt und von den Winden herbeigetragen würden. Dem Gotte Plè gelang es aber nach allerhand sagenhaften Reisen zu den Tschin-noi den göttlichen Dienern des Kei, »welche Blumen zu hängenden Ornamenten verarbeiten«, schützende Blumen zu erhalten. Er konstruierte aus den Blumen, die er in der Nähe seines Wohnsitzes, des Djilmûlberges, angepflanzt hatte, die gegen die Krankheiten gebrauchten Muster auf den Gor und Gar und Blasrohren. Seine Tochter Simeï erfand die Muster für die Leiden der Frauen auf den Kämmen.

Hier sollen nur die Zaubermuster der Frauenhaarkämme die am genauesten bekannt sind, betrachtet werden (siehe Tafel 11 Fig. 33).

In der Mitte der seitlichen Fläche des Kammrückens läuft ein Ornament Tîn-wêg entlang, das nach Preuß als das ursprüngliche Element anzusehen ist. Es enthält Figuren, die bestimmte Körperteile andeuten. Stevens zählte 140 solcher konventioneller Krankheitsmuster für 70 Krankheiten und deren Variationen¹. Über dem Tîn-wêg-Streifen befindet sich das Pâwêr- und Wâs-Muster, den Abschluß des Kammes bildet oben die Tëpi-Linie. Wâs- und Pâwêr-Streifen bestehen aus dem Tîn-wêg-Muster ursprünglich wohl entlehnten Elementen. Unter dem Tîn-wêg-Muster befinden sich weitere Streifen. Die ganze Ornamentschicht wird nun (nach Preuß sekundär) als eine heilsame Blume aufgefaßt; die Tëpî-Linie bedeutet den Stempel oder die Staubgefäße, das Wâs-Muster den angenehmen Geruch, das Pâwêr den Teil zwischen Kelch und Blumenblättern, die unterste

¹ Konventionalisierender (sinnefestigender) Einfluß der Religion! (s. theoret. Auseinandersetzung oben). Auf Tafel 11 einige Proben: Fig. 1 Kopf; Fig. 2 Augen; Fig. 3 Genick; Fig. 4 Brust; Fig. 5 Magen (Winkel, den die untersten Rippen am Sternum bilden); Fig. 6 Rücken; Fig. 7 Seite; Fig. 8 Nase (von unten, Septum sichtbar); Fig. 9 Fuß; Fig. 10 Arme; Fig. 11 Hand; Fig. 12 Finger; Fig. 13 Gelenke; Fig. 14 Brustwarze; Fig. 15 Zähne; Fig. 16 Vagina; Fig. 17 Penis; Fig. 18 Stirn; Fig. 19 anus; Fig. 20 Hüfte; Fig. 21 Schultern; Fig. 22 Rippen von vorn; Fig. 23 Rippen von hinten; Fig. 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32 verschiedene Muster, in denen die Elemente enthalten sind (nach Preuß).

Linie am Ansatz der Kammzähne (»mos«) die Kelchblätter. Es sind also aus den Tin-wêg-Mustern entstandene Ornamente »mnemotechnische Hilfsmittel (??) für bestimmte Blumen kraft der Fähigkeit des Hineinsehens und Hineindeutens und damit zu Rezepten geworden«.

Die Wirkung der Zeichen wird sich folgendermaßen gedacht. Nähert sich der vom strafenden Donnergott gesandte krankheitshaltige Wind, so trifft er den »Geruch« des Wâs, oder der Einfluß des Pâwêr-Zaubers veranlaßt ihn zur Erde zu fallen, oder der stärkste Zauber des Tinwêg bannt die schädlichen Wirkungen. (Den anderen Ornamenten wird nur geringere Wirksamkeit zugeschrieben).

In einigen Fällen, wenn die Frau trotz ihrer 8 bis 16 Kämmen erkrankt, bedient sie sich zur Heilung wirklich der durch das Wâs- und Pâwêr-Muster gekennzeichneten Blumen, legt sie in einen mit Wasser gefüllten Bambusschaft, verrührt und trinkt es und reibt mit den nassen Blumen die schmerzenden Körperteile.

Für die »Ähnlichkeit« der Tinwêg- und Wâs- und Pâwêr-Muster mit Blumen wird die Erklärung gegeben, daß Plê damit habe kenntlich machen wollen, daß die Pflanzen um die Zeit, wo die betreffende Krankheit vorherrschte, gerade in Blüte ständen. Der Gebrauch aller dieser Ornamente soll auf die Sitte zurückgehen, Krankheiten durch Anbringung von bestimmten Zeichen auf dem betreffenden Körperteil mittelst Kohlestrichen zu heilen.

Neben diesen zauberischen Zeichen gab es auch welche »ohne Zauberhalt« auf Bambusbüchsen (Gû und Pênîhâh).

Auf den Gû genannten waren insbesondere Szenen aus der Stammesgeschichte und Mythologie von den Herrschern des Volkes (puttô), später von den gewählten Bezirksoberhäuptern (snâhût) eingeritzt. Es waren dieses teils szenenhaft bildliche, teils stark »schematisierte« Darstellungen und daher für Uneingeweihte unverständliche Aufzeichnungen.

Die Pênîhâh wurden für die Verstorbenen vom Snâhût geschnitten und einem jeden ein solcher Bambusstab, auf dem

das Verhalten des Toten in diesem Leben aufgezeichnet war, mit in das Grab gegeben, um vor dem Richterstuhle Keiſ als Ausweis zu dienen. Erklärungen einzelner Bambusen dieser Art sind bisher nicht gegeben worden.

Bei den den Ôrang Mênîk benachbarten Ôrang Bêlêndas und Ôrang Hûtan traf Stevens eine ähnliche Bilderschrift auf Bambusen (»Toon-tongs«). Die die Norm bildenden Muster wurden auf Bambusschäften geritzt in den Medizinhütten aufbewahrt. Fast gegen jedes Übel, das dem Eingeborenen zustoßen könnte, gab es eine besondere schützende Zeichnung. Viele von diesen gehen nahe an Hieroglyphen heran und zeigen sogar eine gewisse Ähnlichkeit mit ägyptischen Charakteren, besonders mit den Zeichen für Haus, Stadt, die ebenfalls durch Grundpläne gegeben werden.

Von den Bambusstäben, auf denen die Symbole angebracht werden, gehören immer zwei von verschiedener Länge zusammen. Man verwendet sie bei der Bannung der bösen Mächte, indem man mit ihnen bei der Beschwörung, in jeder Hand einen, abwechselnd den Boden schlägt. Die Muster haben dabei die Kraft, die »Hantus« zu bannen und dadurch dienstbar zu machen.

Grünwedel behauptet, ohne leider näher darauf einzugehen, daß diese Bilderschrift gelegentlich auch zur Mitteilung von Erlebnissen verwendet würde. Wir hätten dann also den Übergang des magischen Bildes zur Bilderschrift handgreiflich vor uns. Auf Tafel 10 sind zwei abgerollte Toon-tong-Muster dargestellt (Fig. 1 und 5).

Fig. 1. Ein Muster der Ôrang-Hûtan gegen eine Spinne, die im Dschungelgebüsch der Halbinsel Malakka in etwa Manneshöhe ihr Netz spinnt und sich, wenn man es zerreißt, durch bösen Biß rächt. Man erzählt sich von ihr, daß das Männchen allein den Faden spinne und die Beute dem Weibchen zuführe, welches in den Fäden sitzt und sie bewahrt. a stellt Baumzweige vor, auf dem das Weibchen der Spinne (untere Figur) sitzt. Ein Bein berührt auf der linken Seite die Figur b. Die Überzähligkeit der Gliedmaßen entspricht ganz

der Auffassungsweise primitiver Völker. Die Figuren am Rande rechts (durchweg Spinnenfüße) gehören dem Weibchen an: es soll damit gezeigt werden, daß das Tier dort auf dem Faden entlang gelaufen ist. An einem der rechten Beine des Weibchens sieht man eine kleine, mit Strichelchen umgebene Figur: es ist das Junge, für welches das Alte Sorge trägt. Figur c zeigt einen Hügel, welcher in eine sandbedeckte Ebene ausläuft. Die Linien, die in den Nebensfiguren 2, 3, 4 gesondert abgebildet sind, bedeuten: Wasserläufe (2), einfachen felsigen Boden (3), vorspringende Felsmassen (4); Punktierung bedeutet Gras, Blätter usw. (*magische Kartographie!*). Die nach oben konvexen Kurven, welche bis zur Mitte des Musters reichen, stellen Schluchten dar. Die vertikalen Linien sind Baumstämme, die davon ausgehenden parallelen Linien deren Äste, die Punkte Blätter. Oben am Rande der Figur die Zickzackbogenlinien bedeuten Rotans und dergleichen, die von Baum zu Baum klettern.

Fig. 5 stellt Muster dar, die die Ernte und die Pflanzungen um das Haus herum vor schädlichen Tieren behüten.

Im unteren Feld sieht man das Haus im Plan gezeichnet mit den Tritthölzern davor. Um das Haus herum ist ein Feld mit süßen Kartoffeln bestanden. Die Pflanzen sind dargestellt durch divergierende Linienserien, mit anhängenden Kreisen und Punkten, den Knollen oder Blättern. Das Mittelfeld wird durch verschiedene Pflanzen eingenommen, welche durch sechs durch Vertikalstriche angedeutete abgestorbene Bäume getrennt sind. Von rechts nach links stehen Mais, Keladi (*Caladium*), drei Zuckerrohre, dann Mais, Tapioka, dann übereinander zwei Pflanzen, oben eine Spezies Yam und eine Banane unten mit Sprossen. Der obere Teil des Musters zeigt die Tiere, welche die Gaben des Ackers zu vernichten trachten. Oben rechts die Raupe, dann nach links zwei Iguanas, welche den Hühneriern nachstellen, neben ihnen Bäume mit Blättern, wo sie sich gerne verstecken. Die den Stämmen dieser Bäume entlang laufenden Strichelchen bedeuten das Auf- und Ablaufen der Tiere zur Nachtzeit. Oben links eine Schildkröte mit ihrem

Jungen. Darüber zwei parallele Bogenlinien, ihr Aufenthaltsort, eine Wasserstelle.

D. Die Bilderschrift Dahomé's¹.

Nahe den Beniner Darstellungen, die oben besprochen wurden, stehen einige Bilder in Dahomé, die Episoden aus der Geschichte dieses Landes zur Anschauung bringen (siehe Tafel 20 Fig. 1, 2, 3); sie zieren u. a. als Flachrelief oder als Malerei die Wände des Palastes von Abomé. Die Könige sind auf ihnen durch Tiersymbole (Totentiere?), ähnlich wie die Indianer auf nordamerikanischen Personenlisten (s. u.), dargestellt². Z. B.: der König Tegbouésoun (1729—1775), genannt Agbo, d. h. Widder durch einen Widder, der König Guézo (1803—1818) mit dem Beinamen Kokoulo, d. h. Hahn, durch einen Hahn, der König Guélélé (1858—1889) mit dem Beinamen Kinikini, d. h. Löwe, durch einen Löwen, der König Béhanzin mit dem Beinamen Gbowélé, d. h. Haifisch, durch einen Hai. Neben diesen Symbolen, die der Aufzeichnung mehr historischer Tatsachen dienen, ihrem Ursprung nach aber auch auf religiöse Anschauungen zurückgehen, findet man eine größere Anzahl magischer, dämonischer Figuren: die heilige Schlange (Inkarnation des Gottes Dangbé), das Chamäleon, Symbol des Regenbogengeistes, das Pferd, Symbol des Kriegsgottes, den Leopard, Symbol des den König schützenden Gottes, u. a. Es sind »hieroglyphische Zeichen«, deren speziellere Bedeutung hauptsächlich den Priestern (!!) des Afä, der Gottheit der Weisheit und Divination, bekannt ist. Diese Priester, zu Kongregationen

¹ La Nature (1894) I. p. 265 u. p. 327 (Maurice Delafosse). — Globus Bd. 66 S. 281.

² Die piktographischen Symbole unterscheiden sich also durch genaue Ausführung sehr von den mitunter schwer erkennbaren Zeichen der Bilderschriften anderer afrikanischer Völker, wie sie im nächsten Abschnitt beschrieben werden sollen. Das hat folgenden Grund: *Bei der dahoméanischen Schrift handelt es sich um vorwiegend monumentale Darstellungen; deswegen spielen ästhetische Motive stärker mit. Aus dekorativen Gründen führte man also bei monumentalen Bilderschriften die einzelnen Figuren weiter aus. Es ist klar, daß es stets auf die Schrift eines Volkes von Einfluß sein wird, ob es sich vorwiegend auf Monumenten oder mehr kursiv ideographisch betätigt.*

vereint, werden schon von Kind an in die Mysterien u. a. in eine Geheimsprache und die Kenntnis dieser Symbole einge-weiht. Indessen heißt es doch dieser Bilderschrift eine zu große Vollkommenheit zusprechen, wenn Maurice Delafosse sagt: »Il est hors de doute que les Dahoméens possèdent depuis longtemps . . . une véritable écriture, qui malheureusement n'a pas trouvé son Champollion«.

E. Afrikanische Kalebassenbilderschrift.

Aus Afrika kannte man bis vor kurzem keine einzige Bilderschrift (außer aus Dahomé, s. o., und Alt-Ägypten, s. u.); erst in den allerletzten Jahren sind uns (teilweise recht lückenhafte) Nachrichten zugegangen. Nach diesen ist es wahrscheinlich, daß es eine Zone, deren Grenzen sich bis jetzt noch nicht genau bestimmen lassen, gibt, in der Piktographien, und zwar auf Kalebassen, in Ritzung ausgeführt werden¹. Einige Darstellungen dieser Art scheinen ausschließlich, andere vorwiegend religiös magischen Zwecken zu dienen.

(Die primitivsten der Akikuyu hätten eigentlich, wie die Zaubermuster der malakkanischen Stämme im vorigen Abschnitt als »magische Symbole« behandelt werden müssen, sollen aber hier besprochen werden, da sich bei anderen afrikanischen Kalebassendarstellungen der Übergang zur Schrift direkt verfolgen läßt.)

Beginnen wir mit den primitivsten, mit den »picture writings« der Akikuyu², die den »Churinga-drawings« verwandt sind. Wir haben über sie nur sehr kärgliche Nachrichten. Routledge, dem wir die einzige kurze Notiz verdanken, schreibt: »Gelegentlich kann man einen Knaben herumgehen sehen, der tanzt und singt und dabei eine Kürbissassel schüttelt. Diese Zeremonie wird durch sechs Wochen hindurch wiederholt und heißt ku-i-nya-ki-shan'-di.

Die Worte des Gesanges sind traditionell, aber sie er-

¹ Vielleicht etwa zwischen dem 10. Grad nördl. und dem 10. Grad südl. Br.

² »With A Prehistoric People.« London 1910 p. 109 ff., bes. Tafel 86, 87, 88.

scheinen als unverständliches Geplapper und beziehen sich nicht auf den die Zeremonie Ausübenden.

In die Kürbissasseln sind Zeichen eingeritzt, welche den Verlauf der Reise des Knaben bedeuten. Die Kunst dieses Gesanges und des Zeichenschneidens wird den Knaben von einem Krieger gelehrt, der dafür eine Ziegenhaut als Honorar erhält.«

Die Erklärung der Bilderschrift auf Tafel 15 Fig. II erhielt Routledge von einem wandernden Knaben selbst¹. Der Ver-

¹ Die genaue Erklärung von Fig. II auf Tafel 15 (die Darstellung ist abgerollt gezeichnet!) lautet:

- 1 bedeutet die Worte des Kriegers, der den Knaben unterrichtet.
- 2 » die Worte des Knaben.
- 3 » den Arm des Knaben.
- 4 » den Weg, den der Knabe zurücklegt (*magische Kartographie!*).
- 5 » Pfahlwerk, wie es sich rund um die Wohnstätten befindet.
- 6 » die Wohnung des Knaben.
- 7 » den Weg, den der Knabe einschlägt, wenn er die Ziegen auf die Weide treibt.
- 8 » die Weide.
- 9 » das Zeichen, das man auf dem Vieh anbringt, um es vor Krankheit zu schützen.
- 10 » die Sterne.
- 11 » den Mond.
- 12 » das Feld (shamba).
- 13 » eine einheimische Feldpflanze.
- 14 » die Mutter des Knaben, als sie auf das Feld geht.
- 15 » die Worte des Knaben.
- 16 » der Knabe geht ins Haus wegen starken Regens.
- 17 » der Knabe erzählt, daß er vom Regen überrascht wurde.
- 18 eine Muschel, bedeutet die Frau eines Schmiedes.
- 19 und 20 bedeutet, die Familie des Schmiedes ging fort und kehrte wieder zurück.
- 21 bedeutet die Zange des Schmiedes.
- 22 » die Kinder gehen zu Tanz beim Schmied.
- 23 » den Weg des Knaben.
- 24 » viele Menschen in einem Dorfe trinken Bier.
- 25 » zwei alte Männer und eine Frau gehen von der zechenden Gesellschaft fort, um sich zu unterhalten.
- 26 » der Knabe begegnet einem Krieger, der einen Schild trägt und von Schlachten erzählt.
- 27 » einen Vogel.

such, auch von anderen Darstellungen Deutungen zu bekommen, mißlang vollständig; man antwortete stets, der Sinn wäre vergessen.

Wie es scheint, werden »Bilderschriften« nur in diesem Zusammenhange angewandt.

Kalebassenritzungen anderer afrikanischer Völker leiten dann direkt zur Bilderschrift über.

Von den Ewe teilt Westermann mit¹: »An der Außenseite der Kalebassen werden Tierfiguren geschnitzt (Chamäleon, Krokodil, Schlange, Leopard usw.), die ein Sprichwort, eine Redensart, ein »Wort der Alten« darstellen. Sobald der dieser Schrift Kundige die geschnitzte Tierfigur erblickt, weiß er das dadurch veranschaulichte Sprichwort zu nennen.«

Meinhofs Gewährsmann, Gottfried Anipatse in Togo, berichtet sogar, daß die Häuptlinge einander Botschaften auf geritzten Kalebassen oder anderen Gebrauchsgegenständen zu-

- 28 bedeutet Gerät, mit dem der Knabe die Ritzungen auf seiner Rassel anfertigte.
- 29 » der Knabe treibt die Ziegen heraus.
- 30 « der Knabe sieht viel Regen.
- 31 » der Knabe sieht einen Regenbogen.
- 32 » die Wohnung einer Schlange.
- 33 » drei Schlangen, welche von ihrem Wohnplatz kommen.
- 34 » ein kleines Tier.
- 35 » eine Feldschlange.
- 36 » ein Tal mit Wasser.
- 37 » ein Tal ohne Wasser.
- 38 » ein großer Berg mit vielen Bäumen.
- 39 » ein Leopard, der vom Berge kommt.
- 40 » der Kopf des Leoparden.
- 41 » ein Feld mit der Ernte einer einheimischen Pflanze.
- 42 » unkultiviertes Land.
- 43 eine Muschel, einen toten Mann bedeutend, der auf dem un bebauten Lande liegt.
- 44 bedeutet Wasser.
- 45 » großer See.
- 46 » die Hand des Knaben.
- 47 eine Muschel, eine Frau mit einem Kinde bedeutend.

¹ Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen zu Berlin. Bd. X. Abt. 3 S. 1 ff.

schickten, auf denen in gleicher Weise Sprichworte verzeichnet wären¹.

Wir geben (auf Tafel 21) zwei Kopien von Zeichnungen, die Gottfried Anipatse in Europa aus der Erinnerung auf Veranlassung Meinhofs auf Papier zeichnete.

Abbildung II: ein gestreiftes Tuch und eine Nadel. Sinn: »Die Nadel näht ein großes Tuch« (obwohl sie selber klein ist, d. h. »kleine Ursache, große Wirkung«).

Abbildung III: zwei Gegner mit Bogen und Pfeil: Sinn: »zwei Gegner können nicht standhalten« (zuletzt muß einer weichen).

In ähnlicher Weise wurde ausgedrückt: »Das Salz sagt nicht, daß es gut schmeckt, sondern der Mensch sagt, daß das Salz gut schmeckt« (»Eigenlob stinkt«). Gezeichnet wurde ein Stück Steinsalz, wie es als Handelsartikel im Gebrauch ist, und ein Mensch, der ein Stück Steinsalz hält.

»Das Gefundene und das Meinige ist nicht gleich« (man muß es dem rechtmäßigen Eigentümer zurückgeben). Gezeichnet wurde ein Mann, der die Finger auf die Brust legt (»Mein«) und ein anderer, der einen (den gefundenen) Gegenstand hält.

»Die Welt ist ein Affenbrotbaum« (man kann sie nicht umspannen). Gezeichnet wurde ein Mann, der zwischen einem Baum und einem großen Gegenstand (Welt) steht und den vergeblichen Versuch macht, diesen zu umfassen.

Bemerkenswert ist, daß es in Togo außer dieser profanen Sprichwörterschrift noch eine umfangreichere Zauberschrift gibt, die nur von den Zaubern angewandt wird. Über sie ist aber bisher noch nichts Ausführlicheres veröffentlicht worden.

Zur Darstellung von Sprichwörtern verwenden auch nach Dennet Kongoneger Symbole². Der Anlaß dazu ist teils religiöser, teils schon mnemotechnischer Natur. Wenn jemand eine sehr wichtige Sache hat, die zu groß ist für die Erledigung durch menschliches Gericht, so ruft er das Gottesgericht an, das in Afrika häufig darin besteht, daß man beiden Parteien

¹ Meinhof in Zeitschr. für äg. Spr. u. Alt. 1912.

² »At the back of black man's mind.« London 1906. p. 71 ff. (Dennet).
Danzel, Die Anfänge der Schrift.

Gift gibt; wer das Gift erbricht, ist unschuldig. Einige Symbole, die man auf Rücken oder Kleidern der Beteiligten anbringt, sind Tafel 21, Fig. a—g abgebildet.

Fig. a. Die Sonne, d. h. »Wenn ich jetzt davon absehe, die Sache mit dir zu besprechen, so wollen wir es zu Ende reden, wenn die Sonne am Mittag unbewölkt ist.«

Fig. b. Der Mond: Das Zeichen stellt die Verhandlung in Aussicht, wenn der Mond zu Mitternacht hell erscheint.

Fig. c. Die Axt: Wenn ein Mann am Sterben ist, sagt er: Du kannst mich töten, aber da ist einer, der mich rächen wird.«

Fig. d. Die Hacke: »Die Hacke mag rosten und vergehen, aber das Wort bleibt für immer.«

Fig. e. Die Doppelglocke: »Laß alle wissen, daß nur beim Tod eines Fürsten die Doppelglocke geläutet werden darf.«

Fig. f. Drei Haufen von Termitenhügelerde, die die Frauen unter die Kochtöpfe legen, um sie festzustellen, während ihr Essen kocht, d. h.: »Ein Topf, der auf drei Steinen steht, fällt nicht um.«

Fig. g—q. Ist ein ganzer bilderschriftlicher Prozeßbericht, der auf einem roten Kragen gemalt war, den ein Angeklagter um den Hals trug, und der folgendermaßen interpretiert wurde:

Fig. g. »Das Zeichen nahe der Spitze der rechten Schulter nennen wir die sich gabelnden Wege, und es bedeutet, daß wir von einer Mutter geboren wurden und eins waren, bis Streit uns entzweite. Das nächste Zeichen (Fig. h) ist ein Samen, der sich leicht öffnet und teilt und zeigt, daß ich eine offene Hand hatte und mitteilbar war.

Der Blasebalg weist darauf hin, daß meine Verwandten mich veranlaßt haben, sie zu behandeln, wie ich sie behandelt habe. (Fig. i.)

Die Röhre zu dem Blasebalg (Fig. k) bedeutet, daß wir Söhne eines Vaters waren, und daß ich, der Sohn einer Frau, zu streiten hatte gegen meine drei Halbbrüder, die Söhne einer anderen Frau.

Die drei Termitenhügel sagen dir (Fig. f), daß ich Zeugen

aufrief, sie dreimal grüßte und ihnen alles über die Sache sagte.

Fig. l. Die Matte sagt, daß ich meine Ankläger auf eine Seite stellte, wie sie mich auf eine Seite gestellt haben.

Fig. m deutet an, daß ich einen guten Platz bekam in der Stadt, wo ich das Gottesgericht auf mich nahm, und daß ich gut behandelt wurde.

Fig. n. Die Hörner einer Antilope besagen, daß ich die Frage stellte: Was tat ich, um diese Scheidung der Kinder eines Vaters zu veranlassen?

Fig. o. Die kleinen Trommeln bedeuten: Warum werde ich gezwungen, die Trommel zu schlagen und so aller Welt bekannt zu machen, daß ich von meiner Familie verstoßen bin?

Fig. p. Dann als ich die Giftrinde genommen und meine Unschuld bewiesen hatte, schlug ich die große Trommel, um der Welt bekannt zu machen, daß ich unschuldig war. Und ich sandte die Glocke (Fig. e) zu meinen Leuten, um den Tag meiner Rückkehr zur Stadt anzuzeigen.

Und das »Messer des Amtes« (Fig. q) wurde zu meinen Anklägern gesandt, um Schadenersatz zu verlangen.«

Die Zeichnungen, wie sie Dennet gibt, zeigen europäische Anklänge, die wohl auf Rechnung des Berichterstatters zu setzen sind.

Eine ganz kurze Notiz über eine Kalebassenbilderschrift bringt Mansfeld, der die Crossflußneger Kameruns besuchte, ohne indes nähere Angaben über die besondere Verwendung zu machen. Auf Tafel 22 Fig. 1—16 einige Proben¹.

¹ Die Zeichen auf **Tafel 22** bedeuten (nach Mansfeld: »Urwalddokumente«, Berlin 1908):

1. Ich liebe dich (graphisch-fixierte Gebärde).
2. Ich liebe dich nicht (Gebärde).
3. Spinnwebgewebe.
4. Tanzrassel.
5. Kalebasse für Öl, in der Mitte Stöpsel (Vogelperspektive).
6. Schildkröte (Umriß des Querschnittes; Gebärde).
7. Sklave (Tätowiermarke).
8. Löffel.

Nahe verwandt dieser Piktographie — einige Zeichen stimmen direkt miteinander überein — ist die Schrift »Nsibidi« genannt, über die uns genauere, wenn auch keineswegs vollständige Nachrichten zur Verfügung stehen¹. Sie ist dem Ibo-Stamme eigen, der in einer angeblichen Stärke von 4 Millionen Seelen den Calabar-Distrikt der östlichen Provinz Südnigerias und die Gegenden den Crossfluß aufwärts bewohnt. Nach Macgregors Meinung haben auch die nicht weit von ihnen entfernten Bini und Yoruba eine Schrift, die von dem Nsibidi etwas abweicht. Unbekannt dagegen soll es in den zentralen und westlichen Provinzen und auch bei den Bulu und Fang sein.

Das Nsibidi, wohl das vollkommenste ideographische Schriftsystem Afrikas, ist im wesentlichen das Eigentum (eine Art Geheimschrift) einer Geheimgesellschaft², in die Männer erst aufgenommen werden können, nachdem sie eine Vorbereitungszeit durchgemacht haben. Einige Zeichen — Macgregor hörte sogar von einer beschriebenen Decke, die vor 60 Jahren bei einer Art Schulunterricht verwandt worden sein soll — sind indessen auch den Außenstehenden bekannt, aber die größte Zahl ist unveräußerlicher Besitz der Eingeweihten und soll, so wird besonders von den Uneingeweihten versichert, zauberkräftig sein, die Fähigkeit haben, Schaden zu verursachen³.

9. Eidechse (Schuppen angedeutet).
10. Fuß der Schildkröte (Zehe?).
11. Krokodil.
12. Frisur eines Knaben.
13. Chamäleon (Rückenkurve angedeutet; Gebärde).
14. Falten der Innenseite der Handfläche.
15. Tasche mit Henkel (Vogelperspektive).
16. Mattenwebeapparat.

¹ »Some Notes on Nsibidi.« Journ. Anth. Inst. 1909. Bd. 39 S. 209. (Rev. J. K. Macgregor).

² Vielleicht vergleichbar den großen Medizingesellschaften der nordamerikanischen Ojibwä, die auch über eine große Zahl nur ihnen verständlicher zauberischer Bilderschriften verfügen (s. u).

³ Auf **Tafel 22 Fig. 17—48** einige Proben:

17. Mann, Baum, Kissen.
18. Peitsche, auch Mann mit einer Peitsche.
19. Mann, der zwischen zwei Völkern Streit anstiftet (graphisch-fixierte Gebärde).

Lange Zeit haben sich die Eingeborenen erfolgreich bemüht, diese Schrift vor den Europäern geheimzuhalten. Frühere Autoren haben dementsprechend das Wort Nsibidi nur für die Bezeichnung von Einschnitten auf Kalebassen, Musikinstrumenten usw. gehalten und wußten nicht, daß diesen »Ver-

20. Ein Fremdling, der keine Wohnung hat, (auf einem Beine stehend).
21. Eheliche Liebe.
22. Streit zwischen den Gatten.
23. Heftiger (a) Streit (c) zwischen den Gatten (b).
24. Zwei Weiber (a, b) mit vielen Kindern im Hause (d) und ihrem Gatten (c).
25. Palaver (bei indian. Piktogr. = Austausch; Wegkreuzung, wo man sich trifft).
26. puella publica (a: vaginalspalte, b: Beine).
27. Zwei Frauen (a, b) im selben Hause (c), die oft miteinander reden, eine dritte tritt durch die Tür (d).
28. a ist ein Mann, der mit der Frau (b) Ehebruch getrieben hat, die nun von ihrem Gatten (c) getrennt lebt. Nach dem eingeborenen Recht hat der schuldige Mann eine Abfindungssumme zu zahlen an die Frau und an ihren Gatten. d ist das bezahlte Geld, e die Partei, die es empfangt.
29. Ein brennendes Haus, zwei Männer darin, einer außerhalb, sucht sie herauszuziehen.
30. Treue Liebe (Gebärde).
31. Treulose Liebe.
32. a Frau, die zum Baden geht; b Wasserstelle; c Mann, der Obacht gibt, daß niemand auf sie schießt.
33. Feuerholz.
34. Matte (Nachtlager).
35. Sklaven (a), Fesselung (b).
36. Feuer (Herdanlage?).
37. Ein Mann mit gefesselten Handgelenken.
38. Handel (gegabelter Weg).
39. a Mann, der als Sklave verkauft werden soll, dessen Hände vorn zusammengebunden sind; b der, der ihn verkauft.
40. Ein Mann im Gefängnis.
41. Viel Geld (native rods).
42. Ein Mann, der nach Nachricht ausblickt.
43. Tür.
44. Zeichen, um einen Freund vor Gefangennahme zu warnen; a aufgerolltes Tau.
45. Ein Kranker, der von drei Freunden besucht wird.
46. Elephantiasis, a Geschwüre?
47. Menstruation (Vaginalspalte und Blutstropfen?).
48. Wasserblattern (wie bei Indian. Piktogr.).

zierungen« eine tiefere Bedeutung innewohne. Erst der englische Distriktskommissar T. D. Maxwell erkannte in ihnen eine Bilderschrift. Macgregor vervollständigte die Kenntnisse, gestützt auf die Aussagen zweier Knaben aus Abiriba.

Wie es scheint, ist die Schrift rein ideographisch; ein Ansatz zum phonetischen Aufzeichnen ist noch nicht vorhanden. Die ganze vom Standpunkt höherer Kultur aus unzweckmäßige Schreibart macht es überhaupt zur Gewißheit, daß wir in ihr autochthones Kulturgut zu sehen haben.

Nach der Ansicht der Eingeborenen stammt die Schrift von den Uguakima (auch Uyanga oder Ebe) zwischen Ikorana am Crossfluß und Uwet am Calabarfluß, von denen die umwohnenden Völker sie lernten. Wie die Uguakima sie erhielten, davon berichtet folgende Sage, welche für die afrikanische Auffassung der Schrift in hohem Grade charakteristisch ist.

In den Wäldern des Landes der Uguakima wohnen viele Paviane (idiok). Ein solcher Idiok lehrte einst den Uguakima außer der Zaubermedizin das Nsibidi, in dem er die Zeichen auf die Erde schrieb und dann zur Erklärung pantomimisch ihre Bedeutung gab.

Das Wort »Nsibidi«, das man den Symbolen beilegte, ist abgeleitet vom Iboworte sibidi, d. h. spielen, darstellen und auch, da viele Darstellungen religiöser Natur sind, bezaubern.

Der Gebrauch der Schrift, vielleicht noch vorwiegend magisch, ist schon ziemlich mannigfaltig: insbesondere verwendet man sie bei Rechtsfällen¹, und Macgregor meint, auch — ohne allerdings selbst Briefe gesehen zu haben — zur brieflichen

¹ Auf Tafel 21 Fig. 1 ein ganzer Prozeßbericht: a d. h. die Sitzung wurde unter einem Baum abgehalten; b sind die Parteien; c ist der richtende Häuptling; d ist sein Stab; e ist ein Mann, der einem anderen etwas in das Ohr flüstert; f ist die Partei, die den Prozeß gewann; zwei dieser Partei umarmen sich (g); h ist ein Mann, der ein Tuch zwischen Finger und Daumen hält, als Zeichen der Verachtung. Die großen verschlungenen Linien deuten darauf, daß der Fall sehr schwierig war, und daß das Volk der Stadt nicht allein imstande war, das Urteil zu fällen, sondern nach den umliegenden Orten sandte, um die weisen Leute herbeizurufen. k bedeutet, daß es sich um Ehebruch handelte; die Zeichen darüber sind die weisen Leute, die das Urteil fällten.

Mitteilung. (Jedenfalls könnten das nur Briefe sein, die ähnlich den Symbolen der Gegenstandsschrift der Interpretation des Überbringers bedürften, sofern es sich um eine größere Zahl von Zeichen handelt).

Über die Verwendung für einfachere Mitteilungen haben wir bestimmte Nachrichten. Will ein Eingeborener z. B. seinen Freund vor Gefangennahme warnen, so malt er mit Kalk eine Fessel an eine Wand, an der dieser vorüberkommen muß. Ebenso gibt der Häuptling den Leuten, die ihn besuchen wollen, bestimmte Wünsche mit Hilfe des Nsibidi bekannt.

Auffallend bei diesem Schriftsystem ist das Fehlen von Zeichen für Tiere. Macgregor meint, daß es sehr wohl möglich sei, daß ihm derartige Zeichen nur entgangen wären. Vielleicht hat die naturalistischere Ausführungsweise ihm Tierbilder nicht als Schriftzeichen erkennen lassen.

Eine bestimmte Schreibordnung gibt es noch nicht; man schreibt gelegentlich horizontal, vertikal oder schräg, deswegen, so sagt unser Autor, »müssen alle Zeichen erst erklärt werden, um verständlich zu sein.« Für die merkwürdige Linienartigkeit der Zeichen möchten wir nicht nur die Technik des Ritzens verantwortlich machen. Vielmehr möchten wir glauben, daß bei der Ausbildung dieser Symbole die Gebärdensprache, die, wie wir später sehen werden, auch in anderen Bilderschriften unverkennbare Spuren hinterlassen hat, in ganz besonderer Weise mit hineinspielt, daß ein großer Teil der Figuren graphisch fixierte Gebärden sind. (Man beachte die Zeichen für eheliche Liebe und ehelichen Streit.)

Der Grund dafür, daß bei den afrikanischen Bilderschriften mehr als bei anderen die Gebärdensprache wirksam gewesen ist, könnte vielleicht in einer besonderen Veranlagung für das Motorische gefunden werden, die sich ja schon physisch durch die starke Ausbildung der Extremitäten des Afrikaners kundgibt.

Dem Neger scheint der Zusammenhang zwischen Gebärde und Zeichen nebelhaft im Bewußtsein zu sein, denn, so er-

sählt die Sage, als der Idiok den Uguakima die Zeichen auf die Erde schrieb, gab er deren Erklärung pantomimisch, gebärdensprachlich.

F. Die Minahasa-Bilderschrift¹.

Aus Indonesien sind nur relativ wenige Bilderschriften bekannt geworden. Das mag seinen Grund teilweise darin haben, daß einige Völkerschaften namentlich des westlichen Teiles dieses Gebietes vollkommene phonetische Schriftsysteme besitzen. So die Javanesen, die Bataks, Lampongs, Redjangs auf Sumatra, die Makassaren und Buginesen von Celebes u. a.

(Ihre Schriften gehen wohl zumeist auf indischen Einfluß zurück; bei einigen liegen mit Sicherheit direkte Entlehnungen vor, wobei das übernommene Schriftsystem durch Anpassung an die Sprache allmählich stark modifiziert wurde. Bei anderen mag durch diese Veränderung der Ursprung ganz verwischt worden sein; wieder bei anderen ist vielleicht nicht eine fremde Schrift direkt übernommen worden, sondern die oberflächliche Bekanntschaft mit einer solchen mag die Anregung zu selbständiger Schöpfung gegeben haben.)

Die einzigen genauer bekannt gewordenen indonesischen Piktographien (2 oder 3 Exemplare) stammen aus der Minahasa (Nordcelebes). Sie wurden 1863 vom Missionar Lineman nach Europa in das ethnographische Museum zu Rotterdam gebracht.

Nach dieser geringen Anzahl zu urteilen, scheint auch in der Minahasa die piktographische Kunst nicht in sehr ausgedehntem Maße geübt worden zu sein (s. Tafel 23).

Da die celebesischen Zeichnungen ohne jegliche Angabe der Bedeutung der darauf dargestellten Szenen übersandt worden waren, blieben alle Entzifferungsversuche zuerst erfolglos. Erst 30 Jahre später gelang eine Deutung dem Missionar Tendeloo von der Station Ajermadidi in der Minahasa, und zwar durch

¹ A. B. Meyer: Veröff. d. Ethn. Mus. zu Dresden. 1881. — C. M. Pleyte, Globus 63 (1893), S. 220. — Tendeloo: Mededeelingen v. w. het Nederl. Zend. Gen. XXXVI. p. 329 ff.

Forschungen unter den Priestern. So ist uns denn, als niemand mehr daran dachte, das Verständnis zu diesem eigenartigen Kulturdokument erschlossen worden. Die beiden Zeichnungen des Rotterdamer Museums, deren eine auf sehr grobes, vergilbtes Papier (dem Tapazeug ähnlich, wohl Rindenzeug des Papiermaulbeerbaumes, *Broussonetia papyriphera*) mittelst eines Pinsels gemalt, die andere aber in eine Holzplatte geschnitten und nachher zur Verdeutlichung mit Kalk eingerieben ist, veranschaulichen beide denselben religiösen Vorgang, in der Hauptsache das Opferfest Mangellep, dessen Hauptmoment die feierliche Abschachtung eines Weibes war.

Dieses Fest, welches seit ungefähr 150 Jahren der Geschichte angehört, dauerte 9 Tage an, an deren letztem das Menschenopfer stattfand.

Die erste Szene links oben zeigt das Weib sitzend auf einem Sessel festgebunden, mit einer Pfanne zur Aufnahme ihres Blutes (das nachher getrunken wird) in den beiden nach vorn gestreckten Händen, während der Hauptpriester (Walian) mit einem flammenden Kris in der Hand im Begriff steht, ihr den tödlichen Stoß zu versetzen. Im Hintergrunde sieht man seinen Gehilfen mit gezogenem Schwerte in der Rechten und einem Band Tawaän-Blättern in der Linken. Die zweite Zeichnung stellt wiederum den Hauptwalian dar, begleitet von zwei Gehilfen von niedrigerem Range. Ersterer ist von letzteren durch seine Kleidung, sein Galakostüm zu unterscheiden. Das käfigartige Objekt in der linken Ecke ist ein Häuschen, worin der Hauptwalian sich niedersetzt, nachdem er durch fortwährendes Anrufen des Geistes Tumilaäl, — dem man das Opfer darbringt — endlich, durch dessen Geist beseelt, eine Inkarnation wird. Schräg vom Hause (rechts) ist eine Linie angebracht, die Treppe, um das Häuschen, welches auf einem hohen Gerüste aufgestellt wird, besteigen zu können. In dem Häuschen erblicken wir einen Kreis mit Fransen an der einen Seite und einem Viereck in der Mitte. Der Kreis ist die Wanne Sosiru, auf der man dem Geist ein Opfer aus Reis zurechtmacht. Die Fransen endlich sind Palmblätter, welche ebenfalls dabei zur Verwendung

kommen. Die korkzieherähnlichen neben dem Hause aufgehängten Gegenstände sind nicht erklärt worden.

Die dritte Zeile links zeigt uns die Mädchen, welche zum ersten Male an dem Feste teilnehmen. Ihnen voran geht der Hauptwalian. Sie müssen unter Gesang durch das Dorf gehen, um Speise und Trank einzusammeln.

Dann folgen 4 gewölbeartig skizzierte Abbildungen, wovon die zweite nichts enthält. Warum diese Form gewählt wurde, ist nicht bekannt, ebensowenig, was die darin befindlichen Personen eigentlich ausrichten. In dem oberen Gewölbe scheint ein Weib mit einem Bund Tawaänblätter in der Rechten und einem viereckigen Tuche in der Linken dargestellt zu sein, während in den beiden untersten der Hauptwalian mit dem Anrufen der Geister Moray beschäftigt ist. In seinen Händen hält er die Dudi, einen Zierat von Blättern. Die links angebrachten runden Figuren in den Gewölben sind wieder die schon beschriebenen Wannen Sosiru; rechts stehen Handtrommeln.

Die fünfte Zeile stellt den Zaun Rei-rei vor. Er besteht aus Bambuspfählen von je einem Faden Länge, durch Querbalken verbunden. Die oberen Enden dienen als Blumentöpfe; an dem schräg aufwärtsgestellten Pfahl hängt ein Bündel Tawaänblätter. Auf diesem Zaun lassen sich die Geister der dahingeschiedenen Ahnen nieder, um das Fest mit anschauen zu können. Hinter dem Zaune wird die Paposanan aufgestellt, d. i. ein Brett, worauf die Handlungen des Festes durch den Walian abgemalt werden, und daß nach Verlauf der Zeremonie von dem Festgeber als Andenken aufbewahrt wird. Links von dem Zaune in der Luft hängt ein leiterförmiges Objekt; es ist die Werias, ein Korb, den man, mit Speisen gefüllt, für die Ahnen auf den Boden stellt.

Das viereckige Ding auf dem Boden ist eine Kiste aus Gaba-Gaba (Sagopalmbblattstielen) verfertigt, in der die Totoöd ihren Platz finden. Die Totoöd sind verschiedene »teils männliche, teils weibliche Steine«, 9 an der Zahl, in die sich nach der Überlieferung die Erfinder des Festes verwandelt haben.

Deshalb dürfen sie nicht auf den Boden niedergelegt werden, sondern nur auf 3×3 mit Speisen gefüllte Teller, die auf einem Stück Leinwand ruhen, das wiederum auf eine neunfach gefaltete Silarmatte gebreitet wird.

Die sechste Reihe enthält nur drei X-förmige und zwei I-förmige Figuren, welche Gerätschaften zum Aufhaspeln der Baumwolle darstellen, die die Mädchen einsammelten. Es sind daraus die Fäden gedreht worden, welche zur Verzierung des Zaunes nötig sind. Die Abbildungen der siebenten Zeichnung sind nicht alle deutlich. Sicherheit besteht nur über die beiden tanzenden Personen; es sind Walian, welche das Tumarek ausführen, d. i. das singende Anrufen der Geister während der Nacht. Der Hauptwalian leitet den Gesang und schreitet dabei hin und her auf einem besondres dafür aus Holz angefertigten Brett (»Dadid«). Genau bestimmt wurde auch die länglich viereckige Figur (Zeile VIII). Sie ist die »Tenged«, der Reisstampfblock mit 9 Löchern, der vor Beginn des Festes mit viel Zeremoniell aus Holz angefertigt wurde. An dem einen Ende ist das Bild eines Hundes, an dem gegenüberliegenden das eines Annang (*Antilope depressicornis*) angebracht.

Über den Zweck der Bilderschrift ist nichts bekannt geworden. Die Vermutung sei aber ausgesprochen, daß es eine der Darstellungen ist, die nach Verlauf der Zeremonie durch den Walian »als Andenken für den Festgeber« (s. o.) angefertigt wurde. Für diese Annahme spricht, daß von den wenigen auf uns überkommenen Piktographien zwei den gleichen festlichen Vorgang darstellen.

G. Die Gaunerzinken¹.

Mitten in den Kulturländern Europas, ja noch in unserem Vaterlande, hat sich eine echte Piktographie bis auf den heutigen

¹ Gustav Freytag: Grenzboten Bd. XVIII (Lpzg.). — Hanns Groß: »Handbuch für Untersuchungsrichter.« Graz 1899. — Fregier: »Des classes dangereuses.« Leipzig 1893. — Avé-Lallemant: »Das Dtsch. Gaunertum.« Leipzig 1858. — Schukowitz: Globus Bd. 74 S. 1 ff. — Baer: »Der Ver-

Tag erhalten: die sogenannten Gaunerzinken. Ihrer bedient sich, wie der Name sagt, allerhand lichtscheues Gesindel, um sich auf Wänden, Zäunen usw. Mitteilungen zu machen, um zu gemeinsamen Schandtaten, Brandschatzungen usw. aufzufordern.

Alte Berichte beweisen, daß dieser Gebrauch eine lange Vorgeschichte hat. Die frühesten Nachrichten stammen schon aus dem Jahre 1540 und finden sich in einer kleinen Nürnberger Schrift: »Der Mordbrenner Zeichen und Losungen«. Es sind darin schon die beiden Arten von Zinken¹, die subjektiven (Personalmarken) und die objektiven Zeichen (Mitteilungsmarken) enthalten. Die Formen sind indessen noch sehr einfach.

Über die Art der Verwendung der alten »Brennerzeichen«, wie man die Zinken ehemals nannte, geben die Akten eines tirolischen Bettlerprozesses (vom Jahre 1574) Auskunft. Es heißt darin: «Dise bueben pflegent in irer geselschafft einander loß zu geben an die pruggen und thor sodannen sie ein haus den rot han auf das dach sezzen wollen, auch kennen sie ein eder sein eigen und besonder zaichen.»

(Dokumente aus der Zeit der Wiedertäufer führen besonders häufig deren Wappen: Weltkugel mit Kreuz und Schwertern als Brennerzeichen auf.)

Auf die Verwandtschaft der Zinken mit den oben besprochenen Hausmarken und Standeszeichen hat zuerst Gustav Freytag aufmerksam gemacht. Die Anwendung eines besonderen Symboles lag eben, so meint er, ganz in der damaligen Zeit. Es war damals noch ein Bedürfnis vorhanden — zum Teil vielleicht deswegen, weil die Schreibkunst nicht jedermann geläufig war —, neben dem geschriebenen Namen ein anschauliches Zeichen zu führen. Der

brecher«. Leipzig 1893. — Besonders aber: Hanns Groß: im Archiv für Kriminalanthropologie 1899 Teil 2 S. 1 (»Freistädter Handschrift«).

¹ Die Bezeichnung »Zinken« hielt man früher für ein Derivat von »signum«, jetzt meist für eine ursprüngliche Bezeichnung, die die zackige Form der Symbole zum Ausdruck bringt (vgl. Archiv f. d. Stud. neuer. Spr. 1863 Bd. XXXIII).

Adelige hatte sein Wappen, der Künstler sein Monogramm, der Bauer seine Hausmarke, der Kaufmann sein Warenzeichen, der »Mordbrenner« endlich seinen Zinken. Nach und nach bildeten sich dann den Bedürfnissen angepaßt die objektiven Zeichen, die die Zinken erst zu einem richtigen Bilderschriftsystem ausgestalteten.

Geschichtlich am weitesten von den objektiven Zeichen reichen die Zinken, welche die Marschrichtung an Mauern, Meilensteinen, Zäunen usw. angeben (es sind meist Pfeile, Wellenlinien) und Signaturen, welche die Begleitung angeben (ein Querstrich bedeutet einen männlichen, ein Häkchen einen weiblichen Genossen, ein Kreis ein Kind). Sie sind auch heute noch in gleicher Weise in Gebrauch und werden weit und breit verstanden.

Im allgemeinen ist aber der Sinn der Zinken nicht überall derselbe. Das erklärt sich vor allem aus örtlicher und zeitlicher Entfernung, zumal die Zeichen einfach sind, ihre Zahl deswegen beschränkt und eine Wiederholung unter verschiedener Bedeutung unvermeidlich ist.

Zu Abweichungen in der Bedeutung führt auch, daß es dem fahrenden Volk daran gelegen sein muß, daß die Zeichen nicht von Unberufenen, wenn auch des eigenen Gelichters, gelesen werden. Es hat daher nicht bloß jede eigene Bande ihre besonderen Zinken, sondern für jede zufällige augenblickliche Gemeinschaft von vielleicht nur zwei Genossen werden Zeichen verabredet. Das ist wohl auch der Grund für die außerordentliche Reichhaltigkeit der Zeichen. Die Freistädter Handschrift, eine Sammlung aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts, bringt fast 2000. Wir dürfen daraus nicht schließen, daß diese Zeichen allen geläufig waren, daß die Zinken etwa ebenso verbreitet waren wie die Gaunersprache, die fast in ganz Deutschland verstanden wurde. Eine solche Verallgemeinerung lag nicht im Zwecke der Zinken. (Ein Grundstock von Symbolen [Tafel 24 Fig. 9, 10, 13, 14, 15, 18, 19, 20, 21, 22, 24, 29, 30], gleichsam das Gauneralphabet, war indessen wohl jedem verständlich.)

Wenn sich also unter folgenden Beispielen Mitteilungen finden, die ob ihrer Schwierigkeit beim Entziffern unwahrscheinlich aussehen, so muß erwogen werden, daß sie uns nur so erscheinen, nicht aber den Gaunern, bei denen der Ideenkreis des Mitteilenden und Benachrichtigten im wesentlichen derselbe ist. Daß, was der eine darstellt, liegt ganz im Sinne des anderen. Kommen dann eben noch gewisse Vereinbarungen und einige Übung hinzu, so wird es uns schon begreiflich, daß für uns vieldeutige Nachrichten für den »Fechtbruder« nur wenige Deutungsmöglichkeiten in sich schließen.

Sicherlich wird eine sehr große Anzahl von Zeichen auch gar nicht mit der ganz bestimmten Absicht ausgeführt sein, um jemandem etwas mitzuteilen, sondern ist mehr der Niederschlag freudiger Gefühle. Wenn z. B. ein Bettler ein Wirtshaus markiert, in dem er ein reichliches Almosen erhielt, so geschieht das weniger in der Absicht, die Aufmerksamkeit der Nachfolgenden darauf zu lenken, es ist vielmehr der Ausdruck der Zufriedenheit; denn an und für sich schädigt sich der Gauner doch selbst, wenn er seinem Geber eine Reihe von »Nachfolgern aufhalst«, insofern, als er dann bei nochmaligem Passieren des Ortes schwerlich noch einmal seinen Magen an derselben Krippe würde füllen können.

Heutzutage ist der Gebrauch der Zinken stark zurückgegangen. Denn gerade so wie der Handelsmann, Bürger, Handwerker kaum mehr ein besonderes Zeichen verwendet, sondern den Namen der Firma schreibt, ist auch der Gauner dem Zuge der Zeit gefolgt und schreibt statt des zackigen Symboles meist seinen Spitznamen.

In folgendem eine kurze Charakteristik der beiden Hauptklassen von Zinken, der Wappenzinken (subjektive Zeichen, Personalmarken) und Mitteilungszinken (objektive Marken) sowie einige Proben (zum größten Teil der Großschen Ausgabe der Freistädter Handschrift entnommen).

1. Wappenzinken oder Personalzeichen, meist Darstellungen, die irgendein Hinweis auf das frühere Leben des Betroffenen sind (Hobel = Tischler, Feder = verkommener Student) oder

eine Anspielung auf besondere Eigenschaften enthalten, (Katze für geschmeidigen Dieb, Fuchs für Rothaarigen, Auge für Einäugigen). Die Kenntnis, wem ein solcher Zinken zugehört, soll sich zeitlich und örtlich sehr rasch verbreiten. Eine Nachahmung und Fälschung des Wappenzinkens ist streng verpönt. Hat gar einer das Zeichen eines anderen »geschnirt«, d. h. einen Galgen darüber gemalt, so zieht das mitunter blutige Rache nach sich.

2. Mitteilungszinken. Es sind einerseits solche, die ganz allgemeine Aufschlüsse geben (Zeit der Anwesenheit, Richtung der Wanderung, Begleitung), und die mit dem Wappenzinken verbunden werden, andererseits solche, die größere Mitteilungen, Fragen, Antworten, Aufforderungen, Warnungen enthalten und meist anonym stehen.

Unter den letzteren treten besonders die »Hauszinken« hervor, die ältesten, die schon in den alten Quellen als Mordbrennerzeichen erwähnt wurden. Sie dienten dazu, zu bezeichnen, welches Haus niedergebrannt werden sollte, ob schon Brennstoff eingelegt, wer Teilnehmer wäre, usw. Später nahm diese Hausmarkierung bei zunehmender öffentlicher Sicherheit einen weniger gefährlichen Charakter an. Heute wird nur noch angezeigt, wo gut zu betteln, zu stehlen, zu übernachten usw. ist.

Einige der Mitteilungszinken kommen auch bei Zigeunern vor; doch hat es den Anschein, als ob diese sie erst — eine solche Beeinflussung lag ja nahe — durch die Gauner, die viel ausgedehnteren Gebrauch von den Symbolen machen, erlernt hätten.

Erklärung zu Tafel 24.

1. Zinken des Mörders »Treuhand«, eine Hand mit Löchern, d. h. die Gaben durchläßt.
2. Zinken des »Famulli«, wohl eines ehemaligen Famulus, daher Buch und Schreibfedern.
3. Zinken des »kleinen Bäckers« (Brotlaib).
4. Zinken eines Betrügers, der als angeblicher Pferdearzt herumzog.

5. Zinken eines Gauners, der alle Schlösser gewaltsam (Stock) oder mit einem Dietrich zu öffnen wußte.
6. Zinken eines gewesenen Offiziers (Soldatenstiefel).
7. Zinken eines ungarischen Gauners (Ohringe).
8. Zinken eines, der einen gebrochenen, krummen Fuß hat.
9. »Verhaftet«. Ist oben auf diesem Zinken ein Querstrich, »Dachel«, so erfolgte die Verhaftung wegen Diebstahl. (10.)
11. »Verhaftet und dreimal vernommen«.
12. Haft mit Gegenzeichen: »Enthftung«. (Herz = Freude darüber.)
13. Freude, Zufriedenheit, Einverständnis.
14. Leugnen. (Graphisch fixierte Gebärde.)
15. Gestehen. (Graphisch fixierte Gebärde.)
16. Geständnis zurücknehmen. (Graphisch fixierte Gebärde.)
17. Schreibfeder, Zeichen der Schlauheit, List.
18. Gewalt, Vergewaltigung usw. (Stock).
19. Schlafen. (Dunkelheit.)
20. Raub, »Schaberei«.
21. Raubmord (»bei der Schaberei hat Blut getropft«).
22. Galgen.
23. Ein Vogel zwischen zwei Eiern, d. h. Vorsicht.
24. Unterstützung, Einverständnis.
25. November (kahle Bäume).
26. Sommer (stehendes Korn?).
27. Zorn, Verdruß (Schlange).
28. Gottesdienst (Kelch).
29. Zeichen für Aufbewahrung, verstecken.
30. Rache.
31. Tod (Elster darstellend; in der deutschen Mythologie ist das Elstertöten unglückbringend, und überall im Volke gilt sie als unheimlicher Vogel).
32. Jemandem Freundschaft anbieten (ausgestreckte Hand, Gebärdensprache).
33. Strenge Strafe (eine schlagende Hand; Gebärdensprache).
34. Ostern (Ostereier).
35. Zeichen für dumm, auch für fest, sicher usw. (Ochse).

36. Grob, roh, grausam (Reibeisen).
37. »Ich habe bei einem Fenster (Fensterkreuz) eingebrochen (Stock = Gewalt). Hierbei habe ich Betten (ein Mensch im Bett), Stiefel und Geld (zugebundener Geldbeutel) gestohlen; bin verhaftet (siehe Fig. 9) und habe gestanden (siehe Fig. 15).
38. Ein Gotteskastendieb, dessen Tätigkeit durch die Hand, den Gotteskasten (mit dem Schlitz zum Geldeinwurf, und die (mit Vogelleim zu bestreichende) Feder angedeutet ist, gibt bekannt, daß in der nächsten Kirche (Rosenkranz) kein Geld zu haben ist (Geldstücke unter dem Strich gezeichnet), weil die behördliche Aufsicht (Hut mit Feder daran und Stock = Gerichtsdienner) strenge ist. Daneben der Zinken des Schreibenden: Horn mit Zickzackstrichen.
39. Der mit dem Zinken »Hahn« hat vier (vier schräge Striche; c) Raubanfälle (b) gestanden (d), wodurch der Genosse an den Galgen (e) kommen kann.
40. Der mit dem Zinken »Flasche« (a) wüßte in Steiermark (Ochse als Zeichen; b) einen Raubmord (c) zu begehen und zeigt das seinen Kameraden an, mit dem Beifügen, daß viel Geld (d) zu bekommen wäre.
41. Der mit dem Zinken »Herz« (a) hat mit dem, mit dem Zinken »Degen« mit Hilfe von Pferd und Wagen (Hufeisen; b und Hemmschuh; c) bei einem Brauer (Kanne und Schaufel; d) gewaltsam Einbruch verübt (e), wobei sie Würste (f), Pferdegeschirr (g), Stabeisen (h), Zinngeschirr (i), Schmalz (k), stahlen; sie wurden aber von einem Pferdeknecht (Peitsche und Hemmschuh [l] verraten [m]).
42. Darauf antwortete der mit dem Zinken »Degen« (a), er werde verlangen, daß er vor dem Gerichtstische (d) mit dem Pferdeknecht (Peitsche und Hemmschuh; b) und mit dem mit dem Zinken »Herz« (e) konfrontiert (c, e, f) werde.

H. Die sibirischen Bilderschriften¹.

Nahe an eine Bilderschrift heranreichende Darstellungen arktischer Völker hatten wir schon gelegentlich der Besprechung der lappischen Schamanentrommeln kennen gelernt. Bei anderen Polarvölkern finden wir dann richtige Piktographien in mannigfaltiger Verwendung. Es scheint — es stehen uns allerdings nur lückenhafte Nachrichten zur Verfügung —, als wenn diese mit der Bilderschrift der Indianer und Eskimos in Verbindung gebracht werden könnten.

Zwischen den Bewohnern Alaskas, Kanadas, der Vereinigten Staaten aber haben direktere oder indirektere Beziehungen zu den Mexikanern und Maya mit ihren hochentwickelten Schriftsystemen sicherlich bestanden.

Es erstreckt sich demnach also von Mittel- über Nordamerika bis nach Nordasien eine Region der Bilderschrift, deren Keimzentrum nach der Verbreitung zu urteilen Amerika ist (s. u.).

Nicht unwahrscheinlich ist es, daß in unvordenklichen Zeiten durch ihre Ausläufer auch andere Völker kulturell beeinflusst wurden, daß einige der altweltlichen phonetischen Schriftsysteme letzten Endes nur zu hoher Vollkommenheit gelangte Abarten jener Ideographien sind, die sich heute von Nordamerika bis nach Nordasien allerdings nur noch mit Unterbrechungen bei Naturvölkern finden.

Einheitliche Darstellungen der nordasiatischen Bilderschriften existieren nicht. Wir sind nur auf teils sehr fragmentarische gelegentliche Notizen in Reisewerken angewiesen.

Am besten bekannt ist noch die Bilderschrift der Jukagiren, auf die wir uns deswegen hauptsächlich beschränken; in ihr offenbaren sich allerdings (wie in Nordamerika) schon gewisse Einflüsse höherer Kulturen.

Ihre Verwendung ist sehr mannigfaltig. Sie dient dem liebenden Mädchen, dem handeltreibenden Reisenden zur Mitteilung, dem Arbeitenden zur Buchung seines Lohnes.

¹ Globus 69 S. 209 (Krahmer). — Globus 76 S. 171 (P. V. Stenin). — Byhan: Polarvölker 1910 S. 128.

Wir beginnen mit der Beschreibung jener eigenartigen Liebesbriefe, die Krahmer zuerst mitgeteilt hat. »Da bei den Jukagiren streng darauf gehalten wird, daß nur der junge Mann dem jungen Mädchen gegenüber seiner Liebe durch Worte Ausdruck verleiht, sehen sich die Mädchen gezwungen, ihre Gefühle brieflich kundzugeben.« Ein Stück Birkenrinde, in das vermittelt eines Messers außerordentlich geschickt geritzt wird, ist dabei das Schreibmaterial. — Tafel 25 Fig. I gibt ein typisches Beispiel, den Brief eines unglücklich liebenden Mädchens. Die Bedeutung ist: »Du gehst fort, liebst eine Russin, welche Dir den Weg zu mir versperrt; es werden Kinder kommen, und Du wirst Freude an ihnen haben. Ich aber werde ewig trauern und nur an Dich denken, wenn es auch einen andern Mann gibt, welcher mich liebt.«

Der Rahmen A. B. ist ein Haus, die regenschirmartige Figur darin ist das trauernde Mädchen (C.). Die sich kreuzenden Linien bedeuten Kummer. Die punktierte Linie an der Spitze ist das Attribut der Frauen, der Zopf. Links von ihr ein Rahmen, der nicht ganz nach unten gezogen ist, bedeutet, daß die Bewohner (F. G.) in der Ferne weilen (F. ist die Russin, gekennzeichnet durch einen Zopf und einen breiten Rock; H.), ihre Neigung zu ihrem Gatten (G.) drücken die gekreuzten Linien aus. Außerdem geht von ihrer Figur eine Linie (J) aus, welche andere Linien (K. L.), die die Figur der unglücklichen Jukagirin und des umstrittenen Mannes verbinden, durchschneiden. Daß die Gedanken des trauernden Mädchen trotzdem bei dem Geliebten weilen, wird ausgedrückt durch M.; O. ist ein Jukagire, dessen Gedanken (N.) dem Mädchen nachhängen. P. und Q. sind zwei Kinder des Paares F. und G.

Andere Birkenrindenbriefe werden in Landkartenform ausgeführt und beziehen sich auf Wanderungen.

Tafel 29 Fig. 2 bildet einen derartigen Brief ab, den jukagirische Jäger an einen Baum hefteten als Mitteilung für einen Reisenden, mit dem sie eigentlich an dieser Stelle (Mündung des Kokordon) hatten zusammentreffen wollen.

1. Ist der Kokordon, 2. sein Zufluß: Ras'socha. Die Linie

zwischen den Ufern bezeichnet die Marschroute. Es waren die Bewohner von drei Hütten (vier Familien), die von der Mündung des Kokordon (1) den Fluß hinauffuhren. Unterwegs starb ihnen ein Mann, dessen Grabhügel (3) abgebildet ist. Oberhalb dieses wurden die drei Hütten aufgeschlagen; später ging die Gesellschaft auseinander. Zwei Familien (ein großes Boot mit zwei Rudern) mit einer Hütte und zwei Jägern (zwei kleine Kähne mit je einem zweischaufligen Ruder) fuhren zurück, den Ras'socha (2) hinauf. Zwei andere Familien (zwei große Kähne) und vier Jäger (vier kleine Kähne) fuhren noch weiter auf dem Kokordon.

Kartographische Briefe in genau der gleichen Ausführung (auch auf Baumrinde) sind bei nordamerikanischen Indianern gefunden worden (sicher eine Stütze für die Annahme intensiver asiatisch — amerikanischer Kulturbeziehungen).

Auch zu Lohnaufzeichnungen — hier zeigt sich der Einfluß höherer Kulturen — wird bei arktischen Völkern die Piktographie verwandt.

Ein jakutisches Mädchen hatte einst einem Manne verschiedene Sachen genäht und nahm als Lohn dafür allerlei Gegenstände, deren sie bedurfte. Da die Bezahlung nicht auf einmal erfolgte, legte sie sich ein eigenartiges Notizbuch an, in dem sie durch eine Zeichnung vermerkte, was sie erhalten hatte; u. a.: einen Schal, Tabaksblätter, eine Matte, Kämme, Nadeln, einen Fingerhut, Seife, Knöpfe, Zuckerstücke, eine Rolle Zwirn, ein Stück Stahl usw.

(Die Mitte zwischen dekorativen, spielmäßigen und piktographischen Darstellungen halten Ritzarbeiten (»graphic Art«), insbesondere der Tschuktschen (auch Eskimos s. u.) auf Pfeilstreckern (Messersgriffen), auf Bogen von Feuerbohrern usw. Sie stellen meist Ereignisse aus dem Leben des Besitzers und Verfertigers dar: Schlittenreisen, Bootfahrten, glückliche Jagden, Kriegsszenen, Blutrache, Ehebruch und seine Bestrafung, Taten von Schamanen usw. In der Ausführung ähneln sie stark den Figuren auf den Zaubertrommeln)¹.

¹ Globus 54 S. 332.

Anhangsweise mögen hier zwei ganz kurze vereinzelt Notizen über Bilderschriften der Wogulen einerseits, der Golden-Giljaken¹ andererseits Platz finden.

Von den Wogulen schreibt der russische Reisende Kusnezof, der ihr Gebiet (Nordural) im Sommer 1887 bereiste: »Durch eine Art Zeichenschrift wird gleichsam eine Art Siegesbulletin über errungene Jagderfolge ausgegeben und verewigt; nicht lapidar, sondern arboral, insofern sie auf Bäumen des Waldes eingeschnitten werden. . . Der Elch bedeutet das Hauptwildbret für den Wogulen, und die auf ihn bezüglichen arboralen Siegesberichte sind im Walde nicht selten«².

Es handelt sich hier offenbar nicht um Zeichnungen, die einem ausgesprochenen Zweck, etwa der Mitteilung, dienen, sondern um Bilder, die der Ausdruck freudiger Gefühle sind, und bei denen man höchstens insofern von Mitteilung reden könnte, als bei der Herstellung des Bildes der Wunsch, sich zu rühmen, in gewissem Grade mitgewirkt haben kann. Vielleicht spielen hier — es läßt sich das allerdings nur vermuten — zauberische (votivistische?) Momente mit.

Von den Golden-Giljaken schreibt Woldt: »Wenn ein Mediziner zu einem Kranken gerufen wird und nicht selbst kommen kann, so sendet er ein auf chinesisches Papier mit schwarzer Tusche von ihm gemaltes Rezept, auf welchem sich Figuren von Menschen und Tieren usw. befinden, an den Patienten. Die Figuren stellen gewisse Amulette dar, die als Heilmittel gegen bestimmte Krankheiten gelten. Der Patient läßt diese Figuren in Holz nachschneiden und hängt sie an bestimmten Stellen auf.« Unsere Abbildung (Tafel 14 Fig. IV) bringt ein piktographisches Rezept gegen Kinderkrankheiten. Unten sind zwei Tiger dargestellt (wohl Dämonen) neben einer Pflanze; oben hängen die Amulette, wie sie der Mediziner zu schnitzen pflegt.

¹ Bartels: Med. d. Nat. Berlin 1893 S. 236. — Woldt: Intern. Arch. f. Ethn. Bd. I S. 102.

² Auf Tafel 29 Fig. I zwei Proben. Die Zeichnung links bedeutet: ein Wogule mit einem Jagdhund hat ein Eichhörnchen (Bild) erbeutet. — Die Zeichnung rechts bedeutet: 3 Wogulen erlegten mit zwei Hunden einen Vielfraß.

I. Die nordamerikanischen Bilderschriften.

Nahe den nordasiatischen Bilderschriften stehen die der nordamerikanischen Indianer und Eskimos, deren Anwendung nur eine viel mannigfaltigere, deren Verbreitung eine viel lückelosere ist, so daß wir deswegen wohl in Nordamerika das Ursprungszentrum der amerikanisch-nordasiatischen Bilderschriftzone suchen müssen.

(Da mit den indianischen seinerzeit überhaupt zum ersten Male Piktographien von Naturvölkern bekannt wurden, haben sie lange Zeit zu Verallgemeinerungen Anlaß gegeben, die deswegen irreführend sein mußten, weil die indianische Bilderschrift, durch europäischen Einfluß fortentwickelt, eine Anwendung erfuhr, die sicherlich nicht im Bedürfnisbereich der unberührten Eingeborenen gelegen hat.

Auch Wundt, dessen Schriftentstehungshypothese eingangs besprochen wurde, stützt sich fast ausschließlich auf nordamerikanische Piktographien¹).

Nach der Art der Verwendung unterscheiden die Indianer, insbesondere die Ojibwä, zwei Arten von Schriften².

1. das Kekewin für profane Dinge (Jagden, Reiseparteen, Grabinschriften usw.), das allgemein verstanden wird, und

2. das Kekinowin, die hieratische Bilderschrift, deren Kenntnis von den Schamanen sorgfältig gehütet wird, und nur für einen sehr hohen Kaufpreis zu erfahren ist. Es bezieht sich zumeist auf die Lehren der Midas oder Priester und Jossakids oder Propheten, insbesondere auf Krankheitsbeschwörungen, Jagd-, Kriegs-, Liebeszauber, Prophezeihungen, auch Historien und Mythen, also Texte, deren Wortlaut (meist in der Form von Gesängen) feststeht und von dem priesterlichen Sänger

¹ U. a. ein piktographisches Tauschangebot!! Völkerps. I. 1. S. 240.

² Schoolcraft: »History of Indian Tribes«, bes. Bd. I S. 357, Bd. II S. 222. — Catlin: »North American Indians.« London 1851. Bd. I. — Mallery: »Piktography of the North Am. Indians.« 7. u. 10. Ann. Rep. of the Am. Bur. of Ethn. — Globus Bd. 75 p. 14. — Globus Bd. 65 S. 93. — 9. Ann. Report. Bur. Ethn. 1892 (J. G. Bourke). — 7. Ann. Rep. Bur. Ethn.: »Mide-wiwin Society« (Hoffmann).

auswendig gelernt werden muß, da es für die Wirkung der Beschwörung von großer Bedeutung ist, den Text bis ins kleinste innezuhalten¹.

Die Bilderschrift ist dabei dem Sänger eine nur rohe Gedächtnishilfe; einem mit dem Bilde nicht Vertrauten würde sie unverständlich sein, da die Aufzeichnungen rein ideographisch und *nur insofern phonetisch sind, als ein Eigenname durch den ihn eigentlich bedeutenden Gegenstand zur Anschauung gelangt* (z. B. ein Indianer namens »Bär« durch einen Bären; s. u.).

Viele Zeichen sind sowohl dem Kekiwin als dem Kekinowin eigen; als der Grundstock aller Aufzeichnungen sind sie gleichsam ein ideographisches Figurenalphabet.

Nach Schoolcraft hatten *einige Indianerstämme indessen nur hieratische Zeichen*, die noch ganz den Charakter magischer Symbole trugen, insofern ihnen nicht nur eine heilige mystische Bedeutung zukam, sondern an sich eine übernatürliche Wirksamkeit innewohnte.

Man brachte sie an u. a. auf Mänteln, Hüten, Trommeln und anderen Gegenständen, die zu der phantastischen Ausrüstung der Medizinmänner gehörten. (Man findet besonders Symbole von Sonne, Mond, Sternen, Regenbogen, Blitz, Schlange, Wolke, Regen, Hagel, Tarrantel, Tausendfuß.)

Unsere Abbildung (Tafel 26) bringt Darstellungen von Trommelhäuten, die als »mnemotechnisches Hilfsmittel des Medizinmannes aufzufassen sind, welche ihm als eine Art Disposition für seinen Gesang dienten.« (Hoffmann).

Abbildung II mehrere Tiere, teils durch Fußstapfen bedeutende Punkte verbunden. Hirsch, Bär, Elch. Die Linien im Inneren der Tiere drücken das Magische, Zauberhafte aus. (Geister verschiedener Gentes?)

Abbildung III zwei Donnervögel, die auf einander zufliegen, Kreise in der Mitte (Wigwam des Schamanen, das von kreisrunder Gestalt war?), daneben Figuren solcher Tiere, über die der Schamane kraft des Trommelzaubers Einfluß besitzt, die er

¹ Konservative Tendenz der Religion!!

herbeilocken, bannen usw. kann: zwei Störche, ein Kranich, Schwan und Gans und ein Loon-Vogel mit ausgebreiteten Flügeln.

In ähnlicher Weise wie bei den Ewenejern ein in eine Kalebasse geschnitzte Tierfigur an ein Sprichwort: »Ein Wort der Alten« erinnerte, rufen hier die Symbole der Trommelhaut den Wortlaut des Liedes wach. Es sind also die Figuren, auf die sich die Gesänge ursprünglich bezogen, allmählich zu mnemotechnischen Bildern geworden, die umgekehrt auf die Zaubertlieder Bezug haben (vgl. auch die Lappentrommel, Kap. I.).

Rein mnemotechnische Piktographien auf Rinde geritzt, wie die nordasiatischen Bilderschriften, oder auf Leder gemalt, sind uns in großer Auswahl, insbesondere durch Schoolcraft und Mallery bekannt geworden.

Auf Tafel 26 Fig. I ein Beispiel; der Zaubergesang eines Mida (es sind nur etwa die Hälfte der Strophen des sehr umfangreichen Liedes, das eigentlich nur den einen Gedanken der magischen Wirksamkeit in unzähligen Variationen zum Ausdruck bringt, wiedergegeben);

1. stellt eine Vereinigung von Vogel und Pfeil dar, ein Vogelkörper mit Pfeilkopf, d. h. »ich fliege, wenn ich will, und wenn ich ein Tier sehe, kann ich es schießen«;

2. eine Mida-Wohnung im Grundriß mit Menschen darin, d. h. »Ich setze mich auf den Platz des Mida.«

3. d. h. »Zwei Tage mußt du fasten, mein Freund, vier Tage mußt du stille sitzen« (2 Marken auf der Brust und vier quer über den Beinen deuten Zeit an);

4. d. h. »Ich bin versehen mit Gaben. Ich sitze, um zu ruhen« (Die Sitzstellung deutet Ruhe an, der Kreis über dem Kopf bezeichnet eine Gebärde, die »Gaben«.)

5. d. h. »Ich traf dein Herz, furchtsames Elentier. Ich traf dein Herz« (ein Elentier bezaubert).

6. d. h. »Ich kann Wasser herabrufen, von oben herab, vom Himmel und von der Erde.« (Wasser symbolisiert durch ein gefülltes Gefäß auf dem Kopfe.)

7. »Ich habe einen Mann aussehend gemacht wie einen toten. Ich habe ein Kind aussehend gemacht wie ein totes« (menschliche Gestalt mit gestricheltem Gesicht = »tot«).

8. d. h.: »Ich leuchte des Nachts« (Mondsymbol).

9. »Kann irgendein Tier länger unter Wasser sein als ich; ich bin ein Biber und kann länger unter Wasser bleiben als irgend einer« (Biber).

10. »Ich tue Gutes für mich — für mich.« (Überfluß an Gütern durch einen Kreis rund um den Kopf angedeutet; Gebärde!).

11. »Ich höre die Worte Deines Mundes, du bist ein schlechter Geist.« (»Hören« bezeichnet durch Wellenlinien; Gebärde!).

12. »Die Feder, die Feder, das ist die Macht« (Feder).

13. »Ich bin die wilde Katze, ich bin gerade aus der Tiefe gekommen! Wer kann die wilde Katze bezwingen.« (Wilde Katze, fabelhaftes Weses, Herz und Rippen sichtbar.)

14. »Ich bin ein Geist; was ich habe, gebe ich in Dein Herz.« (Geist angedeutet durch Strahlen am Kopf, magische Kraft dargestellt durch das Herz; Rassel in der Linken: Zeichen des Mida).

15. »Seine Zunge ruft aus: Wir gehen! Ein Bär — seine Zunge« (eine Bärenzunge).

16. »Deine eigene Zunge tötet Dich, deine eigene.« (Böse Worte angedeutet durch den Pfeil gegen das Gesicht gekehrt.)

17. »Was macht der lange Mond? Was? Ich weiß es nicht.« (Zunehmender Mond).

18. »Ich schieße Dein Herz, Mensch.« (Pfeil im Herzen).

19. »Wenn Du schlecht von mir redest, wisse, oben sind meine Freunde« (ein Kreis rund um den Kopf deutet den Einfluß an, den der Zauberer im Himmel hat; vgl. Heiligenschein; Gebärde!).

20. »Wer ist ein Geist? Der mit einer Schlange geht, geht auf der Erde, der ist ein Geist.« (Menschliche Figur, eine Schlange haltend.)

21. »Jetzt habe ich etwas zu essen« (Hand am Munde; Gebärde!).

22. »Jetzt wollen sie essen, meine Frau, jetzt will ich sie zum Essen bitten« (ein Kreis um den Unterleib herum bezeichnet »viel«; Gebärde!).

23. »Komme her, weiße Krähe« (Krähe).

24. »Ich will dein Herz zerknittern, das ist meine Kraft« (ein durchbohrtes Tier).

25. »Schlangen sind meine Freunde« (Schlange).

26. »Ich komme von unten herauf, ich komme von oben herab, ich sehe den Geist, ich sehe Biber« (Symbol eines Doppeltotenkopfes, der eine nach unten der andere nach oben blickend).

27. »Ich kann den Ostwind über das Land fegen lassen« (ein Kreis mit drei Linien in der Richtung der Breite und zwei Marken an den Polen, Norden und Süden).

Nach Betrachtung des Kekinowin der hieratischen Schriften, die weitaus in der Mehrzahl sind und, wie wir glauben, die ursprüngliche Form der Piktographie darstellen, wenden wir uns dem Kekiwin, der profanen Piktographie, zu. Es erfüllt zweierlei Zwecke: einmal dient es der brieflichen Mitteilung, des andere Mal der Aufzeichnung biographisch-historischer Stoffe.

Die primitive Geschichtschreibung entsprang natürlich nicht einem sachlichen Interesse, sondern gedieh, wie alle Wissenschaft, Astronomie, Medizin usw., anfangs nur im Schutze der Religion. Bei den Wandbildern im Königspalast von Abomé waren schon historische Darstellungen besprochen worden, deren religiöser Ursprung nicht zu verkennen war. In Amerika sind es besonders, wie uns scheinen will, die Grabinschriften gewesen, die den Anstoß zu piktographischer Geschichtschreibung gaben.

Auf Tafel 18 sind drei Grabpfosten abgebildet.

Fig 3 ist ein Grabpfosten der Dakato. Die Inschrift besagt, daß der tote Krieger in seinem Leben 7 Männer, 5 Frauen und 4 Kinder tötete (a Männer, b Frauen, c Kinder, alle ohne Kopf dargestellt, d. h. »getötet«).

Figur 1 ist ein Shin-ga-ba-was-sin oder Bilderstein. Auf demselben sehen wir die Lebensgeschichte eines berühmten Häuptlings der St. Mary-Truppe, welcher im Jahre 1828 am Oberen See starb. Er gehörte, wie die Abbildung lehrt, dem Totem der Kraniche an. Die 6 Striche zur Rechten und die 3 zur Linken sind Ehrenzeichen. Die letzteren deuten auf drei wichtige Friedensschlüsse, an denen er zu verschiedenen Zeiten teilnahm; unter den Linien rechts ist u. a. die Schlacht von Moraviantown angedeutet, die der Verstorbene unter der Anführung des großen Tecumseh mitmachte, und bei der er einen Bruder verlor.

Figur 2 ist der Adjedatig oder die Grabtafel von Wabojeeg, einem berühmten Kriegshäuptling, der am Oberen See um das Jahr 1793 starb. Er gehörte dem Geschlecht der Renntiere an. Die umgekehrte Stellung seines Totemtieres bedeutet »Tod.« Die sieben Striche links zeigen 7 von ihm geführte Kriegszüge an. Die drei unter dem Totem befindlichen senkrechten Linien bezeichnen seine drei im Kampfe erhaltenen Wunden. Der Kopf des Musetieres bezieht sich auf einen lebensgefährlichen Kampf mit einem Männchen dieser Gattung. Für die übrigen Zeichen ist uns keine Erklärung überliefert.

Neben diesen monumentalen nekrologischen Biographien gab es auch Aufzeichnungen einzelner Kriege und Kriegstaten noch Lebender auf Tierhäuten. In der Mitte oder am Ende des 18. Jahrhunderts sind die Dakota sogar zu zeitlich fixierender, annalistischer Aufzeichnung übergegangen.

Die ersten derartigen Annalen, die man entdeckte, stammen vom Häuptling Dog-lone (oder Shunka-ishnala) des Dakota-Teilstammes der Yanktonai. Sie umfassen den Zeitraum von 1775 bis 1879, reichen also in eine Zeit zurück, in der Doglone noch nicht gelebt haben kann. Andere Annalen der Dakota beginnen um 1800 und enden im Jahre 1877. Der Reisende Corbusier entdeckte sogar eine Tafel, die vom Jahre 900 (bis 1880) die Hauptereignisse enthielt. (Die Jahre 900 bis 1700 zeigten mythische, die folgenden Jahre historische Figuren.)

Sehr alt kann die Errungenschaft der annalistischen Aufzeichnung nicht sein, denn sie hat sich kaum über andere Stämme als die der Dakota verbreitet. Benachbarte Völkernschaften kannten nachweislich nichts Derartiges.

Wie weit europäische Einflüsse hineinspielen, ist sehr schwer zu entscheiden. Sie können höchstens indirekt gewirkt haben, denn die Art der Niederschrift, die Anordnung der Bilder, in spiralförmiger Form von einem zentralen Punkt ausgehend, weicht ganz von der unseren ab.

Die Aufzeichnungen sind sämtlich rein ideographisch; für jedes Jahr wird das bemerkenswerteste Ereignis gewählt und dargestellt. Die Jahre zählt man dabei nach den Wintern (eigentlich nach »Schneen«, daher »Winter-Counts« = Wanijetu Wówapi), ebenso wie man das Alter der Menschen rechnet. Nicht zu erkennen ist, ob das betreffende verzeichnete Ereignis vor oder nach dem Winter stattfand.

Kopien der »Winter-Counts« waren ehemals zahlreich vorhanden, und ihre Kenntnis war weit verbreitet; viele Dakota konnten sogar das Zeichen angeben, welches ihrem Geburtsjahr zukam, ähnlich wie ein Kind, das auf einer sonst unverstandenen Landkarte seine Heimat kennt. Als Material wurden Tierhäute und Farben gebraucht, später Bücher und Bleistifte.

Auf Tafel 27 ist eine Auswahl aus Dog-Lones Winter-Counts gegeben.

- 1788/89: ein sehr kalter Winter. Es wurden sogar einige Krähen erfroren aufgefunden (Bild einer Krähe);
89/90: zwei Mandanindianer getötet (auf dem Bilde kenntlich an der Haartracht);
90/91: das Sternbanner wurde zum ersten Male von amerikanischen Truppen gehißt (Bild: Flagge);
91/92: ein Mandanindianer und Dakota trafen sich in der Mitte des Missouri, schwimmend, schüttelten sich die Hand und machten Frieden (zwei sich die Hand gebende Menschen);
92/93: Dakotas und Arikaras trafen in einem Lager zusammen und machten Frieden (die beiden charakteristischen

Wohnungen, das Dakota-Zelt und die Arikara-Erdhütte, sind deutlich erkennbar);

- 93/94: Thin-Face, ein Dakotahäuptling, von den Arikaras getötet (ein von einer Lanze getroffener Mensch);
1800/01: 21 Dakotas von den Crows getötet (21 Striche);
03/04: ein Schwarzußindianer stiehlt Pferde der Assinaboines (Pferd);
05/06: 8 Dakota getötet (acht Striche = 8 Grabpfosten);
10/11: »Black Rock«, ein Häuptling, starb (ein schwarzer Berg zu Häupten der Figur);
12/13: viele wilde Pferde gefangen (Bild: Lasso);
13/14: viele Indianer starben vor Kälte (ein Luftstrom geht vom Munde eines Mannes aus, d. h. den Geist aushauchen, sterben);
15/16: eine große Hütte von den Sans-Arcs-Indianern gebaut (Bild: Hütte mit Bogen darauf);
16/17: reichlich Büffel vorhanden (Büffelhaut);
18/19: viele Indianer starben an Pocken (Bild eines Menschen punktiert, die Pusteln darstellend);
21/22: ein Stern fiel mit großem Geräusch herab (Bild eines Meteors);
22/23: eine Faktorei von Amerikanern gebaut (Bild: Blockhaus);
25/26: große Überschwemmung des Missouri, viele ertranken (Bild: Köpfe über der Wasseroberfläche);
33/34: viele Sternschnuppenfälle (Bild: Mond und Meteore);
40/41: Red-Arm, ein Cheyenne, und Lone-Horn, ein Dakota, machten Frieden (Bild: zwei Hände);
41/42; Feather-in-the-Ear stiehlt Pferde von den Crows (Pferd);
43/44: Büffel sind knapp: ein Indianer macht »Medizin«, um die Büffel herbeizulocken, und bringt sie den Leidenden (Bild: Medizinzelt, kenntlich an dem darauf gemalten Büffelkopf);
45/46: Überfluß an Büffeln (Bild: Büffel Fleisch aufgehängt zwischen zwei Bäumen zum Trocknen);

47/48: Mandanindianer töten zwei Minneconju-Indianer (Bild: zwei Menschenfiguren nebeneinander;

49/50: Crows stehlen 200 Pferde der Dakota (Bild: der Kreis = viele; graphisch fixierte Gebärde, — die zehn Halbkreise = Pferdefußspuren).

(Zu besonderer Berühmtheit von historischen Aufzeichnungen ist der historiographische Hut des Süd-Cheyenne-Indianers »Spotted Bull« gelangt, auf dem die ganze Lebensgeschichte dieses tapferen Kriegers — allerdings nicht annalistisch — dargestellt ist.)

Eine Art Geschichtschreibung stellen auch die Wampum-Gürtel irokesischer und algonkinischer Stämme dar, die dazu benutzt wurden, um Verträge abzuschließen. Die Wampum, Wampon oder Wampom bestehen aus Perlen, die in mehreren Reihen angeordnet sind, und zwar so, daß sie mosaikartig einen den Vertrag versinnbildlichende Figur darstellen. Weiß in der Mitte z. B. bedeutet Frieden.

Noch heute ist jener Wampum erhalten, den die Leni-Lenape einst William Penn übergaben, bei dem berühmten Vertrag von Schakamaxon (1682). Er besteht aus 18 Perlenreihen. Dargestellt ist ein Mann mit einem Hut (Europäer), der einem anderen die Hand reicht, d. h. Friede, Freundschaft zwischen Europäern und Indianern.

Sicher auf europäische Einflüsse geht die Anfertigung von piktographischen Personenlisten zurück. Auf ihnen wird für jeden Indianer der Gegenstand, insbesondere das Tier, dessen Namen er trägt, gezeichnet. Ist dabei gleichzeitig das Porträt des Betreffenden gegeben, so wird in sinnvoller Weise die Tierzeichnung (der Name) mit dem Munde oder Kopf des Porträts verbunden.

Tafel 28 bringt einige Beispiele aus dem Zensus des Häuptlings Red-Cloud¹.

¹ Erklärung der auf Tafel 28 abgebildeten Personenzeichen nordamerikanischer Indianer.

Fig. 1 bedeutet einen Indianer namens »Schnelles Pferd«.

» 2 » » »Afraid of Elk«.

Die Verwendung der Bilderschrift zur Mitteilung hat ehemals bei den Indianern eine ähnliche Bedeutung gehabt wie bei nordasiatischen Völkern (s. o.). Nach dem uns vorliegenden Material scheint es aber, als ob der piktographische Briefverkehr durch europäischen Einfluß in hohem Grade vervollkommen worden wäre. Die höhere Kultur hat eben allen Einrichtungen der Indianer eine mehr nach dem Zweckvoll-Planvollen tendierende Bahn gewiesen.

Tafel 30 Figur II ist ein Brief eines Süd-Cheyenne-Indianers namens Turtle-Following-His-Wife an seinen Sohn Little-Man. Der Brief wurde von Little-Man, als er ihn erhielt, sofort verstanden. Er bedeutet: »53 Dollars sind für die Ausgaben der Rückreise von Little-Man zu seinem Vater ins Indianer-Territorium zurückgelegt.« (Einige Tage vorher war an die Indianer-Agentur, wo Little-Man sich aufhielt, wirklich eine Summe von 53 Dollars abgegangen.) Links ist dargestellt Turtle-Following-His-Wife, kenntlich an den beiden Schildkröten, die mit der menschlichen Gestalt durch eine Linie verbunden sind; rechts Little-Man in entsprechender Weise gekennzeichnet. Über dem rechten Arm der letzten Figur befindet sich eine kleine Gestalt, die auf Turtle-Following-His-Wife zugeht. Diese wie die hakenförmigen Linien, die von dem Vater ausgehen und gewissermaßen den Sohn symbolisch heranziehen, deuten den Wunsch der Rückreise von Little-Man an. Über den Köpfen der Gestalten 53 Kreise, d. h. 53 Dollars.

Tafel 29 Figur 3, Brief eines Passamaquoddy (Unterabteilung der Abnaki, ansässig in Maine), an den Präsidenten der Vereinigten Staaten: »Du bist an der Spitze, niemand kann

Fig. 3 bedeutet »Geflecktes Pferd«.

- | | |
|--------|--|
| » 4 » | » Weiße Gans«. |
| » 5 » | » Zurückschauender Bär«. |
| » 6 » | » Zwei Adler«. |
| » 7 » | » Medizinbüffel«. |
| » 8 » | » Langsamer Bär«. |
| » 9 » | » Medizinmann«. |
| » 10 » | » Wende dich nicht um« (Pferdefußspuren in gleicher Richtung). |

höher sein als Du. Du kannst von Deiner Spitze aus alle Deine Kinder sehen, und wenn eines Deiner Kinder kommt, um Dich zu besuchen, so kostet es sie viele Mühe, die Spitze zu erklimmen. Du mußt Mitleid mit uns haben, weil wir einen langen Weg zu Dir zurückgelegt haben, um den großen Mann an der Spitze zu schauen.« Bei der Überreichung dieses Briefes an den Gouverneur von Maine wurde gleichzeitig die dringende Bitte um Hilfe gegen Feinde ausgesprochen.

Tafel 30 Figur I ist ein Rindenbrief, der oberhalb der St. Anthony-Fälle gefunden wurde. 1 bedeutet die Flagge der Union, 2 ein Truppenlager, 4 den kommandierenden Offizier, unter dessen Oberbefehl eine Gesandtschaft zu Friedensverhandlungen in das Chippewä-Gebiet geschickt war. 11 den obersten Sioux-Häuptling, namens Chakope, unter dessen Führung die Truppe stand. 8 den zweiten Häuptling, namens Wabedatunka oder schwarzer Hund (10), der 14 Hütten besaß. 7 ist ein dem Chakope untergeordneter Häuptling mit 13 Hütten und einem Warenballen (9). Der Name des Indianers 6, dessen Wigwam (5) und 13 Wohnungen (3) verzeichnet sind, ist nicht angegeben. Die ganze Mitteilung bedeutet: eine von Chakope angeführte und von einem Oberst begleitete Sioux-Truppe ist in der Hoffnung zu diesem Platz gekommen, Chippewä-Jäger zu treffen und Frieden mit ihnen zu schließen.

Ein Brief, der lebhaft an die »arboralen Aufzeichnungen« der Wogulen (s. o.) erinnert, ist auf Tafel 29 Fig. 5 abgebildet. Er war auf der Rinde eines Baumes am Namakaxgon - River, einem Nebenfluß des St. Croix, angebracht. 3 ist das Totemzeichen des Jägers, der an der Stelle gelagert hatte; es stellt ein fabelhaftes Wesen dar, »kupferschwänziger Bär« genannt. Die beiden gekrümmten parallelen Linien darunter sind das Kanoe des Jägers; 1 ist das Totem seines Begleiters, der mizi- oder Katzenhai, darunter wieder ein Kanoe. 5 stellt den gewöhnlichen schwarzen Bären dar. 6, 7, 8, 9, 10, 11 bezeichnen sechs Katzenhaie; die Interpretation lautet: »Die beiden Jäger, deren Totem Kupferbär und Katzenhai ist, töteten einen Bären und fingen 6 Katzenhaie, als sie an diesem Orte lagerten.«

Die Aufzeichnung wurde ausgeführt, um nachfolgenden Stammesgenossen dieses mitzuteilen. Der Gesellschaftszustand machte diese Information wissenswert. Ein praktischer Zweck braucht mit einer solchen Aufzeichnung nicht immer verbunden zu sein.

Ganz unter europäischem Einfluß ist folgende piktographische Rechnung entstanden, die ein Abnaki-Indianer, der Tauschhandel treibend das Land durchzog, angefertigt hat.

Siehe Tafel 29 Fig. 4. Links ein Pferd, das durch die Verbindungslinien als dem Geschäftsmann gehörig gekennzeichnet ist. Rechts ein Schuldenverzeichnis über 5 Dollar 45 Cent (die Dollars sind als durchstrichene Kreise, die 10-Centstücke als Kreuze, die 1-Centstücke als einfache Striche gezeichnet). Diese Summe sollte dem Abnaki am 10. April gezahlt werden. Der April als 4. Monat ist durch 4 Striche versinnbildlicht. Das Oval neben ihnen bedeutet Mond = Monat. Die zehn kleinen Striche endlich sind das Datum (der 10.).

Auf Tafel 31 eine Synopsis besonders häufig wiederkehrender Symbole (nach Schoolcraft, Mallery u. a.).

- 1., 2., 3. Zeit- und Zahlzeichen.
- 4., 5. Symbole eines kopflosen Körpers.
6. Der Kopf eines Toten (symbolisch angedeutet durch Schraffierung).
7. Symbol eines während der Nacht wandernden Menschen.
8. Ein eifrig zuhörender Mann (Kopf mit Ohren).
9. Wolken.
10. Ein Zauberer (Wabino).
11. Der Himmel.
12. Eifriges Zuhören (Gebärde des Hörens angedeutet).
13. Wasser, See (Gefäß).
- 14., 15. ein Geist.
16. Ein Kranker unter dem Einfluß der Zauberei.
17. Herzsymbolum.
18. Mann mit Geschenken beladen (Gebärde für »viel« als Linie angedeutet).
19. Europäische Festungen.
20. Ein Zauberer erfüllt die Welt mit seiner Kraft.

21. Symbol der magischen Kraft (Büffelhörner)
22. Magischer Medizinsack.
23. Magische Trommel.
24. Ein bezauberter Knochen (fliegend).
25. Die medizinische Kraft einer Pflanze füllt die Welt und erreicht den Himmel.
26. Symbol magischer Kunstfertigkeit.
27. Symbol des Krieges.
28. Symbol des Friedens (Friedenspfeife).
29. Warensymbol (Tuch?)
30. Zeitsymbol (Sonne oder Mond?).
31. Böser Geist.
32. Geselligkeit.
33. Böser Geist in den Himmel sehend.
34. Ein Mida mit großer magischer Kraft.
35. Eine hörende Schlange.
36. Symbol der Fähigkeit, in die Zukunft zu sehen.
37. Symbol der Kraft über das Herz.
38. Symbol geistiger Kraft.
39. Symbol der Sonne.
40. Ein Geist der Prophetie des Himmels.
- 41., 42. Pflanzen, Symbol medizinischer Kraft.
43. Medizinische Macht (Arm und Gebärde).
44. Symbol von 40 (?) Köpfen im Kampf getöteter Krieger.
45. Symbol des Todes.
46. Ein Mida mit Kraft begabt.
47. Symbol des Todes.
48. Symbol des Krieges.
49. Ein Warenballen.
50. Ein Jägerkanoe.
51. Symbol magischer Kraft.
52. Symbol eines Kriegers, kühn wie die Sonne.
53. Ein Boot, besetzt mit Kriegern (genau wie auf Felszeichnungen von Bohuslän.).
54. Symbol eines Lagers (Lagerfeuer).
55. Symbol der Geschwindigkeit (Flügel).

56. Satanische Kraft.
57. Symbol der Vorsicht (gekreuzte Schlangen).
58. Symbol eines Verstorbenen (umgekehrtes Totemzeichen).
59. Sehen (auch Weinen; die entsprechende Gebärde angedeutet).
60. Kenntnis haben, Wissen (Gebärde!).
61. Eintreten (Mensch vor Hütte).
62. Nehmen.
63. Geben.
64. Sprechen (graphisch fixierte Gebärde).
65. Gehen (Fußspuren).
66. Durch das Medizinhaus gehen.
67. Den Fluß hinabschwimmen.
68. Sich-Unterhalten.
69. In einer Reihe sitzen.
- 70., 71. Magisches Wesen.

Diese Liste zeigt die große Anzahl von Symbolen (denen natürlich den besonderen Umständen entsprechend auf den Bilderschriften nur eine speziellere Bedeutung zukommt), für die ein magischer Ursprung angenommen werden muß. Viele Zeichen sind auch aus der Gebärdensprache übernommen. Der Unterschied mit afrikanischen, piktographischen Charakteren ist in die Augen fallend.

Die Bilderschriften der Eskimos¹ sind von denen der Indianer verschieden. Sie gleichen mehr den Ritzzeichnungen der Tschuktschen, die im vorigen Abschnitt erwähnt wurden.

Tafel 25 Fig. IV bringt eine vorwiegend szenenhafte Darstellung von Eskimos. Wir erblicken darauf die Behausung eines in einem Wäldchen wohnenden Schamanen, zu dem zwei kranke Männer gebracht werden. In 3 sehen wir ihn, wie er an der Hand einen der Geister führt, mit deren Hilfe er seine Kuren zu vollbringen behauptet. In 5 sieht man ihn damit beschäftigt, an den beiden Kranken (6 und 7) Beschwörungen vorzunehmen; endlich in 8 erkennt man die bösen Geister,

¹ Vgl. Friderici: »Die Darstellende Kunst der Eskimos.« Globus 74 S. 131 und Mallery op. cit.

die vor der Gewalt des Schamanen in wilder Flucht das Weite suchen.

Tafel 25 Fig. V. Unter Trommelbegleitung seines Gehilfen holt der Schamane durch seinen dienstbaren Geist einen Wal-fisch herbei, um ihn der Harpune eines Jägers zuzuführen.

Tafel 25 Fig. VI eine Mitteilung mittels pantomimischer Bilderschrift. 1 bedeutet ein Boot; dadurch wird angezeigt, daß es sich um Fischer handelt. Der Mann 2 streckt nach beiden Seiten die Arme aus, was in der Gebärdensprache »nichts« bedeutet. 3 gibt mit der rechten Hand am Munde das Zeichen »essen« und deutet mit der linken auf eine Hütte. Diese Zeichen waren auf ein Stück Holz gemalt (oder gekratzt), welches, an einem möglichst günstigen Platz nach Art eines Wegweisers angebracht, nach dem Aufenthaltsort der Notleidenden zeigte. Ein etwa vorübergehender Eskimo würde etwa folgendermaßen gelesen haben: »Zwei Fischerleute haben sich in dieser Richtung ein Obdach gebaut, sie haben nichts zu essen.«

Tafel 25 Fig. III: pantomimische Bilderschrift aus Allaska von Hoffman im Jahre 1882 aufgezeichnet. a Der Mitteilende mit der rechten Hand sich selbst bezeichnend, mit der linken die genommene Richtung weisend, b Mensch hält ein Paddel, das bedeutet »per Boot reisen«; c Mensch die rechte Hand an der Seite des Kopfes, d. h. »schlafen«, und die linke erhoben, mit einem Finger ausgestreckt, d. h. »eine Nacht«. d ein Kreis mit Punkten; bedeutet eine Insel mit Hütten darauf; e dasselbe wie a; — f bedeutet eine andere Insel. g wie c, aber zwei Finger erhoben, d. h. »zwei Nächte«. h Der Mitteilende mit der linken Hand hinweisend auf einen Seelöwen i. j Bogenschießen. k Boot mit zwei Personen, die Paddel nach unten. l Winterwohnung des Sprechers.

Das Ganze bedeutet: »Ich bin per Boot gereist und eine Nacht fortgewesen (auf einer Insel). Dann bin ich zu einer anderen Insel gefahren und dort zwei Nächte geblieben. Dann habe ich einen Seelöwen erlegt und habe mit zwei anderen Jägern das Winterlager bezogen.«

Tafel 25 Fig. II a, c, e, g bedeuten die Person, an die die Mitteilung gerichtet ist. b zeigt den Sprecher mit seiner rechten Hand auf die Brust deutend, d. h. »ich selbst«; mit der linken Hand deutet er in die Richtung, die er nehmen will. d Mensch beide Hände erhoben mit gespreizten Fingern, d. h. »viel«, f rechte Hand am Kopf, d. h. »schlafen«; also »viel Schlafen«, d. h. viele Tage und Nächte. Die linke Hand zeigt abwärts, d. h. »auf diesem Platz«; h die rechte Hand ist vorwärts gerichtet zum Ausgangspunkt, während die linke Hand aufwärts zum Kopf erhoben ist, d. h. »heimkehren« oder »woher er kam«. Das Ganze heißt: »Ich bin von zu Hause viele Tage bis hierher gewandert und dann wieder zurückgekehrt.«

Für den pantomimischen Charakter der Eskimobilderschrift, durch den sie sich stark von den indianischen Piktographien unterscheidet, möchten wir die Erklärung geben: *Die Notwendigkeit, ein zur Mitteilung an Abwesende wohl geeignetes System zu bilden, wie es die harten Lebensbedingungen der Eskimo nötig machen, dabei die Unfähigkeit (infolge mangelnder Abstraktionsfähigkeit), schon eine Lautschrift zu schaffen, veranlaßten, die Bilderschrift durch Verwendung gebärdensprachlicher Elemente zu einem auch in weitgehenderer Weise für die Mitteilung an Abwesende geeigneten Mittel auszugestalten.*





Drittes Kapitel. Die Lautschriften.



Einleitung.

Die phonetischen Schriften, die uns in diesem Kapitel beschäftigen werden, sind die letzte, höchste Stufe der mnemotechnischen Symbolik. Sie verdanken ihre Entstehung der Vereinigung der Ideographie mit der Sprache zur Lautschrift, zur Schrift im eigentlichen Sinne.

Der Vorgang der Phonetisierung, der hier zugrunde liegt, macht sich wohl auch gelegentlich bei der Gegenstandsschrift (s. das über die westafrikanische Gegenstandsschrift Gesagte) geltend, aber nur in ganz geringem Grade, denn die technischen Schwierigkeiten, die dem vielseitigeren Gebrauch der Gegenstandsschrift entgegenstehen, verhindern größere Fortschritte in dieser Richtung¹. Solche sind der Piktographie, die zu ihrem Ausdruck nicht eines vielleicht schwer zu erlangenden Teiles des gemeinten Objektes bedarf, sondern sich mit einer Nachbildung begnügt, vorbehalten.

Die ersten Anfänge der Phonetisierung² äußern sich bei

¹ Über die psychologischen Ursachen siehe den Abschnitt »Gegenstandsschriften (Kap. I).

² Als Vorbedingung der Phonetisierung ist die Erfassung des sprachlichen Ausdrucks als Laut anzusehen. Die Vorbereitung dazu sind Wortspiele, alle Arten von Reimen, die Bildung von Geheimsprachen durch Austausch bestimmter Silben (wie wir sie in Afrika und in der Südsee finden); denn hierbei wird überall schon eine lautliche Zergliederung vorgenommen, die natürlich einer späteren lautlichen Bewertung des Bildes (Phonetisierung)

ihr in derselben Weise wie bei der Gegenstandsschrift: sie gehen von Homonymen, also gleichlautenden Bezeichnungen verschiedenartiger Objekte, aus.

In vielen Fällen werden die Homonyme rein zufällig entstanden, in anderen Fällen — wir möchten diesen wenigstens für den Anfang die bedeutsamere Rolle zuweisen — aus sinnvoller Namensübertragung hervorgegangen sein.

Homonyme der letzten Art, die piktographisch verwertet wurden, waren schon in den Namenszeichen nordamerikanischer Indianer (ein gezeichneter Bär für einen Indianer namens »Bär«) und dahomeanischer Könige besprochen worden.

Der Grad der Sprachangleichung war bei diesen Beispielen noch ein sehr geringer, und man kann überhaupt zweifeln, ob die lautliche Bewertung des Bildes eine bewußte war. Die Erfassung des Wortes als Laut und dessen willkürliche Verknüpfung mit einem Bilde finden wir erst bei den Bilderschriften der mittelamerikanischen Kulturvölker. Freilich ist auch hier die Phonetisierung noch keine weitgehende, denn sie geschieht nur in Anlehnung an Homonyme. Andere Völker haben dann diese von den Mexikanern eingeschlagene Richtung der Sprachangleichung weiter verfolgt und sind zur *Zergliederung des Lautes in Silben usw., Vokale, Konsonanten* fortgeschritten¹.

förderlich sein wird. — Der Grund, weswegen der Mensch das Bild lautlich bewertet, mag in der Notwendigkeit liegen, etwas ausdrücken zu müssen, was nicht direkt im Bilde darstellbar ist. So hilft man sich also, wenn die zeichnerische Kunst nicht genügt, um etwas zu charakterisieren, indem man den sprachlichen Ausdruck, den Laut wiedergibt (siehe auch Kap. II Einleitung).

¹ Durch die Sprachangleichung wird die Bildhaftigkeit der Zeichen überflüssig, da ja das Symbol nicht den Gegenstand, sondern einen diesem mehr oder weniger entsprechenden Laut wiedergeben soll. Die Zeichen nutzen sich dadurch ab, und die Bilderschrift lebt nur noch als Illustration fort. Die Verwandtschaft der Illustration zeigt sich darin, daß noch auf fortgeschrittenen Stufen Schriftstücke ohne Illustrationen selten sind (Ägypten, deutsches Mittelalter). Die Schrift selbst ist unanschaulich; man bedarf eben bei der Neigung für das Konkrete auch der Bilder. (Vgl. auch das Bilderbuch der Kinder.) Sogar Rechtssammlungen — Sachsenspiegel — werden reich illustriert. Siehe auch den Abschnitt: Über die Verwendung der Bilderschriften von schriftbesitzenden Völkern (im Anhang).

Im folgenden sollen nur die selbständigen Lautschriftsysteme beschrieben werden; denn nur diese haben für den Ethnologen (im Gegensatz zum Linguisten, den mehr die sekundären Abarten der Schrift und deren Anpassung an bestimmte Sprachen beschäftigen) Interesse. Es sind das die Schriften der

1. Mexikaner und Maya.
2. Chinesen.
3. Babylonier.
4. Ägypter.
5. Hettiter.
6. Altkreter.

A. Die Bilderschrift der Mexikaner und Maya.

Die Hauptmasse der Handschriften mittelamerikanischer Kulturvölker sind religiösen Charakters; es sind »Ausgestaltungen des Kalendersystems nach seiner zahlentheoretischen, seiner chronologischen und seiner divinatorischen Seite . . . der Kalender aber bildete in der Tat das Alpha und Omega zentral-amerikanischer Priesterweisheit«¹. Diese Worte Eduard Selters sind vielleicht die beste Bestätigung unserer Behauptung, daß es nicht praktische, sondern vorwiegend religiöse Motive waren, die zuerst zu bilderschriftlicher Aufzeichnung führten. Das erhellt aus den Piktographien sowohl der Azteken als auch der Maya. Wenden wir uns zuerst den Mexikanern zu.

Nach Motilinia gab es bei ihnen fünf Arten von »Büchern«: die erste handelte von den Jahren und Zeiten und war historisch-mythologischen Inhaltes²; die zweite Art handelte von den Festen, die dritte, vierte und fünfte endlich von Astrologie³.

Die Art und Weise, wie in den Schriften einem Gedanken Ausdruck gegeben wird, gleicht einem Rebus, und zwar sowohl

¹ Vgl. Eduard Seler: »Gesammelte Abhandlungen zur amerikanischen Sprach- und Altertumskunde« Bd. I S. 588.

² Z. B. Teil I des Codex Mendoza; Codex Boturini; Teil III des Codex Telleriano Remensis; Teile des Codex Vaticanus A.

³ Z. B. Codex Borgia; Codex Vaticanus B.

einem Wort- als auch einem Silbenrebus. Für die einzelnen Worte oder Silben, aus denen der Name eines Ortes oder einer Person besteht, treten Bilder von Gegenständen gleicher Benennung oder gleichen Klanges ein, unter Nichtberücksichtigung bzw. absichtlicher (!) Hintenansetzung der Vorstellung, welche das betreffende Wort oder die betreffende Silbe repräsentiert.

Es seien als Beispiele die Hieroglyphen für drei Ortsnamen gegeben, die deutlich beweisen, daß die Mexikaner den Laut als solchen von der Sprache abstrahiert hatten.

Erstens: der Ortsname Quauhnauc (Tafel 34 Fig. 2) bedeutet »am Walde« (Quauh = Radikal von quau-itl = Baum, Wald; die Postposition nauc = »in«, »an«, »bei«). Die Hieroglyphe zeigt einen Baum für die Silbe quauh und am Stamm des Baumes eine Mundöffnung mit einem Zügelchen davor (das allgemein als Zeichen der Rede fungiert) für die Silbe nauc, denn nauatl heißt »die deutliche Rede«.

Zweitens: der Ortsname Tepeyacac (Tafel 34 Fig. 3), d. h. »Bergvorsprung« oder »an der Bergspitze«, ist zusammengesetzt aus dem Worte tepetl = Berg und yacatl = Nase und wird dementsprechend durch das Zeichen des Berges, mit einer Nase daran zum Ausdruck gebracht.

Drittens: der Ortsname Tetzoco (Tafel 34 Fig. 1) wird mit einem Worte tetzcolli, das eine Art Blume bedeutet, in Zusammenhang gebracht. Weil der Name aber auch an das Wort tetzcalli = Fels anklängt, so wird er durch einen in drei Felsspitzen geteilten Berg mit 2 Blumen darauf veranschaulicht.

Derartige phonetische Ausdrucksmittel waren bei den Maya, nachdem was man bis jetzt weiß, nur sehr vereinzelt.

Aber auch bei den Mexikanern ist die Verwendung der phonetischen Schreibung nur eine sehr beschränkte gewesen. Sie wurde ausschließlich für Eigennamen zur Spezifizierung, Detaillierung im übrigen symbolisch-szenenhafter Darstellungen gebraucht.

Für die gemischt ideographisch-phonetische Schreibmanier

der Mexikaner auf Tafel 32 als Beispiel ein Blatt aus dem Codex Boturini, die piktographische Aufzeichnung einer Sage¹.

Es ist dargestellt das auf einer Insel im Wasser gelegene Aztlan, die Heimat der Azteken (1) und die Überfahrt (c) nach Colhuacan im Jahre »eins (a) Feuersteinmesser (b)« = a. D. 1168 (vergl. Fig. 10)². Die Tempelpyramide (2) in der Mitte der Insel mit der Hieroglyphe Pfeilschaft (3) und Wasser (4) darauf, gibt den Namen Aztlan (denn Atl = Wasser und aztapilli = Rohr sind ähnlichlautende Worte; vergl. Fig. 1); die Häuser (5, 6, 7, 8, 9, 10) zu den Seiten sind die sechs Stämme der Azteken. Die Personen darunter (11, 12) die Stammväter, die Hüter des Idols, des Gottes Uitzilopochtli. Die Hieroglyphe hinter dem Kopf der einen Gestalt (13) gibt deren Namen Chimalman. (chimal-li heißt runder Schild). Die Fußspuren von der Landungsstelle bis zum Berge bedeuten »Wanderung.

In der Höhle des »Berges mit der gekrümmten Spitze« (Colhuacan) steht in einer Laubumrahmung das Bild Uitzilopochtli's (Kopf in Kolibrihelmmaske); die darüber sich erhebenden Züngelchen bedeuten die Weisungen, die Worte des Gottes, die er an die Azteken richtet. An der rechten Seite des Blattes sieht man die acht verwandten Stämme (acht Häuser als eine Art Determinativzeichen und rechts davon je eine phonetisch-konstituierte Hieroglyphe), und zwar bedeutet

- d) die Matlazinco (matlatl, d. h. Netz; vergl. Fig. 2).
- e) Tepaneca (tetl, d. h. Stein; Fig. 3).
- f) Chichimeca (Hierogl.: Bogen und Pfeil; unerklärt (Fig. 4).
- g) Malinalca (malinalli, d. h. das Gedrehte; Hierogl.: gedrehtes Blütenköpfchen einer Grasart; Fig. 8).
- h) Cuitlauaca (Hierogl.: Quadrat und Wasserzeichen; unerklärt; Fig. 5).
- i) Xochimilca (xochitl, d. h. Blüte, milli d. h. Acker; Fig. 6).
- k) Chalca (chal-chiuitl, d. h. Perle; Fig. 7).

¹ Codex Boturini (nach Seler op. cit. Bd. II. S. 34 u. Kingsborough: »Mexican Antiquities.« Bd. I).

² Das Messer wird manchmal mit Zähnen gezeichnet.

l. Uexotzinca (uexotl, d. h. Weide, Baum; tzintli, d. h. der Hintere; Fig. 9).

Außer zur Aufzeichnung mythisch-historischer, astrologisch-kalendarischer, also religiöser Stoffe diente die Piktographie in Mexiko auch schon praktischen, nämlich rechnerischen Zwecken.

Unter der Sammlung von 14 Bilderschriften, die Alexander von Humboldt 1803 erwarb¹, befindet sich z. B. das piktographische Kassabuch eines Tempels, das Rechnung gibt über die im Laufe der Jahre eingegangenen Beiträge. Es ist eine Art finanzieller Annalen, der auch andere historische Eintragungen (und zwar bis 37 Tage nach der Eroberung Mexikos durch die Spanier) angegliedert sind. Die geschichtlichen Notizen beziehen sich meist auf Todesfälle, die durch ein Mumienbündel veranschaulicht sind².

Derartige rechnerische piktographische Aufzeichnungen wurden namentlich nach der Conquista besonders gepflegt; denn fast das ganze erste Jahrhundert nach der Eroberung mußte die vielschreibende spanische Bureaucratie zu Bilderschriften ihre Zuflucht nehmen, wenn sie von Indianern ihre Berichte forderte oder sich ihnen verständlich machen wollte.

Lange Zeit bestand sogar deswegen neben einem Lehrstuhl für mexikanische Sprache auch einer für mexikanische Bilderschrift an der Universität Mexiko.

Zur (brieflichen) Mitteilung wurden, wie es scheint, Bilderschriften nur sehr selten verwandt (nur gelegentlich unter Eingeweihten zwecks geheimer Privatmitteilungen)³.

Wenden wir uns nun dem zweiten großen mittelamerikanischen Bilderschriftsystem, dem der Mayavölker, zu. Wenn Seler recht hat, geht es auf aztekische Kultureinflüsse zurück, sind die Azteken, was die Piktographie anbetrifft »die Lehrmeister« gewesen, denn sieht man die Reihe der Maya-Hieroglyphen durch, so zeigt sich, daß einzelne Bilder noch deut-

¹ und die Seler kommentiert hat (vgl. Seler: op. cit. Bd. II S. 153).

² Verwandt diesen Tempelrechnungen sind Tributlisten (libro de tributos).

³ Waitz: Anthropologie der Naturvölker Bd. 4; Leipzig 1864 S. 3 ff. — Valades (Gama II, 45).

lich dasjenige erkennen lassen, was das entsprechende aztekische Tageszeichen bedeutet, aber die Worte haben z. T. andere Bedeutung gewonnen oder sind unverständlich geworden.

Die Maya-Handschriften¹ sind überhaupt vollkommen analog den mexikanischen; sie behandeln dieselben Gegenstände in derselben Weise, die Bilder sind nur kursiv geworden, haben aber nichtsdestoweniger den vollen bildlichen Wert behalten.

Dank dem Fanatismus spanischer Priester sind uns nur vier Handschriften (wohl aber die zahlreichen monumentalen Inschriften, die in langen Kolumnen die Stelen der Ruinenstädte zieren) erhalten, nämlich der Codex Tro, Codex Cortes, Codex Dresdensis und Codex Perez. Den Inhalt dieser Schriften bildet ausschließlich die Beurteilung der vorbedeutenden Kraft, die den Zeichen und Ziffern der Tage und der anderen größeren und kleineren Zeitabschnitte zukommt. Die Hieroglyphen sind dabei, wie auf den mexikanischen Manuskripten nichts weiter als eine Erläuterung der figürlichen szenenhaften Darstellung, eine Wiederholung oder nähere Ausführung der dargestellten Figuren, Gegenstände und Vorgänge in zu Lettern abbreviierten Bildern — eine Wiederholung, die nicht zwecklos und unnatürlich ist, da sie gestattet, z. B. für einen szenenhaft gezeichneten Vorgang oder eine in voller Figur dargestellte Gottheit Erklärungen zu geben, die zeichnerisch nicht ohne weiteres anzubringen wären.

Der Form nach sind die Hieroglyphen (in ihrer einfachsten Gestalt) nichts weiter als eine Wiedergabe des Kopfes der betreffenden Figur. So z. B. die Hieroglyphe zo'tz, d. h. Fledermaus, die den Monat gleichen Namens bezeichnet. Gewöhnlich aber ist schon der Kopf ausgestattet mit gewissen »akzessorischen Bestandteilen«, graphischen (nicht sprachlichen) Affixen, oder es kann an Stelle der Figur oder des Kopfes ein symbolisches Zeichen treten, das die besondere Natur kennzeichnet.

¹ Vgl. Förstemann: »Kommentar zur Maya-Handschrift.« Dresden 1901. — Schellhas: »Die Göttergestalten der Mayahandschriften.« Dresden 1897. — Förstemann: »Erläuterungen zur Maya-Handschrift.« Dresden 1886. — Kingborough: »Mexican Antiquities.« London 1831. Bd. III.

So tritt z. B. vor die Hieroglyphe des Jaguars ein Element »rot« bedeutend, vermutlich weil der Jaguar als der »Rote« gedacht wurde, als welcher er auch in einigen Handschriften abgebildet ist (Seler).

In weitaus den meisten Fällen ist sogar die dargestellte Figur in der erläuternden Schriftreihe nicht nur durch ein, sondern durch zwei, drei oder gar vier Schriftzeichen versinnbildlicht, die unweigerlich die Figur begleiten, in welcher Handlung sie auch dargestellt sein mag. Phonetisch zusammengesetzte Hieroglyphen scheinen dabei nur vereinzelt vorhanden zu sein; auch die zahlreichen Inschriften auf den Stelen, von denen man erwarten darf, daß bei ihnen Personen und Ortsnamen eine hervorragende Rolle spielen, werden uns kaum etwas anderes lehren. Der Grund für das Zurücktreten der phonetischen Zeichen liegt eben in der Natur der Mayasprache.

Da nämlich die meisten Substantiva einsilbig sind, oder (durch eine kleine Zahl von Suffixen) von Monosyllabis sich ableiten, so bieten die in einem Wort enthaltenen Vorstellungselemente für die schriftliche Unterscheidung entschieden mehr und leichter zu verwertende Mittel dar, als aus dem Klang der Worte gewonnen werden kann. Es sind das ähnliche Verhältnisse, wie sie im Chinesischen vorliegen.

Wir kennen indessen eine kleinere Anzahl von Hieroglyphen, deren Lautwert mit Sicherheit als festgestellt gelten darf, und bei denen wir auch über die Bedeutung der Worte im allgemeinen nicht im unklaren sind. Das sind die von Landa uns überlieferten Hieroglyphen der Monatsnamen. Hier zeigt sich nun, daß einsilbige Worte durch aus mehreren Elementen bestehende Hieroglyphen, mehrsilbige mitunter durch einheitliche Zeichen wiedergegeben, daß also die Zeichen im allgemeinen ideographisch, nicht phonetisch gebildet sind. Z. B. siehe Tafel 34.

Der untere Teil der Hieroglyphen (eine Art Determinativum) der Monate yax (Fig. 4); zac (Fig. 5); ceh (Fig. 6) ist in allen dreien derselbe und identisch mit dem Tagezeichen cauc. Die beiden von Punkten umränderten Streifen sind, wie sich

durch Übergänge erschließen läßt, der am Grunde von Bartfedern eingefaßte Schnabel des Vogels moan (ein Wesen, das die mythische Konzeption der Wolkenbedeckung des Himmels darstellt). Als weiteres Element enthält das Zeichen noch die traubigen Massen vom Himmel herunterhängender Wolkenballen.

Der obere flaschenförmige Teil der ersten Hieroglyphe (yax, Fig. 4) kommt auch in der Hieroglyphe eines Monatsnamens yaxkin (Fig. 7) vor, und da der untere, scheibenförmige Teil von yaxkin »kin«, d. h. Tag, Sonne, bezeichnet, möchte man glauben, daß das flaschenförmige Element den phonetischen Wert yax (d. h. grün, blau) hat. Bei der Hieroglyphe zac (Fig. 5) läßt es sich durch Vergleich wahrscheinlich machen, daß dem oberen Element, das eine Daunenfeder darstellt, der Lautwert zac (d. h. weiß) zukommt. Bei der Hieroglyphe ceh (Fig. 6) kommt dem oberen Element der Lautwert ceh (d. h. rot) zu. Wir haben also in diesen Fällen aller Wahrscheinlichkeit nach hieroglyphische Elemente mit bestimmtem Lautwert, bei yaxkin sogar eine phonetisch konstituierte Hieroglyphe vor uns. Die unteren Zeichen sind gewissermaßen eine Art Determinativum. Hieraus folgt aber keineswegs, daß die genannten Elemente nur in dieser phonetischen Bedeutung gebraucht werden könnten; noch weniger dürfen wir ohne weiteres voraussetzen, daß dort, wo durch den Wortlaut eine phonetische Konstitution angezeigt erscheint, eine solche auch notwendig eintreten müsse. Im allgemeinen stehen die Vorstellungselemente durchaus an erster Stelle (Seler).

Für die wesentlich ideographische Natur der Maya-Hieroglyphen, die noch immer von einigen Forschern bezweifelt wird, spricht auch die Verwendung gewisser gleichartiger Hieroglyphen zum Ausdruck sehr verschiedener Gedanken. So bedeutet die eine Hieroglyphe (Fig. 8) einmal »sitzen auf einer Matte, ein anderes Mal »Tempel mit geflochtenem Dach« und drittens »auf einer Rückentrage getragen werden«. Der kreisförmige Bestandteil dieses Zeichens oben rechts mit den sich kreuzenden Linien ist das Geflecht; das Element darunter ist aus einer stützenden, tragenden Hand hervorgegangen.

Um einen Gesamteindruck einer piktographischen Aufzeichnung zu geben, ist Tafel 33 das 28. Blatt des Codex Dresdenensis gegeben.

Die Fläche dieses Blattes zeigt drei parallele bildliche Darstellungen, durch je eine Reihe von Schriftzeichen voneinander getrennt, und über dem obersten Bilde noch vier weitere Reihen von Schriftzeichen.

In der mittleren Abteilung haben wir die Gottheit vor uns, die in dem Jahre, das auf unserem Kalenderblatt dargestellt ist, und der dem Jahre zugehörigen Himmelsrichtung — Süden — regiert (deren Statue nach Landa in der Mitte des Dorfes oder im Hause des Kaziken errichtet wurde, gleichsam der besondere Schutzpatron des betreffenden Jahres war): den schauerlichen Todestgott.

Er sitzt auf einem aus Totenknochen gebildeten Stuhle unter dem Mattendach des Sakrariums vor dem flammenden Altar. Über seinem Auge befindet sich das Zeichen akbal = Nacht (s. a. Tafel 34 Fig. 12) und auf der Wange trägt er das Zeichen cimi = tot (Tafel 34 Fig. 13). In sein Haar, das als nächtliches Dunkel aufgefaßt ist, sind Augen gewoben. Auf der Schulterdecke sieht man Augen und gekreuzte Totenbeine gemalt. Gekreuzte Totenbeine sind auch das Opfer, das vor dem Gotte steht. Auf dem Altar ist das Zeichen ix = Feuer (Tafel 34 Fig. 14) zu sehen. Die Mitte zwischen dem Gotte und dem Altar nehmen Gefäße ein, die Speisen enthalten, und die zur Opfermahlzeit bestimmt sind. Über dem Gefäß mit den gekreuzten Knochen sieht man dreimal das Zeichen kan = Mais (Tafel 34 Fig. 15) und darüber die Hieroglyphe chuen = Affe (Tafel 34 Fig. 16); diese Hieroglyphe stellt das aufgesperrte Maul, in dem die Zähne sichtbar sind, dar). Was dieses Zeichen hier im besonderen bedeuten soll, ist nicht erforscht.

In der oberen Abteilung, die die Zeremonien der letzten fünf Tage des alten (d. h. des dem auf unserem Blatte dargestellten vorangehenden) Jahres versinnbildlicht, erblicken wir eine tierköpfige Gestalt, die am Gürtel mit einem Behang von rasselnden Schneckengehäusen versehen ist, in der Rechten

einen in einer Hand endenden Stab (nach Seler Rasselstab, nach Förstemann Amtsstab) und einen Beutel mit Räucherwerk (Kopalharz), in der Linken aber einen Fächer hält und auf dem Rücken eine skelettartige Figur auf einem Gestell trägt. Dieses Skelett ist die Gottheit des Totengottjahres und die tierköpfige (maskierte) Gestalt ist der Priester, der »Bringer des Jahres«. Das an beiden Enden aufgekrümmte Gebilde, über das er schreitet, ist nach Förstemann als Wasser zu deuten und hat in der Tat mit dem entsprechenden a-tl-Zeichen der Azteken viel Ähnlichkeit. In der unteren Abteilung sieht man links das Zeichen tun = Stein (s. Tafel 34 Fig. 11), darauf einen Baum, der mit Schulterdecke und Schambinde behangen ist, und um den sich eine Schlange windet, und auf der Fläche des Baumes (fast verwischt) Wolkenballen und Windkreuz, was zusammen Gewitterregen bedeutet). Auf der Schambinde erblickt man Fußspuren, wodurch der Baum als Ziel einer Wanderung (Wallfahrt) gekennzeichnet ist (s. Tafel 34 Fig. 28). Der Baum stellt nämlich die Statue dar, die das ganze Jahr hindurch an der dem Zeichen des Jahres entsprechenden Eingangspforte des Dorfes (jedem Jahre entspricht ja eine Himmelsrichtung) auf einem Steinhaufen zur Seite des Weges aufgestellt und in den fünf Schlußtagen des Jahres auf einer Stange (Baum) von ihrer alten Stelle nach der Mitte des Dorfes und danach an ihre neue Stelle gebracht wurde. Vor dem Baum befindet sich eine Gestalt, die dem Dämon eine Wachtel darbringt, in der üblichen Weise durch Abreißen des Kopfes. Zu ihren Füßen eine zusammengeschnürte Wildbrettkeule, darüber ein Gefäß mit einem Vogel und das Zeichen kan = Mais (Tafel 34 Fig. 15); weiter oben ein Zeichen mit einem Henkel, das nach Förstemann Mond bedeutet.

Nun zu den Schriftzeichen. An dem linken Rande befinden sich dreizehnmal (senkrecht) je zwei kalendarische Tageszeichen, und zwar manik (Tafel 34 Fig. 9), d. h. Hirsch, und amat (Tafel 34 Fig. 10), d. h. Kaninchen. Das Kaninchen war bei den Azteken das Zeichen der Erde, vielleicht auch bei den Maya dann würde die viergeteilte Hieroglyphe, ein Abbild der

nach vier Richtungen sich ausdehnenden Erde sein. Die Hieroglyphe manik stellt zweifellos eine Hand mit den vier gegen den Daumen eingekrümmten Fingern dar. Das ist der gebärdensprachliche Ausdruck für »essen«. Als Seler in der Huasteca reiste, einem Gebiet, das in alter Zeit und noch heute von einer Nation bewohnt wird, deren Sprache sie als nahe Verwandte der Maya von Yuktan erweist, wurde die Aufforderung zum Essen regelmäßig begleitet durch eine Gebärde, bei der die in der Art der Hieroglyphe gekrümmte Hand zu wiederholten Malen an den Mund geführt ward. Daß dieses Symbol nun als Hieroglyphe für manik, d. h. Hirsch, genommen wurde, hat seinen Grund wohl darin, daß der Hirsch als das Fleischtier im besonderen, als »der, welcher gegessen wird«, galt. Zum Zeichen des Westen wird es dadurch, daß Westen heißt »wo die Sonne gegessen wird«, d. h. untergeht.

Über dem Bilde der unteren Abteilung erblicken wir sechs Schriftzeichen. Das zweite von links ist der Kopf eines alten Mannes (s. Tafel 34 Fig. 17), wohl das Bild des Gottes. Daneben Hieroglyphen, die den Gott näher charakterisieren. Der Kopf selbst ist verbunden mit dem flaschenförmigen Element yax (Tafel 34 Fig. 4 oberer Teil). Als dritter Bestandteil tritt ein Zeichen auf (Tafel 34 Fig. 18), das wohl die Hieroglyphe für Wurf Brett ist. Sie mag nach Analogie anderer Zeichen (»schlagen, treffen«) und mit dem Gesicht des alten Mannes den »uuayebab«, den Unheilsdämon, bezeichnen. In dem Zeichen rechts davon erscheint als ein wesentlicher Bestandteil ein durch Diagonalen geteiltes Feld (s. Tafel 34 Fig. 19). Es stellt wohl die vier Himmelsrichtungen dar, denen ein Zyklus von vier Jahren entspricht (von denen eins als Beispiel vorgeführt ist). Außer diesen zwei Schriftzeichen ist noch der untere Teil der Hieroglyphe ganz rechts (Tafel 34 Fig. 20) bekannt. Es ist das Zeichen kan, d. h. Mais (Tafel 34 Fig. 15), verbunden mit dem Zeichen, dem das Wort imix zukommt, das vielleicht wortverwandt ist mit »im«, d. h. weibliche Brust, wofür ja auch das einer Brustwarze ähnelnde Bild sprechen würde.

Auf der obersten Serie von Schriftzeichen ist dritte Reihe
Danzel, Die Anfänge der Schrift.

von oben, erstes Zeichen rechts ein Totenschädel (Totengott) mit dem Feuersteinmesser auf der Nase (Opfermesser; Tafel 34 Fig. 21) gezeichnet. Darunter ein Leichnamkopf mit herausgerissenen, blutendem Auge (Tafel 34 Fig. 22), d. h. »der Todesgott, der die Menschen tötet«. Die übrigen Schriftzeichen dieser Reihe sind nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Man erkennt wohl einige Elemente, aber der Zusammenhang ist nicht klar, z. B. das Zeichen »Feuer« (Tafel 34 Fig. 14); das Zeichen »Traggestell« (eine Hand; Tafel 34 Fig. 25); das Zeichen »Jaguar« (geflecktes Fell), verbunden mit dem Zeichen »Osten« (linkes Affix; Tafel 34 Fig. 26); das Zeichen Tafel 34 Fig. 27, bestehend aus »tun« = Stein (Tafel 34 Fig. 11), verbunden mit dem Zeichen Feuersteinmesser (siehe auch Fig. 21) als rechtes Affix.

In der mittleren, quer verlaufenden Hieroglyphenreihe sieht man rechts eine Hieroglyphe (Tafel 34 Fig. 8), die den von einem Mattendach beschatteten Thron bezeichnet. Das Gesicht mit aufgesperrtem Rachen daneben bedeutet den Rachen der Unterwelt; davor befindet sich die Zahl 4; das Ganze heißt also: »Herr (Thron) der vier Unterwelten«. Das Zeichen links (Tafel 34 Fig. 24) deutet nach Förstemann den Jahreswechsel an.

Die beiden unteren Reihen von Tafel 34 geben die Zahlzeichen der mittelamerikanischen Kulturvölker. Zu unterst ein Beispiel mexikanischer Zahlschreibung (die Zahl 2671). Die Einer sind durch Punkte, die Zwanziger durch Fähnchen, die Vierhunderter durch Büschel gegeben. Darüber Zahlzeichen der Maya 1, 2, 3, 4, 5 (ein Strich), 6, 7, und 0 (ein leeres Schneckengehäuse). Neben diesen Ziffern bedienten sich die Maya besonders auf Monumenten noch anderer figürlicher Zahlzeichen (meist Darstellungen von Köpfen).

B. Die Schrift der Chinesen¹.

Die Chinesen bedienen sich von altersher bis auf den heutigen Tag einer Wortschrift. Es ist dies schon eine echte

¹ Vgl. Conrady: »P. Georg M. Stenz's Beiträge zur Volkskunde Süd-

Lautschrift, insofern jedes ihrer Zeichen in der Regel nur auf eine Weise richtig gelesen werden kann. Dadurch unterscheidet sie sich also von den mittelamerikanischen Schriften, welche teils zu lesen (phonetische Hieroglyphen), teils nur zu deuten (ideographische Darstellungen) waren.

Die sprachlichen Einheiten aber, welchen die chinesischen Charaktere entsprechen, sind zunächst nicht isolierte Laute, sondern eben Wörter. Diese Wörter sind freilich einsilbig, aber darum ist die Schrift noch kein eigentliches Syllabar, denn verschiedenen homophonen Wörtern kommen regelmäßig verschiedene Zeichen (deren Grundbestandteile allerdings dieselben sein können) zu.

Die chinesische Schrift weicht also von der altägyptischen, die uns in einem der nächsten Abschnitte beschäftigen wird, gar sehr ab, entsprechend der Verschiedenheit des Sprachbaues. Als Ausdrucksmittel einer isolierenden Sprache ist aber die chinesische Wortschrift in hervorragender Weise geeignet.

Der Ursprung der Schrift wird von den Chinesen in die erste Hälfte des dritten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung gesetzt. Nach einer Sage hat Kaiser Fu-hi (oder P'aô-hi, 2852—2738 v. Chr.) außer den mystischen Diagrammen (s. u.) die Schreibekunst erfunden, durch welche die bis dahin üblichen Knotenschnüre ersetzt wurden. Nach einer anderen Sage war es Tsang-kie, der Minister des Kaisers Hoâng-tè, der die Schrift gegen 2700 v. Chr. erdachte.

Alle Berichte stimmen darin überein, daß die neue Kunst zunächst zu geschichtlichen Aufzeichnungen verwertet wurde.

Als sicher darf folgendes angesehen werden: die Chinesen

Schantungs.« (Veröff. d. städt. Mus. für Völk. zu Leipzig.) Leipzig 1907 S. 1—21. — Conrady: »Chinas Kultur und Literatur.« Leipzig 1903. Teil I und II. — Conrady: in Pflugk-Hartungs Weltgeschichte, Abschnitt »China« im Band über »Orient« S. 510. — G. v. d. Gabelentz: »Chinesische Grammatik.« Leipzig 1881 S. 42—89. — J. Edkins: »Introduction to the study of the Chinese characters.« London 1876. — Berthold Laufer: American Anthropologist Bd. 9 (1907) S. 487 bis 492. — Chalfant: »Early Chinese writing« (Memoirs of the Carnegie Museum). Bd. IV Nr. 1 (September 1906). — Über die Diagramme vgl. Zeitschr. f. Ethn. Bd. 42 (1910) S. 399 (Boerschmann).

haben sich schon am Ende des dritten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung im Besitze einer Schrift befunden, welche schon damals eine hohe Stufe der Entwicklung erreicht hatte.

Die älteste Schriftform, von welcher wir Kunde haben, wird kù-wên (d. h. alte Zeichen) genannt. Es sind dieses rohe, bald in Gruppen zu zweien oder dreien zusammengefügte, meist sinnandeutende, nur ganz selten lautandeutende Bilder und Symbole.

Solcher Zeichen hatte das kù-wên ungefähr 600, die auch fernerhin Grundbestandteile der Schrift geblieben sind. In einer späteren Epoche ging man dann immer mehr dazu über, durch die Verbindung eines Schriftzeichens, das annähernd den Laut wiedergeben sollte, die Schrift zu einer Art Lautschrift auszugestalten. Die phonetischen Zeichen der letzteren Art bilden jetzt die Mehrzahl (über 20 000).

Dieser ganze Entwicklungsgang der Schrift ist noch heute erkennbar in der nicht ganz logischen Klassifizierung der Zeichen, die angeblich schon 1100 v. Chr. vorgenommen worden ist.

Es gibt nämlich:

1. Bilder von Gegenständen (608);
2. symbolische Bilder (107);
3. symbolische Zusammensetzungen (740);
4. bedeutsame Wendungen der Figur (372);
5. Entlehnungen (598);
6. Zeichen mit Andeutung des Lautes (21 810).

Die 1. bis 4. Klasse enthält ideographische Zeichen. Klasse 1 bedarf keiner Erklärung. Klasse 2 enthält Symbole, wie für die Begriffe »unten« und »oben«, die durch einen Punkt unter bzw. über einer Linie dargestellt werden, oder »lieben«: Weib und Kind; »Zank«: zwei Weiber; oder »Glauben«: Mann mit Hand am Munde, vgl. ein Mann, ein Wort¹. Klasse 3 enthält symbolische Zusammensetzungen. Klasse 4 umfaßt Zeichen, bei denen durch die verschiedene Lage (senkrechte,

¹ Conrady.

wagerechte usw.) verschiedener Sinn markiert wird. So z. B. bedeutet das Zeichen für »Mensch« in liegender Stellung »Leichnam«, das Zeichen für »Beamter« in entgegengesetzter Anordnung »Fürst«.

Die 5. Klasse umfaßt Zeichen für Wörter, die entweder ihres abstrakten Inhaltes wegen überhaupt nicht gut darstellbar waren, oder die angeblich aus Mangel an einem geeigneten Zeichen (oder aus Unkenntnis des schon vorhandenen) durch die Charaktere für andere gleichlautende Wörter mitausgedrückt wurden.

Die 6. Klasse, die jüngste, ist die weitaus wichtigste, umfangreichste. Sie enthält die Zeichen, die durch Verbindung eines ideographischen mit einem phonetischen hervorgingen. Ein Vorläufer dieser Klasse war die vorige, bei der einfach Zeichen ähnlich lautender Worte entlehnt wurden. Daraus entstand naturgemäß eine große Vieldeutigkeit, die in der 6. Abteilung durch Beifügung eines sinnandeutenden Determinativums beseitigt wird (im ganzen dienen der Komposition etwa 200 ideographische und 1 1/2 Tausend phonetische Elemente); z. B. wird gebildet das Zeichen für »traurig« (yeü) durch Komposition der Zeichen für »aus« (yeü; phonetisches Element) und für »Herz« (Determinativ).

Ebenso: »Meister« (fu) = verkünden (fu; phon. Elem.) + Mensch (Determin.).

»Trommeln« (kiem) = zugleich (kiem; phon. Elem.) + Hand (Determin.).

»Die Meinung ändern« (fan) = fremd (fan; phon. Elem.) + Herz (Determin.).

»Entwirren« (ko) = Frucht (ko; phon. Elem.) + Seide, Faden (Determin.).

»Lügnerisch« (nieu) = auffliegen (lieu; phon. Elem.) + Rede (Determin.).

Die Anordnung der Elemente ist nicht immer regelmäßig; die ideographischen Bestandteile stehen meist auf der linken Seite des phonetischen, finden sich häufig aber auch oben, unten oder rechts.

Durch die zunehmende Phonetisierung, deren Endziel die vollkommene Sprachangleichung (deren Vorbedingung eine weitgehende lautliche Zergliederung auch des Wortes wäre), nie erreicht worden ist, mußte naturgemäß die Bildhaftigkeit der Zeichen allmählich schwinden, da eben nicht mehr so sehr die unmittelbare Sinn- bzw. Form-Adäquatheit, sondern die Sprach-Adäquatheit der Zeichen angestrebt wurde.

Bei einer großen Anzahl Zeichen läßt sich indessen noch heute das Urbild feststellen; bei vielen anderen ist es nicht klar, wie weit Formerklärung Suchende erst ein hypothetisches Urbild geschaffen haben.

Wesentlich zur Entbildlichung der Schriftzeichen trug auch die Technik des Pinselschreibens (seit 240 v. Chr.), die kommaartige Elemente vorzieht, sowie die Freude des Chinesen an Verschnörkelungen bei¹.

Es entstanden dadurch auch noch nebenher eine Reihe von »ornamentalen Nebenformen«, die stark voneinander abweichen. So die Kaulquappenschrift, bei der jeder Strich mit einem Ring anfängt und mit einer Wellenlinie endet, und viele andere.

Außer den ornamentalen gibt es dann noch Schnellschriften (u. a. die »Graßschrift«), an Willkürlichkeiten reiche, schwer erlernbare Verflüchtigungen älterer Zeichen. Sie sind noch heute in China besonders bei Kaufleuten und Handwerkern in Gebrauch und in ihren tollsten Abkürzungen sehr schwer zu entziffern.

Alle die Systeme zusammengerechnet geben die stattliche Anzahl von 9 Schriftarten. Bedeutungsvoll dabei ist, daß diese verschiedenen Arten nebeneinander gebraucht werden und nicht auf bestimmte geographische Gebiete beschränkt sind, denn wenn es auch von altersher in China Provinzialschriften, Schriftdialekte, gegeben hat, so kann doch ein in der allgemeinen Schriftsprache verfaßtes Schriftstück in jeder beliebigen

¹ Also gerade umgekehrt wie bei den Ägyptern, wo eben aus dekorativen Gründen die alten bildhaften Zeichen neben den kursiven bis in späte Zeit beibehalten wurden.

chinesischen Mundart gelesen, und zwar im wahren Sinne des Wortes Zeichen für Zeichen abgelesen werden. Insofern ist die Schrift also eine Pasigraphie, aber nur innerhalb der Dialekte einer Sprache, und als solche ein unentbehrliches Bindemittel für die ungeheure chinesische Volkseinheit.

Über die Entstehung der chinesischen Schrift (sehen wir von den oben zitierten Eingeborenensagen ab) ist neuerdings durch die scharfsinnigen Untersuchungen Conradys, in denen zuerst auf die Verwandtschaft der Schrift mit der Ritualsymbolik hingewiesen wird, viel Klarheit verbreitet worden.

Die beim feierlichen Brauch (d. h. Ritus in umfassendem Sinn) auszudrückenden Begriffe werden nämlich — abgesehen von der pantomimisch-dramatischen Darstellung — durch konkrete Gegenstände oder auch deren Abbildungen wiedergegeben (z. B. Granatapfel = Kindersegen; also Sinnrebus). Es besteht also ein Parallelismus zwischen pantomimisch-dramatischer, körperlich-gegenständlicher und bildlich-flächenhafter Darstellung.

Bei fortschreitender Entwicklung nun stellte es sich heraus, daß eine Menge von Begriffen nicht direkt gegenständlich ausdrückbar waren. So wurde dann für den nicht direkt darstellbaren Begriff eben ein gleichlautender darstellbarer nach Art des Lautrebus als symbolisierend gewählt, z. B.

ts'ung = Zwiebel für ts'ung = Scharfsinn;
küeh = Halbring für küeh = scheiden, sich trennen,
huan = ganzer Ring für huan = zurückkehren.

Derartige Homophone im Chinesischen zu finden, ist nämlich niemals schwer gewesen; oftmals wird man schon durch etymologische Verwandtschaft auf sie aufmerksam geworden sein, besonders dort, wo der abstrakte Begriff eben nur deshalb den Namen seines Konkretums erhalten hatte, weil dieser ein natürliches Sinnbild für ihn war (z. B. kuh = »Getreide«, auch »Glück«, »Wohlstand«; vgl. pecus, pecunia), oder wo ein Gegenstand schon als Sinnbild des Begriffes fungierte, dem er seiner Eigenschaften halber den Namen verdankte (wie

z. B. shi = »Pfeil«, auch »gerade«). In solchen Fällen war Sinnrebus zugleich schon ein Lautrebus, was den Übergang sehr erleichterte.

Förderlich mußte diesem Vorgang der Übertragung der Bedeutung eines Objektes auf sein (Sinn- bzw. Laut-) Symbol der magische (assoziative) Konnex sein (s. Abschn. »Magische Symbole«), der den Chinesen Symbolisierendes und Symbolisiertes als identisch erscheinen ließ.

Daß nun Bilder und einfache wie zusammengesetzte Symbole verschiedener Art den einen Bestandteil auch der Schrift ausmachen, ist oben erwähnt worden.

Die »Entlehnungen« der vierten Klasse sind ebenfalls weiter nichts als echte, rechte Rebusse — und zwar Lautrebusse —, wie sie bei der Ritualsymbolik angewandt werden. Auch sie geben den Laut durch ein Bild, ein Symbol wieder.

Aus diesen Übereinstimmungen nun schließt Conrady, daß die Schrift eine Tochter der sicherlich älteren Ritualsymbolik ist.

Was war aber der Anlaß der Übertragung der Symbole ins Graphische und ihrer mnemotechnischen Verwendung?

Nach Conrady bilden Kerbhölzer, die gleichzeitig »Rangzepter waren, die Brücke« zwischen religiös entstandenen Symbolen und mnemotechnisch-graphischen Fixierungen. Schon in sehr alter Zeit trug man am Gürtel außer allerhand Gerät und Symbolen (z. B. einen kleinen Knochenpfriem zum Knotenlösen, als Sinnbild der Fähigkeit, die schwierigsten Fragen zu lösen), die teils wohl als Amulette zu deuten sind, auch Standesabzeichen: der Bauer einen kleinen Pflug, der Zimmermann eine Axt, der König ein Jadezepter, das, nach dem chinesischen Namen zu urteilen, ehemals ein Steinhammer gewesen ist, aber dann vermutlich dergestalt, »daß der Stiel wie bei dem indischen Tomahawk als Kerbholz diente, zur harmlosen Schreibtafel geworden ist«.

Als Symbol nun diente das Rangzepter auch als Wahrzeichen einer fürstlichen Order im Sinne der Gegenstandsschrift, dann im Sinne eines Kerbholzes, das in zwei aneinanderpassende Hälften geteilt wird, von denen jede Partei zur Kon-

trolle eines behält, als Dokument (s. a. Abschn. Zählzeichen Kap. I). Die ältesten chinesischen Kontrakte waren derartige Kerbdokumente. Später wurde dieses Kerbsystem weiter ausgestaltet durch Verwendung »symbolischen, (d. h. der Ritualsymbolik entlehnten) lautlich wirkenden Ornamentes«. Allmählich wurden dann die reinen Kerb- und Merkzeichen ganz durch diese primitive Schrift ersetzt.

Dieser ganzen Entwicklungshypothese kann sicherlich von seiten der Ethnologie in den wesentlichen Punkten zugestimmt werden. Auch die Piktographien anderer Völker führten uns ja zu ähnlichen Anschauungen; zweifeln möchte man nur, ob die Phonetisierung der gegenständlichen Symbolik schon begonnen hat zu einer Zeit, wo eine Schrift noch nicht existierte. Ohne den Sinologen vorgreifen zu wollen, will es uns scheinen, als ob die phonetischen Ritualsymbole in der Hauptsache nachträglich nach der Schrift gebildet sein müßten, denn erst in der Schrift tritt eine gefühlte Notwendigkeit hervor, etwas auszudrücken, was nicht direkt darstellbar ist. Die Ritualsymbolik dagegen will ja nicht so sehr den versinnbildlichten Inhalt bewahren als einfach darstellen, ist also von dem Zwang, etwas auszudrücken, der bei der Schrift erst zur Phonetisierung führt, frei.

Zweifeln möchten wir auch, ob das rituelle Symbol gleich zur Kontraktfixierung, also im wesentlichen profan, verwandt wurde. Nach Analogie anderer Bilderschriften möchten wir vielmehr glauben, daß es eine Zeit gegeben habe, in der die Bilderschrift als fixierendes Mittel ausschließlich religiösen, magischen Zwecken diene.

Auf Tafel 35 einige Beispiele alter chinesischer Zeichen¹:

1. Serie. Fig. 1—6 zeigt das Zeichen für Elefant in seiner allmählichen Veränderung; Fig. 1: ursprüngliche Form; Fig. 6: moderne Form.

2. Serie. Fig. 1: Tiger; Fig. 2: Ochse; Fig. 3: Widder; Fig. 4: Hund; Fig. 5: Fisch; Fig. 6: Schildkröte; Fig. 7:

¹ Meist nach Chalfant op. cit. Viele wertvolle Mitteilungen verdanke ich auch Herrn Yuenbeh Tsai.

Schwalbe; Fig. 8: Mutter (Brüste darstellend; Fig. 9: Auge; Fig. 10: Mund; Fig. 11: Herz (mit Ventrikeln); Fig. 12: Blut (Schale); Fig. 13: Fliegen; Fig. 14: Morgen (Sonne über dem Horizont); Fig. 15: Kristall (drei Sonnen, um den starken Glanz anzudeuten); Fig. 16: Frühling (Sonne, darüber Pflanzensprossen); Fig. 17: hell (Mond und Fenster), Fig. 18: Wasser; Fig. 19: Eis (Eissprünge); Fig. 20: Teich; Fig. 21: Wolke (Himmelsdach mit Wolkenballen, genau wie bei den Maya!); Fig. 22: Donner (nach Conrady: Wagen, also »Rollen«); Fig. 23: Hügel; Fig. 24: Baum; Fig. 25: schwierig (Sprößling, den Erdboden durchdringend); Fig. 26: gebären, hervorbringen (Sprößling, der den Erdboden durchdrungen hat); Fig. 27: hemmen (zurückgebliebener Sprößling); Fig. 28: Frucht, Resultat (Frucht am Baum); Fig. 29: Osten (Sonne vor einem Baum); Fig. 30: Westen (Vogel, der sich abends auf sein Nest niederläßt); Fig. 31: Signal (unten Feuer, oben Flammen, also Feuersignal); Fig. 32: Park (Umfassung und vier Bäume); Fig. 33: Gefängnis (Gitter); Fig. 34: kochen (unten jederseits eine Hand; dazwischen Feuerflammen, darüber Baumzeichen als Holz, ganz oben Gefäß und jederseits zwei Hände); Fig. 35: Schreiben (Hand mit Schreibpinsel); Fig. 36: Wagen (Vogelperspektive); Fig. 37: bewachen (Mann rechts, mit Hellebarde links); Fig. 38: warnen (zwei Hände nach einer Hellebarde greifend); Fig. 39: Geschichte (Hand mit dem früher gebräuchlichen Schreibstylus); Fig. 40: gerecht (gleichgeteilte Linie; Fig. 41: fortwährend (eine Quelle); Fig. 42: sehen (Auge mit Linien, ebenso in Nordamerika!); Fig. 43: selbst (Nase; der Chinese zeigt auf seine Nase, wenn er sich selbst meint); Fig. 44: Furcht (zwei Hände aus Furcht erhoben); Fig. 45: Gespräch (Mund mit Atemwolke; ähnliches bei den Mexikanern); Fig. 46: zurückkehren (Linie, die in sich zurückkehrt; genau so bei den Zinken der Gauner!); Fig. 47: schneiden (zerteiltes Stück); Fig. 48: gleich (zwei gleichgroße Menschen); Fig. 49: oben; Fig. 50: unten; Fig. 51: Mitte; Fig. 52: zusammen (verschlungene Hände); Fig. 53: Friede (Frau unter Dach); Fig. 54: jetzt (Sonne, die über einem Zeichen für »genau, gerade« steht); Fig. 55: Zweck

Bestimmung (»Herz« und »herausgehen«); Fig. 56: folgen; Fig. 57: Ursprung, Quelle (Quelle aus Felsen fließend); Fig. 58: sehr klein (Körnchen oder Tröpfchen); Fig. 59: verbinden (Perlen auf Schnur); Fig. 60: heben (Hände mit Gegenstand); Fig. 61: entgegengesetzt (zwei Zeichen in entgegengesetzter Richtung); Fig. 62: ausstreuen (divergierende Linien); Fig. 63: nicht (ein Baum mit abgeschnittener Spitze, der nicht weiter wächst); Fig. 64: Zahlzeichen 5; Fig. 65: Zahlzeichen 10; Fig. 66: Zahlzeichen 20; Fig. 67: Zahlzeichen 30; Fig. 68: stark (zwei chinesische Bogen).

Anhangsweise sei noch jener merkwürdigen Hexagramme gedacht, die ursprünglich zur Divination verwandt worden sein sollen, und die den Grundtext des Yih-king (»Das heilige Buch der Wandlungen«), eines der ältesten Schriften, auf denen nach Ansicht der Chinesen ihre Kultur beruht, bilden.

Sie bestehen ausnahmslos aus achtfachen Kombinationen von ganzen und gebrochenen, geraden Linien; Tafel 35 Fig. 69 bedeutet z. B. Bewegung, Leben, männliches Prinzip; Fig. 70: Dunkel, Ruhe, Materie, weibliches Prinzip.

Die achtstellige Zusammenstellung aller dieser Zeichen (d. h. je acht in einer Reihe und acht Reihen untereinander) stellt nach der festen Überzeugung der Chinesen die Summe alles menschlichen Wissens dar, wenn man sie richtig zu deuten verstehe. (Man sucht also gleichsam die qualitativ verschiedenen Erscheinungen der Welt quantitativ-kombinatorisch zu erfassen und zu erklären).

Neuerdings haben europäische Gelehrte die Hexagramme als eine graphische Fixierung, eine lineare Reproduktion der alten Knotenschnüre zu deuten gesucht — wie denn auch die chinesische Tradition eine gewisse Beziehung zwischen Knotenschrift und Hexagrammen zugibt. Wie dabei der Vorgang der Übertragung der Knoten ins Graphische zu denken ist, wird nicht gesagt.

Conrady neigt zu der Ansicht, daß die Hexagramme Wortzeichen sind, die einer Parallelförmigkeit der chinesischen Schrift, einer Provinzialschrift, einem Schrifttdialekt angehört hätten.

Andere Forscher haben aus ähnlichen Anschauungen dann mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit aus diesen an sich so unbildlichen Zeichen Bilder zu rekonstruieren gesucht¹, die den ihnen zukommenden Worten entsprechen. Möglicherweise sind es alte Schriften, deren Form dadurch allmählich in parallele Linien aufgelöst wurde, daß sie in Holz geritzt wurden und man vorzog, der Faserrichtung der Tafeln zu folgen.

C. Die babylonische Schrift².

Ebenso wie die chinesische hat auch die babylonische Schrift nie ihre ursprünglich ideographische Natur ganz abgestreift. Ihre einzelnen Charaktere bezeichnen nämlich ganze Wörter (Gegenstände, Begriffe), ohne Rücksicht auf deren ein-, zwei- oder mehrsilbige Lautierung; zugleich dienen einzelne dieser Zeichen, sofern ihnen einsilbige Wörter entsprechen, aber auch als Zeichen für die Silben. Eine große Erleichterung für die Lesung sind dabei 1. sinnandeutende Determinative, Zeichen, die, selbst unausgesprochen bleibend, anzeigen, welcher Kategorie das Wort (Gottheits-, Personen-, Berg-, Fluß-, Städtenamen, Bäume, Geräte, Steine, Vögel, Fische usw.) angehört, dem sie beigefügt sind; 2. lautandeutende Charaktere, Zeichen, die ideographisch geschriebenen, vor allem mehrdeutigen Worten in Gestalt der phonetisch wiedergegebenen Schlußsilbe angehängt werden.

¹ Mitunter in außerordentlich phantastischer Weise; so z. B. Legge.

² Friedrich Delitzsch: »Die Entstehung des ältesten Schriftsystems« (mit Nachtrag). Leipzig 1897. — Friedrich Delitzsch: »Assyrische Grammatik.« 2. Auflage. Berlin 1906. S. 10—48. — François Thureau Dangin: »Recherches sur l'origine de l'écriture cunéiforme.« Paris 1898. — Ellen Seton Ogden: »The origin of the Gnu-Signs in Babylonian« (Dissertation). Albany, N. Y. 1911. — Otto Weber: »Die Literatur der Babylonier und Assyrer.« Leipzig 1907 S. 8—29. — George A. Barton: »The Origin of Some Cuneiform Signs« (Old Testament and Semitic Studies), Vol. II p. 229—258. Chicago 1908. — Stephan Langdon: »A Sumerian Grammar.« Paris 1911 p. 17—32 u. p. 261—303. — »Der hieroglyphische Ursprung der Keilschriftzeichen« (ein Blatt, das beim Pariser Orientalistenkongress 1897 zur Verteilung gelangte). — Peter Jensen: Dtsch. Literaturzeitung 1897 (31. Juli) Nr. 30 S. 1166—1178.

Die Phonetisierung ist also keineswegs vollkommen durchgeführt. Das ideographische Element blieb eben auch, als die babylonische Schrift ihren Höhepunkt erreicht hatte, ein wesentlicher Bestandteil, der, je mehr wir uns rückwärts wenden, umso mehr an Bedeutung gewinnt, bis er das vorherrschende Ausdrucksmittel ist. Vor dieser Zeit aber erstrecken sich jene ungeheuren Zeiträume, in denen die Schrift nicht mehr war, als die Piktographie der nordamerikanischen Indianer oder der afrikanischen Ibo.

Über diese Stufen, die bis weit in vorhistorische Zeit hineinreichen, können wir uns jetzt, teils gestützt auf Funde, teils durch rekonstruktive Betrachtung, eine klare Vorstellung machen, so daß der Entwicklungsgang der babylonischen Schrift dank einer überaus regen Forschertätigkeit in seinen Grundzügen klarliegt.

Daß die Keilschrift auf Bilder zurückgeht, wurde schon von Jules Oppert (1859) erkannt. Für einen Teil der Keilschriftzeichen ist erst durch neuere Ausgrabungen (Tello, Nippur) das bildhafte Urzeichen bekannt geworden. Eine größere Anzahl von Zeichen hat bisher allen genetischen Deutungen widerstanden, trotz vieler Arbeit, die darauf (besonders von Hommel, Delitzsch und Jensen) verwandt worden ist.

Gebraucht wurden die Urzeichen, wie man erwartet, in einer Weise, die noch ganz an die reinen Ideographien erinnert.

Jedes der einfachen Zeichen entsprach nicht nur je einem Worte, sondern auch dessen Synonymen und verwandten Begriffen. So wurde das Bild des Sternes auch für »Himmel, Himmelsgott«, dann »Gott« überhaupt und auch für »hoch, Hochsein«, das Zeichen für die aufgehende Sonne, für »Sonne, Tagesanbruch, Tag, Hellwerden, Licht, licht, hell, weiß« u. d. m. gebraucht.

Ein beliebtes Mittel zum Ausdruck von Begriffen, die sich nicht unmittelbar durch ein konkretes Bild verdeutlichen ließen, war dabei die Zerlegung des Begriffes in seine Bestandteile und deren graphische Komposition, z. B. Träne wird dargestellt durch das Zeichen von Wasser und Auge (also: Wasser des

Auges). Ebenso Sohn = Kind und männlich (Penis), Tochter = Kind und weiblich (Vulva); feindlich = Auge und böse; Hirte = Stab und tragen; Öl = Fett und Baum; Herrin = Weib und groß; König = groß und Mensch; Schatten = Baum und Nacht; essen = Zeichen für Mund, darin Zeichen für Brot; trinken = Mund, darin Wasser; sprechen = Mund, darin Zunge.

Eine solche Schrift konnte auf die Dauer trotz der 400 Ideogramme weitergehende Zwecke nicht erfüllen, da grammatische Kategorien kaum unterschieden zum Ausdruck kamen¹.

Den notwendigen Schritt der Entwicklung von einer ausschließlich ideographischen zu einer auch phonetischen (nämlich syllabischen) Schrift taten die Schrifterfinder wohl schon verhältnismäßig frühzeitig, indem sie eine Anzahl von Ideogrammen, sofern diese ein einsilbiges Wort bedeuteten, gleichzeitig als Zeichen für diese Silbe an sich ohne Rücksicht auf deren Bedeutung nach der Art des Lautrebus verwendeten, z. B. das Zeichen für an = Himmel auch schlechthin für die Silbe an; ba = Teil auch schlechthin für die Silbe ba; mu = Name auch schlechthin für die Silbe mu. Etwa 98 derartiger Silbenzeichen benutzte bereits das Volk, das die Schrift zuerst prägte, die Sumerer, zur Wiedergabe der selbständigen und suffigierten Pronomina sowie aller der Verbal- und Nominal-

¹ Noch nicht völlig klargestellt ist die Bildungsweise einer Gruppe von 13 Zeichen, die die babylonischen Gelehrten als »Gunu-Formen« einfacher Zeichen erklären. Es sind das Charaktere, die sich von gewissen anderen nur durch Zusätze (meist in drei oder vier senkrechten oder wagerechten Strichen bestehend) unterscheiden. Delitzsch meint, daß dadurch eine »Potenzierung des im Grundzeichen ausgedrückten Begriffes« (z. B. Fuß mit Gunu-Zeichen = Fundament) zur Anschauung gelangte. Das ist aber, wie Ellen Seton Ogden nachgewiesen hat, nicht der Fall. Die »gunierten« Zeichen decken sich vielmehr im allgemeinen inhaltlich vollständig mit dem Grundzeichen und sind wohl nur vollständigere Ausführungen des entsprechenden Bildes. *Man muß sich überhaupt hüten, zu abstrakte Begriffe wie Potenzierung in den Zeichen zu suchen. Abstraktes wird immer durch Konkretes ausgedrückt; nur höchst selten gelangt aber Konkretes durch Abstraktes zur Darstellung.* Das wird auch bei der Beurteilung der Delitzschen sogenannten »Motive«, das sind Strichkombinationen, die möglicherweise zur »Differenzierung« von Grundzeichen in bestimmtem Sinn dienen, zu beachten sein.

bildung dienenden pronominalen Elemente, mit einem Worte zu grammatischen Unterscheidungen.

Mit diesem großen Fortschritt hatte aber auch die Schriftbildung und Entwicklung bei den Sumerern ihr Ende erreicht. Der Versuch, nun auch die Wörter für Gegenstände und Begriffe nicht länger ideographisch, sondern mit Silbenzeichen wiederzugeben, scheint nur in ganz vereinzelt Ausnahmefällen gemacht zu sein. Da erfolgte die Zuwanderung anderssprachiger, nämlich semitischer Stämme, die, wie eine Reihe anderer Kulturgüter, so auch die Schrift sich aneigneten.

Sie übernahmen nicht nur die sämtlichen Ideogramme (welche sie für die entsprechenden Wörter: Nomina und Verba, ihres eigenen semitischen Idioms verwendeten) und erlernten die sumerischen Silbenwerte, sondern gingen weiter als ihre Lehrer: sie benutzten diejenigen Zeichen auch als Silbenäquivalente, die den Sumerern nur Ideogramme gewesen waren, indem sie sie für denjenigen Laut in ihrer Sprache setzten, dem im sumerischen Idiom das entsprechende Wort zugekommen war. Z. B. las man das Zeichen Himmel »ana« (sum.) nicht länger »ana«, sondern »šamu« = Himmel (bab.), behielt es aber auch als Silbenzeichen »an« bei; las man das Zeichen für Name »mu« (sum.) »šumu« (bab.), behielt es aber auch nach wie vor für die Silbe »mu«. Also: die Lesungen der Ideogramme wurden semitisch, die Silbenwerte blieben sumerisch.

Dazu kamen noch zwei weitere Schritte. Man verwendete auch die sumerischen Ideogramme, deren sumerisches Äquivalent ein aus einer geschlossenen Silbe bestehendes Wort bildete, für ebendiese Silbe schlechthin und gebrauchte die eigenen semitischen Äquivalente, sofern sie einsilbig waren, mitunter ebenfalls als Silbenzeichen.

Auf diese Weise gewannen die Semiten eine Masse von Silbenzeichen, schleppten aber traditionsbeschwert die Ideogramme weiter mit sich fort, machten von der syllabischen Schreibweise weitgehendsten Gebrauch, verzichteten aber trotzdem nicht völlig auf Zeichen für ganze Wörter (Nomina und Verba). Die Schrift verblieb eben ein System von Zeichen für

Wörter, für Silben, die über dies nicht nur ein Wort und eine Silbe, sondern mehrere Wörter und mehrere Silben wiedergeben können.

Hand in Hand mit dieser Entwicklung ging die Kursivierung der Charaktere.

Auf den ältesten Schriftdenkmälern, den sogenannten »Monuments Blau« (und den Täfelchen von Djocha), wird von der krummen Linie noch ausgiebig Gebrauch gemacht. Dann kam ein Material in Gebrauch, das die Anwendung der krummen Linie erschwerte, etwa Holz, Knochen. In dieser Periode muß sich die ausschließliche Anwendung gerader Linien vollständig eingebürgert haben. In einer dritten Periode endlich wird der weiche, ungebrannte Ton vorherrschend und demzufolge der Keil als graphisches Element immer häufiger, denn da sich lineare Schriftbilder nur schlecht einreißen ließen, ging man dazu über, sie einzudrücken. Dabei ergab es sich ganz von selbst, daß sich der vordere Teil des Holz- oder Rohrgriffes etwas tiefer in den Ton drückte als der übrige Teil, da man den Griffel etwa so schräg zur Oberfläche der Tontafel hielt wie wir die Feder zur Papierfläche. Auf diese Weise bekamen die Zeichen eine dreieckige Verbreiterung des Kopfendes. Diese Verbreiterung ist auf den älteren Schriftdenkmälern noch sehr gering und nimmt erst nach und nach zu.

Auf den Zeichenbestand ist die veränderte Technik natürlich nicht ohne Wirkung gewesen. Denn durch die zunehmende Kursivierung der Zeichen wurde die Unkenntnis der zugrunde liegenden Bilder befördert, was seinerseits wieder Willkürlichkeiten in der Form um so mehr zur Folge haben mußte, als auch mehr und mehr die Zeichen ausschließlich zur Wiedergabe der Sprachlaute, immer weniger zur direkten Wiedergabe des Sinnes benutzt wurden.

Ist somit der Entwicklungsgang der Keilschrift vollkommen klar, so ist uns doch über ihre Entstehung nichts Näheres bekannt. Annehmen dürfen wir wohl aber, indem wir uns des religiösen Ursprunges anderer Bilderschriften erinnern, daß der piktographischen Verwendung der figuralen Urzeichen eine Stufe voranging, wo sie als magische Symbole religiösen

Zwecken dienten. Uns will scheinen, als ob sich diese Funktion, wenn auch an Bedeutung zurücktretend, bis in späte Zeit erhalten hätte, als ob auch die Schrift, als sie längst schon die Bildnatur verloren hatte, in alter Weise als magisches, wirksames Symbol angewandt worden wäre. Wir denken dabei an die Amulette mit Inschriften von Zauberformeln (insbesondere gegen den kinderfeindlichen Labartu), die wie ehemals die zauberischen, bildlichen Darstellungen gegen allerhand Unheil Schutz gewähren sollen¹.

Auf Tafel 36 untere Hälfte einige bildhafte Urzeichen (nach Hommel, Delitzsch, Thureau Dangin, Barton, Langdon, Jensen).

1. König (Mensch unter Schirm?).
2. Kopf (mit Auge).
3. Arm.
4. Vulva.
5. Penis.
6. Gehen (Fuß).
7. Sandale.
8. Ochse (Kopf).
9. Vogel.
10. Erzeugen (Vogel mit Ei).
11. Fisch.
12. Garten.
13. Opfer (Kornähren).
14. Tag (Sonnenaufgang).
15. Sonnenuntergang.
16. Nacht (ähnliches bei den Gaunerzinken).
17. Gott, Himmel.
18. Sternbild.
19. Berggruppe.
20. Wasser.
21. Gefäß.
22. Dolch.

¹ Ähnliche Schriftamulette finden sich übrigens auch u. a. in China, Indien, Altägypten, Nordafrika, Rußland, ja noch in Deutschland. — Siehe auch die Schlußbemerkungen im nächsten Abschnitt.

23. Wegkreuzung.
24. Herr (Thronsessel; ähnliches bei den Maya).
25. Getreide.
26. Fleisch (am Halse aufgehängtes Tier mit aufgeschnittenem Leib, Rippen sichtbar).
27. Haus (aus geflochtenem Schilf).
28. Netz, fangen.
29. Palmbaum.
30. Schilf.
31. Feuer (Fackel).
32. Kraft (Beine?).
33. Stadtwall.
34. Flammen.
35. Loch, Höhlung.
36. Stadt (Plan).
37. Durchbohren (Spitzes Instrument?).
38. Nahrung, Brot.
39. Waschen (Wasser?).
40. Schlange.
41. Honig (Bienenest mit Flugloch?).
42. Plattform.
43. Wassergefäß.
44. Wassergefäß.
45. Wachsen (zwei Pflanzen).
46. Ziege (Euter).
47. Panther (Kopf mit aufgesperrtem Maul?).

Die ursprüngliche Anordnung der Zeichen war eine senkrechte (eins über dem anderen). Später ging man zu wagenrechter Schreibweise über (von links nach rechts), aber die Zeichen machten diese Drehung um 90° nicht mit, sondern wurden nun auf der linken Seite liegend geschrieben.

D. Die Schrift der alten Ägypter¹.

Die ältesten ägyptischen Inschriften, die bis jetzt gefunden worden sind (aus der Mitte des vierten Jahrtausends), weisen

¹ Vgl. W. Spiegelberg: »Schrift und Sprache der alten Ägypter.« Leipzig

bereits Lautzeichen auf; das ägyptische Schriftsystem ist schon in allen wesentlichen Stücken fertig. Wenn es uns heute dennoch möglich ist, die allmähliche Entwicklung zu rekonstruieren, so verdanken wir das vor allem dem konservativen Sinn des Ägypters, der das Alte durch das Neue nie verdrängen ließ, sondern es pietätvoll daneben bewahrte. So steht denn auch in dem fertigen Organismus der ägyptischen Schrift das alte System der Bilderschrift neben den neuen Elementen der Lautschrift, und die Schrift der historischen Zeit zeigt uns alle Etappen nebeneinander, welche sie nacheinander durchlaufen mußte, um aus einer Ideographie das zu werden, was sie in der Hauptsache geworden ist: eine Lautschrift.

Auf prähistorischen Fundstücken sind allerdings die ideographischen Bestandteile der Inschrift noch vorherrschend (z. B. die Nar-mer-Platte). Der Sieg eines Königs wird z. B. dargestellt durch einen Stier, der eine im Grundriß gezeichnete Mauer einrennt (Tafel 37 Fig. 4), oder durch einen Falken (König), der einen Strick hält, an dem ein Menschenkopf befestigt ist (Tafel 37 Fig. 3, die sechs Blätter bedeuten 6000: also: Gefangennahme von 6000 Feinden).

In der Hieroglyphenschrift der historischen Zeit treten dann die ideographischen Elemente stärker zurück. Immerhin sind Reste noch sehr zahlreich. Im folgenden einige Beispiele

1. Hieroglyphen, die die Handlung oder den Vorgang, den sie bezeichnen, in ihrem charakteristischsten Moment darstellen, z. B. »schlagen« Tafel 37 Fig. 5, »fliegen« Fig. 6, oder in abgekürzter Weise versinnbildlichen, z. B. »kämpfen« Fig. 7 (zwei Arme mit Schild und Keule), und »kommen« Fig. 8 (zwei Beine).

2. Hieroglyphen, die Abstrakta durch einen konkreten Gegenstand veranschaulichen, der zu dem betreffenden Ab-

1907. (Der alte Orient Bd. VIII, 2). — Möller: »Hieratische Paläographie.« 1910 (Bd. I). — Adolf Erman: »Ägyptische Grammatik.« 3. Aufl. Berlin 1911. S. 10—37. — Hermann Schneider: »Kultur und Denken der alten Ägypter.« Leipzig 1909. S. 127—137. — F. L. Griffith: »Hieroglyphs.« London 1898. — Pflugk-Hartung's Weltgeschichte, Abschnitt: »Altägypten«.

straktum durch Ideenassoziation irgendwie in Beziehung steht, z. B. »rein« Fig. 9 (ein Wasser ausgießendes Gefäß); »Wind« Fig. 10 (ein geschwelltes Segel); »herrschen« Fig. 11 (ein Szepter).

Die Phonetisierung der Schrift ging genau wie bei den oben besprochenen Schriftsystemen vor sich. Nicht darstellbare Worte wurden durch ähnlichklingende, darstellbare ausgedrückt. So schrieb man 'rj (machen) mit dem Bild für sehen ('rj) Tafel 37 Fig. 12, oder wn = sein mit dem Bild des Hasen, wn Tafel 37 Fig. 13.

Ganz allmählich vollzog sich dann die weitere lautliche Zergliederung, deren Produkt alphabetarische Zeichen sind. Es gab nämlich unter den Silbenzeichen eine Reihe von mehrlautigen Bildern, die hinter einem starken Laut einen oder mehrere schwache, nur wenig hörbare besaßen. Indem man nun das betreffende Bild als Äquivalent nur des starken Lautes ansah, gewann man einzelne Laute, somit ein Alphabet (aus 24 Konsonanten). Das Fehlen der Vokale erklärt sich dabei dadurch, daß im Ägyptischen jede Silbe, also auch jedes Wort mit einem Konsonanten beginnt. Demnach konnten sich bei der initialen Lautisolierung auch keine Vokale bilden. Trotz dieses großen Fortschrittes, der in der lautlichen Bezeichnung liegt, blieben eben die ideographischen Elemente »Ideogramme« neben den rein lautlichen Zeichen bestehen, auch fernerhin wurden ganze Wörter noch durch ihr Bild bezeichnet.

Außerdem machte man von Ideogrammen auch als Determinativzeichen ausgiebigen Gebrauch, d. h. man fügte je nach Bedarf dem lautlich mit ein- (alphabetischen) oder mehrkonsonantigen Silbenzeichen geschriebenen Wort seine nähere Bedeutung im Bilde bei, z. B. Tafel 37 Fig. 21 rd = Bein; Fig. 22 fdw = vier.

Mitunter gibt aber das Determinativum dabei nur ganz allgemein den Sinn des Wortes an, so wenn man z. B. 'rp = Wein durch einen Krug Fig. 23, oder ghš = Gazelle durch ein Tierfell Fig. 24, oder sprechen und alle geistigen Vorgänge durch einen Mann mit Hand am Munde Fig. 14, alle gewalt-

samen Handlungen durch einen schlagenden Mann Fig. 5, Abstrakta durch die versiegelte Papyrusrolle Fig. 25 determiniert.

Nach allem diesen umfaßt also das altägyptische Schriftsystem folgende vier Zeichenklassen:

1. Wortzeichen, sogenannte Ideogramme, die den Gegenstand ohne Rücksicht auf dessen lautlichen Charakter darstellen (aber auch sehr oft für ein anderes Wort verwendet werden, das die gleichen Konsonanten hat wie jenes).
2. Deutzeichen, Determinative, die dem lautlich geschriebenen Worte nachstehen, um es begrifflich im Bilde zu determinieren.
3. Mehrkonsonantige Zeichen (Silbenzeichen).
4. Einkonsonantige (alphabetische) Zeichen.

Die Zeichen wurden sowohl ornamental (monumentale Inschriften) als auch zu praktischen Zwecken im täglichen Leben verwandt. In letzterem Falle schrieb man sie mit einem Pinsel, den man aus einer an einem Ende gleichmäßig zerdrückten Binse verfertigte. Es liegt nun auf der Hand, daß die ägyptischen Schriftzeichen, die mit dem Pinsel zu praktischen Zwecken hingeworfen wurden, eine ganz andere Entwicklung nehmen mußten als die, welche aus religiösen oder ästhetischen Motiven in den Stein gegraben wurden. Strebten diese immer mehr nach dekorativer Wirkung ohne jede Rücksicht auf Zeit und Mühe, so galt für jene vor allem der Gesichtspunkt der Kürze und Bequemlichkeit. Daher mußten sich dieselben Zeichen je nach ihrer verschiedenen Verwendung notwendig verschieden entwickeln, wobei sie sich schließlich so unähnlich wurden, daß nur noch das Auge des Kenners die praktische Papyrus- und die dekorative Monumentalschrift als identisch erkennen kann.

Es trat also eine Differenzierung ein, insofern die bildhaften Zeichen, die sowohl profanen als religiösen Zwecken gedient hatten, dank ihrer dekorativen Wirkung (und unter dem konservativen Einfluß der Religion) nur für religiöse Zwecke auf Monumenten, aber auch auf Papyrus bis in späte

Zeit beibehalten wurden, während die kursive Form der Aufzeichnung von weltlichen Literaturwerken, Rechnungen, Kontrakten diente.

Ist es uns somit möglich, den Entwicklungsgang der ägyptischen Schrift vollkommen zu überblicken, den stufenweisen Fortschritt von der ideographischen Bilderschrift bis zur unbildhaften Lautschrift mit Sicherheit zu verfolgen, so ist uns doch über die Entstehung der ägyptischen Schrift nichts Näheres bekannt. Annehmen dürfen wir wohl aber, indem wir uns des religiösen Ursprunges anderer Schriftsysteme erinnern und uns die Auseinandersetzungen des ersten Kapitels vergegenwärtigen, daß die ägyptische Schrift auf religiöser Grundlage erwachsen ist. Freilich, das sei nicht verschwiegen, ist diese Behauptung durch das Material direkt nicht zu stützen (vielleicht werden wir immer einer Bestätigung durch Fundstücke entraten müssen), aber eine gewisse Bestätigung für unsere Annahme scheint es zu sein, wenn Bezold im Hinblick auf die hervorragend religiöse Bedeutung sowohl der ägyptischen als auch der babylonischen Schrift (und Kunst) sagt: »So scheinen Kunsterzeugnisse und Schrift als Ausflüsse religiöser Triebe zu gelten.«

Auf **Tafel 37** einige weitere ägyptische Hieroglyphen, die für den Vergleich mit den Charakteren anderer Schriftsysteme interessant sind.

Fig. 14. Determin. für »alles, was mit dem Munde geschieht« (Gebärde!).

Fig. 15. Determ. für »preisen« (Gebärde!).

- » 16. »anbeten« (Gebärde!).
- » 17. »verbergen«.
- » 18. »nicht«, »nicht habend« (Hände in entsprechender Gebärdenstellung; ähnlich wie bei Eskimos).
- » 19. Feld (ähnlich in der Bamumschrift).
- » 20. »Himmel«, auch »oben«.
- » 25. Papyrusrolle.
- » 26. Wasser.
- » 27. Berg.
- » 28. Regen, Tau.
- » 29. Gewässer (Gefäß; ähnlich in Nordamerika).
- » 30. Horizont.
- » 31. Monat.
- » 32. Stadt (Grundplan).

E. Die Schrift der Hettiter¹.

Neben den beiden großen Kulturkreisen des alten vorderasiatischen Orients, dem ägyptischen und dem babylonischen, tritt uns im Norden, hauptsächlich in Kleinasien, noch ein dritter, der hettitische, entgegen. Über ihn und seine Geschichte sind wir noch verhältnismäßig wenig unterrichtet, denn alle Anstrengungen, die Schrift dieser Völkerschaft zu enträtseln, die (von Jensen, Sayce, Messerschmidt) seit 1870, seit dem Jahre, in dem Inschriften zum ersten Male die Aufmerksamkeit nachhaltig erregten, gemacht wurden, sind vergeblich gewesen. Die Ursache dafür liegt einerseits in der Dürftigkeit und Unklarheit der Nachrichten über die Hettiter von seiten ihrer Nachfolger und andererseits in der Kompliziertheit ihres Schriftsystems. Dasselbe setzt sich nach ungefährender Schätzung aus mindestens 200 Zeichen zusammen, deren Zahl mit jeder neuen Inschrift zu wachsen scheint.

Die einzelnen Charaktere, siehe **Tafel 37** Fig. 1 u. 2, sind — was die Entzifferung an sich erleichtern würde — noch richtige Bilder. Sie zeigen Köpfe von Menschen und Tieren, auch ganze Tiere, z. B. Hasen, Vögel, ferner Hände, Füße, Tatzen, dann in großer Zahl Darstellungen von Gegenständen, von denen aber erst wenige, wie das Schwert, verständlich sind. Die Anordnung ist folgende: innerhalb der Zeichen stehen meistens mehrere Charaktere übereinander, die dann wohl von oben nach unten zu lesen sind. Der Richtungsverlauf der Zeilen ist dabei durch die Richtung, in der die Gesichter der Bildzeichen blicken, zu erkennen (denn man darf wohl annehmen, nach Analogie der ägyptischen Schrift, daß die Schrift immer auf die Gesichter hin zu lesen ist), und stellt sich als ein wechselnder heraus, nämlich: die eine Zeile beginnt rechts,

¹ Messerschmidt: »Die Hettiter.« 2. Aufl. 1904 (Der alte Orient« Bd. IV, 1). — Messerschmidt: Mitteilungen der vorderasiatischen Gesellschaft Bd. III 1898 Heft 5; Bd. V 1900 Heft 4/5 (Corpus inscript. hetit.); Bd. VII 1902 Heft 3 (Corpus 1. Nachtrag); Bd. XI 1906 Heft 5 (Corpus 2. Nachtrag). — Sayce: »Proceedings of Biblical Archeology.« 1903: März, Mai, Juni, November, Dezember; 1904: Januar, November; 1905: November.

die nächste links; wenigstens gilt dieses für jene Inschriften, die sich durch genaue Ausführung auszeichnen und wohl als die älteren anzusehen sind. Die jüngeren kursiveren Inschriften weisen eine größere Regellosigkeit auf, was vielleicht darauf hindeutet, daß die Zeichen immer ausschließlicher als Laut-äquivalente, immer weniger als direkte Gegenstandsäquivalente fungierten.

Wieweit die Phonetisierung fortgeschritten war, wieweit noch von Ideogrammen (d. h. Wortzeichen) Gebrauch gemacht wurde, darüber können wir nur Vermutungen haben. Messerschmidt meint, daß es Ideogramme, Determinative und richtige Lautzeichen gäbe.

Die Mischung aller dieser Zeichen macht das ganze System natürlich sehr undurchsichtig, da ein und dasselbe Wort auf ganz verschiedene Weise geschrieben werden kann.

Die einzigen Zeichen, die bisher mit Sicherheit gedeutet sind (Jensens und Sayces Interpretationen haben uns kaum gefördert), sind ein Ring mit einem Quersteg darin, wohl »Gott« bedeutend, und das Bild eines menschlichen Oberkörpers mit Arm und nach dem Gesicht zeigender Hand, das am Anfang vieler Inschriften steht und wahrscheinlich soviel wie »Ich bin« oder »es spricht« (der und der) bezeichnet. Bei beiden Zeichen ist aber die Aussprache völlig unbekannt. Das ist alles, was sich bis jetzt über die Schrift der Hettiter sagen läßt. Es ist nicht unmöglich, daß bei der emsigen Ausgrabungstätigkeit schon in nächster Zeit durch eine Bilingue (wie das bei den anscheinend ganz ähnlichen babylonischen und ägyptischen Schriften der Fall war), die Entzifferung in die Wege geleitet wird.

Allerdings haben wir nun ja auch für das hettitische Schriftsystem in der »Inscription des Tar-rik-tim-me (Tarkudimme)« eine zweisprachige, nämlich babylonisch-hettitische Aufzeichnung (auf einer silbernen Halbkugel von dem Oberteil eines Dolchgriffes), aber leider ist sie zu kurz und bietet in sich zu viel Rätsel, um brauchbar zu sein.

Mehr zu erhoffen ist schon von den Funden, die Hugo

Winckler in Boghazköi, einem Dorfe 5 Tagereisen östlich von Angora, im Sommer des Jahres 1906 machte. Es sind darunter Dokumente aus dem Archiv der Hauptstadt des alten Hettiterreiches, teils in babylonischer, teils in hettitischer Sprache¹.

F. Die altkretische Schrift².

Ebensowenig wie über die Schrift der Hettiter läßt sich über die Schrift der alten Kreter sagen, die auch allen Entzifferungsversuchen getrotzt hat.

Zeichen haben sich namentlich auf Siegelsteinen und in linearkursiverer Ausführung auf Tontafeln gefunden. (Besonders die Entdeckung der tönernen Dokumente machte es zur Gewißheit, daß die Bildzeichen nicht bloß religiöse Symbole, wie R. Zahn meint³, sondern zum größeren Teil richtige Hieroglyphen sind, welche auf den Steinen wohl Titel oder heilige Formeln, auf den Tondokumenten geschäftliche Inhalte bewahren.)

Die Anzahl der bis jetzt entdeckten Schriftzeichen beträgt nach Evans 135; davon befinden sich etwa ein Drittel nur auf Siegelsteinen, ein Drittel nur auf Tontafeln und ein Drittel sowohl auf Siegelsteinen als auf Tontafeln. Einige der Zeichen erinnern stark an ägyptische. Zum Teil mag dieser Parallelismus auf Rechnung allgemeiner, gleicher menschlicher Anlage zu setzen sein. In einigen Fällen aber deuten spezifisch ägyptische Formen mit Bestimmtheit auf kulturelle Einflüsse aus dem Nillande. Hettitische Zeichen sind dagegen bisher nicht nachgewiesen worden. Dem ägyptischen Einfluß, der sich u. a. durch ägyptische Vasenfunde erweist, darf man aber nun nicht

¹ Die hettitische Schrift ist die Mutter einer Reihe zum Teil alphabetischer Schriftarten Kleinasiens geworden, z. B. der cyprischen, lycischen, karischen, pamphyliischen.

² Evans: »Scripta Minoa.« Bd. I. 1910. — Evans: Annual of the British School at Athenes VIII p. 106; IX p. 17. — Journ. of Hellenic Studies: XIV u. XVII u. VI p. 266. 267 (Mackenzie). — Wilhelm Larfeld: »Handbuch der griech. Epigraphik.« Bd. I. Leipzig 1907. S. 330 ff.

³ Arch. Anzeiger 1901 S. 23.

eine zu große Bedeutung zumessen. Das altkretische Schriftsystem ist, wenn auch einiges entlehnt sein mag, im wesentlichen als bodenständig zu betrachten.

Wieweit die Schrift phonetisch, wieweit noch ideographisch ist, läßt sich natürlich nur vermuten.

Evans meint, daß einige Zeichen als Wortzeichen gebraucht wurden, und glaubt, in Kreuzen oder Strichen Worttrenner vor sich zu haben. Die Wiederholung desselben Zeichens mag dabei ideographisch den Plural bezeichnen. Auf komplizierte phonetische Schreibung deutet die Zusammenfügung von Elementen, die ideographisch gelesen, sicher zusammen keinen Sinn ergeben haben können. Zeichengruppen aus sinnverwandten Elementen bestehend, deuten dagegen auf ideographische Komposition. Das häufige Vorkommen schließlich bestimmter Zeichen am Ende darf vielleicht auf den Gebrauch von Determinativen schließen lassen.

Nach den archäologischen Ergebnissen der Ausgrabungen bei Knossos auf der alten Stätte des »Minos-Palastes« stellt Evans drei Hauptperioden der altkretischen Kultur auf, die, soweit sie die Entwicklung der Schrift betreffen, hier am Schluß wiedergegeben sein mögen.

- I. Frühminoische Zeit (vor ca. 2500? v. Chr.). Siegel mit ziemlich primitiven Bilderzeichen. Einige sphragistische Motive erweisen ägyptischen Einfluß (6. Dynastie).
- II. Mittelminoische Periode (ca. 2500 bis 2000? v. Chr.): Siegel mit ziemlich primitiver Hieroglyphenschrift in schon konventionellerem Stil. Später ist eine weitere Fortentwicklung der Schrift nachweisbar, ebenso die Einflüsse der 12. ägyptischen Dynastie. Richtige Hieroglyphen finden sich auch auf wetzsteinartigen Tonbarren aus dem Depot des Palastes. (Mehr lineare Zeichen fanden sich aus der Schlußzeit dieser Periode in einem Tempeldepot.) Bei allen Dokumenten handelt es sich, wie ziffernartige Zeichen (Dezimalsystem) zu zeigen scheinen, zumeist um rechnungsartige Verzeichnisse.

III. Spätminoische Periode (2000—1500 v. Chr.). Die Hieroglyphenschrift ist entgültig ersetzt durch Linearschrift, die sich zumeist auf Tonbarren von zwei bis sieben Zoll Länge und ein halb bis drei Zoll Breite (1600 Exemplare) befindet. Ein Teil derselben ist von mehr quadratischer Form und zeigt eine gewisse Verwandtschaft mit babylonischen Tontafeln. Die Schriftrichtung ist stets rechtsläufig. Zwischen den Wörtern finden sich Trennungsstriche, ebenso zwischen den Zeilen. Die einzelnen Charaktere zeigen in manchen Fällen noch Anklänge an die alten Bildzeichen.

Einige Inschriften mit Tinte auf Vasen scheinen auf die gleichzeitige Verwendung von Papyrus- und ähnlichem Material zu Schreibzwecken schließen zu lassen. Auch bei der Mehrzahl dieser Dokumente handelt es sich wohl um Verzeichnisse (deren Schlüssel mitunter durch bildliche Figuren gegeben zu sein scheint). Alle Dokumente werden ursprünglich in (durch Tonsiegel verschlossenen) Kisten von Ton, Holz, Gips verwahrt.

Das ist im wesentlichen alles, was sich bis jetzt über die altkretische Schrift sagen läßt. Auf Tafel 36 (oben) einige Proben von Zeichen, die sich sowohl auf Siegelsteinen als auch Tontafeln gefunden haben. Es ist ausnahmslos die deutlichere Form der Siegelzeichen gewählt worden. Fig. 1: Auge (auch Aufsicht, Inspektion?, sehr häufig mit Fig. 7 zusammen); Fig. 2: gekreuzte Hände (Gebärdensprache!); Fig. 3: gebeugter Arm mit gespreizten Fingern; Fig. 4: Bein; Fig. 5: Axt; Fig. 6: Pfeil (eines der häufigsten Zeichen); Fig. 7: Kelle (das am häufigsten vorkommende Zeichen); Fig. 8: Torweg, Pforte (vielleicht Titelzeichen im Sinne von Wächter, Bewahrer, ähnlich wie im Ägyptischen); Fig. 9: Ochsenkopf; Fig. 10: Pflug; Fig. 11: Doppelaxt (sehr häufig insbesondere bei religiösen Darstellungen, vielleicht Titelzeichen); Fig. 12: Gefäß (ähnl. ägypt.); Fig. 13: Haus?; Fig. 14: Baum; Fig. 15: Pflanze; Fig. 16: Schlange; Fig. 17: Stern, Sonne?; Fig. 18: Sonne; Fig. 19: Mond; Fig. 20: Berge?





Schluß (das Ergebnis).



Blicken wir am Schluß unserer Ausführungen noch einmal zurück. Wir beschrieben und erklärten im ersten Kapitel eine Anzahl von Einrichtungen, die einerseits (Ortszeichen, Zählzeichen, Eigentumszeichen, Abzeichen, Gegenstandsschriften) Analogiebildungen zur Schrift, was deren Zweck anbetrifft, sind; denn sie dienen wie diese der Mitteilung, der Gedächtnisstütze, bereiten also gleichsam den Gebrauch einer mnemotechnischen Symbolik, wie ihn die Schrift zu so hoher Vollkommenheit bringt, vor. Andererseits lernten wir die den religiösen Darstellungen an Vollkommenheit voranstehenden, spielmäßigen Zeichnungen (die der Schrift technisch, d. h. was die Ausführung anbetrifft, nahestehen) kennen und sahen, daß aus ihnen sich nicht — wie früher angenommen — ein mitteilendes Zeichnen entwickelt.

Mit den magischen Symbolen im letzten Abschnitt des ersten Kapitels kamen wir dann zu den eigentlichen Ahnen der Schrift. Es handelte sich bei ihnen um Elemente, die im Gegensatz zu den spielmäßigen Zeichnungen (in denen jeder Primitive kraft der mangelnden Abstraktionsfähigkeit ganz willkürlich etwas nur für ihn Bedeutungsvolles hineinsieht) eine feste und dabei allgemeinere, abstraktere Bildbedeutung haben; denn die magischen Symbole fielen ja als Objekte der Religion, deren konservativem Einfluß anheim. Sie wurden also stets in gleicher Weise angewandt und ausgeführt. Das aber hatte zur Folge, daß ihre Bedeutung sich befestigte, und daß dabei die Bedeutung als etwas über dem Augenblicklichen,

Besonderen stehendes, d. h. Allgemeines, Abstraktes erfaßt wurde; so zu Elementen einer mnemotechnischen Symbolik in hohem Grade geeignet, konnten sie vom Primitiven dazu um so eher verwandt werden, als für lange Zeit nur religiöse Inhalte der Aufzeichnung, Niederschrift für wert gehalten wurden. Dieser Vorgang des Zweckwandels der magischen Symbolik zum ideographischen Zeichen mag dabei in der Weise vor sich gegangen sein, daß sich anfangs eine kultische Handlung, ein Zaubergesang usw. auf sie bezog (das Bild wurde besungen, bezaubert, um eine besondere Wirkung auszuüben), daß später aber die Symbole zu Erinnerungszeichen für den Zaubergesang oder die kultische Handlung usw. wurden.

Im zweiten Kapitel wurden die einzelnen Bilderschriften, wie sie sich auf der Erde finden, besprochen. Es zeigte sich dabei, wie noch lange Zeit die Bilderschrift fast ausschließlich religiösen Zwecken diene. Die immer verschiedenartigere Anwendung der Bilderschrift brachte aber nach und nach mit sich, daß ihre Ausdrucksmittel weiter ausgestaltet wurden, einerseits durch Angliederung der beim spielmäßigen Zeichnen erlernten Formen, andererseits durch Verwendung gebärdensprachlicher Elemente. Letzteres konnte geschehen durch direkte graphische Fixierung der Gebärde oder durch Zeichnung einer Figur im Augenblick, wo sie eine bestimmte Gebärde ausführt. Die besondere, vorwiegend motorische Veranlagung des Negers, die sich ja auch durch die Länge der Extremitäten kundgibt, veranlaßte die Bildung des ersten Typus in Afrika. Die Notwendigkeit, ein zur Mitteilung an Abwesende wohlgeeignetes System zu schaffen, wie es die harten Lebensbedingungen des Eskimo nötig machen, dabei die Unfähigkeit (infolge mangelnder Abstraktionsfähigkeit), schon eine Lautschrift zu schaffen, erklärte uns die Bildung des zweiten Typus in Nordamerika.

Im dritten Kapitel wurde schließlich die höchste Stufe der Schrift, die Lautschrift, untersucht.

Infolge der im Laufe fortschreitender Entwicklung immer vielseitigeren Verwendung der Ideographie mußte diese immer

spezieller charakterisierende, detaillierende Bilder schaffen. Da aber dadurch eine große Vieldeutigkeit entstanden wäre, die Sprache aber andererseits schon wegen ihrer viel häufigeren Anwendung viel eher spezieller charakterisierende, detaillierende Ausdrücke geschaffen hatte, suchte sich die Bilderschrift an sie anzulehnen. Anfangs gab man so mit dem Bilde eines Gegenstandes nur das Wort eines homonymen, gleichnamigen Objektes wieder. Später ging man zu weiterer lautlicher Zergliederung und Sprachangleichung der Bilderschrift über. Vorbereitend diesem Akte mögen Wortspiele, Reime, Geheimsprachen (durch Austausch von Silben) gewesen sein, denn hierbei wurde schon eine lautliche Zergliederung vorgenommen bzw. auf die Möglichkeit einer solchen hingewiesen.

Durch den nun immer mehr zunehmenden lautlichen Charakter der Schrift wurde die Figürlichkeit, Bildhaftigkeit unnötig, da man nicht mehr den Gegenstand selbst wiedergab, sondern irgendeinen dem Gegenstand mehr oder weniger entsprechenden Laut. So entstand schließlich unter zahllosen Abwandlungen der Formen und des Lautwertes die Schrift, der wir uns heute bedienen.



Anhang.



Schriftentlehnung.

Sechsmal ist es auf der Erde, soweit sich bis jetzt überblicken läßt, zur selbständigen Bildung von Lautschriften gekommen¹, und alle die unzähligen Schriftsysteme, die sich namentlich in Asien finden, sind zumeist Abwandlungen des einen oder andern der oben besprochenen Schriften.

Namentlich das phönizische Alphabet — einige leiten seinen Ursprung von der ägyptischen, andere von der babylonischen Schrift her² — hat die Bildung einer Unzahl von Tochter-systemen veranlaßt. Es ist die Mutter der aramäisch-syrischen, hebräisch-arabischen, himjaritischen Schrift geworden. Aus dem arabischen ging dann wieder das afghanische, persische, hindustanische Alphabet und aus dem späteren syrischen Alphabet die Schrift der uigurischen Türken und aus dieser endlich die Schrift der Mandschu und das mongolische Alphabet hervor. Von der himjaritischen Schrift stammen weiter das äthiopische, libysche und andere semitische Alphabete Nordafrikas. Aus einer alten Form des aramäisch-syrischen ging

¹ Es ist auffällig, daß vier, d. h. zwei Drittel der selbständigen Schriftsysteme, nämlich das kretische, ägyptische, hettitische, babylonische in nicht großer Entfernung voneinander entstanden sind. Das drängt einem die allerdings nicht beweisbare Vermutung auf, daß kulturelle Wechselbeziehungen in vielleicht ideographischer Zeit stattgefunden haben. — Wie dem auch sei, das Wort des Physiologen Ludwig, der meint, die Abstraktion des Lautes von der Sprache könne nur einmal auf der Erde erfolgt sein, besteht nicht zu recht.

² Zimmern hält es für ein »mixtum compositum aus babylonischen und ägyptischen Elementen« vgl. Zeitschr. d. Morgenländ. Gesellsch. Bd. 50. 1896. S. 670.

schon früh die Zend- und Pehlewi-Schrift in Iran und wahrscheinlich auch das alte Sanskrit-Alphabet, das seinerseits die Mutter des Páli-Alphabets der Buddhisten und der meisten für die jetzigen Sprachen Indiens üblichen Schriften wurde: Bengali, Gudscherati, Telugu, Kanaresisch, Sindhi; ja die Derivate der phönizischen Buchstaben gelangten mit dem Buddhismus nach Tibet, Korea und nach den Inseln und dem Festlande von Hinterindien, wo sie freilich am stärksten verändert wurden.

Auch das griechische Alphabet geht auf das phönizische zurück. Aus dem griechischen bildeten sich dann wieder die italienischen Schriftsysteme (etruskisch, umbrisch, oskisch, faliskisch, lateinisch), das gotische des Ulfilas, das armenische, georgische, koptische, zyrillische (Mutter des russischen) und wohl auch das Runenalphabet der germanischen Stämme.

Für die vorliegende Arbeit sind diese unzähligen Sekundärbildungen ohne Bedeutung. Ihre Beschreibung gehört mehr in das Arbeitsgebiet der Philologie.

Von Interesse für die Ethnologie dagegen ist die Art der Entlehnung und die Art der Verwendung des rezipierten Schriftsystems, dann auch der Gebrauch von Bilderschriften bei Völkern, die ein vollkommenes Schriftsystem besitzen, denn hierbei sind überall dieselben Motive wirksam, die auch auf die selbständige Schriftbildung von Einfluß waren.

Wenden wir uns zunächst der Frage nach der

Verwendung von Bilderschriften bei schriftbesitzenden Völkern

zu. Dadurch, daß sich ein Volk das Kulturgut, z. B. die Schrift eines anderen höherstehenden aneignet, findet eine Entwicklungsbeschleunigung statt, die nach der gewöhnlichen Annahme in dem Überspringen von Entwicklungsstadien wenigstens auf einigen Kulturgebieten — z. B. eben der Schrift — besteht. Dem kann nun allerdings nur mit einem gewissen Vorbehalt zugestimmt werden, *denn da viele Angehörige des rezipierenden Volkes noch nicht die genügende Reife für das neue Kulturgut haben, werden sich starke Unterströmungen geltend*

machen, welche, fassen wir die Schrift insbesondere ins Auge, den früheren ideographischen oder rebusartigen Stadien entsprechende Bildungen hervorrufen. Man hat diese allerdings, wie uns scheint, bisher nicht immer vom richtigen Gesichtspunkte aus betrachtet.

Was sind aber, um nur ein Beispiel zu streifen, ein großer Teil der frühen deutschen sogenannten Handschriftenillustrationen (über monumentale Bilderschriften s. u.) anderes als echte rechte Ideographien, d. h. mnemonisch, nicht so sehr ästhetisch gewürdigte Darstellungen¹.

Betrachten wir einmal die Bilder des Kodex von Tours (Zeit der Karlinge), die die Genesis 1—4 vorführen. Die Szenen sind darin ganz wie bei Bilderschriften (vergl. z. B. Minahasa-Bilderschrift) einerseits in Zeilen (»Bildstreifen«) zerlegt, andererseits regelmäßig durch Bäume voneinander getrennt, so daß sie gleichsam Satzäquivalente bilden, die in einer ganz bestimmten Reihenfolge, nämlich bustrophedonartig, angeordnet und dementsprechend zu lesen sind. Für Konkreta (Wolken, Wellen, Pflanzen) sind dabei in dieser, mehr aber noch in späteren Bilderschriften ganz bestimmte schematische (nur die Haupteigenschaften des Objektes charakterisierende) Formen in Gebrauch, die in der Tat stark an Hieroglyphen herangehen², und auch zur Veranschaulichung von Abstrakten bedient man sich eines Verfahrens, das uns schon von den reinen Ideographien her bekannt ist.

Im Sachsenspiegel (1215—1235)³ werden z. B. Abstrakta, wie Unterwürfigkeit, Verehrung, Staunen, Schrecken, Trauer, Befehl,

¹ Karl Lamprecht sagt in diesem Sinne: »Die deutsche Illustration des Mittelalters entsteht aus dem vermehrten Bedürfnis der Belehrung in Laienkreisen auch ohne Kenntnis der Schrift« (Repertorium für Kunstwissenschaft VII, 408). — *Eine gewisse Unreife für die Schrift zeigt sich in der »Leichtigkeit, mit der germanische Einbildungskraft sich sogar die Buchstaben belebt vorstellte«.* — »Vom P heißt es in einer angelsächsischen Quelle: Der Kampffeld hat eine lange Rute mit goldener Spitze, und stets schwingt er sie gegen den grimmigen Feind.« — Lamprecht: »Dtsch. Gesch.« Bd. II 1909 S. 193, und Ebert, Literaturgesch. 3, 93.

² Vgl. Kautzsch: »Die deutsche Illustration.« Leipzig 1904.

³ Grimm: »Deutsche Rechtsaltertümer.« Göttingen 1881. S. 202. — Karl von Amira: »Die Dresdener Handschrift des Sachsenspiegels.« Leipzig 1902.

meist pantomimisch, d. h. durch eine menschliche Figur, die die entsprechende Gebärde vollführt, ausgedrückt (wobei man sich nicht scheut, wenn eine Figur mehr als eine Handlung versinnbildlichen soll, deren jede an der Hand bezeichnet werden muß, ihr drei, vier oder mehr Arme zu geben).

Einige dieser determinierenden Darstellungen sind ganz gleich den Hieroglyphen der oben besprochenen Bilderschriften gebildet; so wird z. B. Sprechen, Sehen, Hören ausgedrückt durch Fingerdeuten auf Mund, Auge, Ohr (vgl. die analogen Zeichen der nordamerikanischen Indianer und alten Ägypter).

Neben diesen nachbildenden Zeichnungen gibt es dann noch im Sachsenspiegel und in anderen Handschriften eine große Fülle von rein symbolischen, die namentlich der Rechtssymbolik entlehnt oder unter dem Einfluß metaphorischer Ausdrücke¹ entstanden sind. Der Tag wird durch die Sonne, der Monat durch den Mond, fahrende Habe durch Vieh, Heergeräte durch ein Schwert, die Gerade durch eine Schere, der Friede durch eine Lilie dargestellt, usw.

Noch am Ende des 13. Jahrhunderts findet sich in Deutschland diese Hieroglyphenschrift im Gebrauch², und zwar besonders zur Darstellung von Landschaften, die, wie Kautzsch sich ausdrückt, »stenographisch« (ideographisch) behandelt werden. Eine Tür, ein Turm müssen nach dem Prinzip pars pro toto genügen, um der Reihe nach die verschiedensten Städte, Bauten anzudeuten ohne irgendwelche Rücksicht auf Größenverhältnisse. Später verschwindet dann die ideographische Darstellungsweise immer mehr. Halten tut sie sich nur in Bilderkalendern, wie sie bis ins 15., 16., ja 17. Jahrhundert hinein auf dem Lande in Gebrauch waren.

Die Art und Weise, wie in ihnen die Festtage verzeichnet

¹ Vgl. J. B. Friedrich: »Geschichte des Rätsels.« Dresden 1860. — Breysig: »Wörterbuch der Bildersprache.« Leipzig 1830.

² Auch bei den Chinesen finden sich gelegentlich noch echte Bilderschriften. Vgl. z. B. P. Stenz im Globus Bd. 79 S. 12: »Die Gesellschaft vom großen Messer«, wo Mitteilungen über das teilweise sogar in rebusartiger Bilderschrift verfaßte heilige Buch der Boxer gemacht werden.

werden (der Vergleich mit den mexikanischen Festkalendern drängt sich unabweisbar auf), ist so lehrreich, daß es sich verlohnt, einige Beispiele anzuführen¹.

Der Tag der Heiligen drei Könige wird z. B. dargestellt durch drei Kronen;

der St. Antoniustag durch zwei Glocken auf einem T-förmigen Gerüst, dem ägyptischen Antonikreuz;

der St. Andreastag durch ein Andreaskreuz. (Bei diesem wie bei dem vorigen Beispiele hat man den Eindruck, als ob der Verfasser des Kalenders bei der Wahl des Symbolen weniger an die vorstellungsmäßigen Zusammenhänge zwischen dem Namen des Heiligen und dem Symbol als an den Gleichklang des Symbolnamens und Heiligennamens gedacht hätte, als ob also ein auf etymologischer Verwandtschaft beruhender Lautrebus gebildet wäre);

der St. Sebastianstag, der Legende des heiligen Sebastian entsprechend, durch eine mit Pfeilen gespickte Figur;

Mariä Lichtmesse durch eine Frau mit brennenden Kerzen;

der St. Erasmustag durch Bischofstab und Winde (nach der Legende wurden dem Märtyrer unter Diokletian die Eingeweide mit einer Winde entrissen);

der Johannestag durch Lamm und Glaubensfahne;

der Ulrichstag (Patron der Brunnen und Quellen) durch einen Fisch;

der St. Katharinentag (diese Märtyrerin sollte gerädert werden, wurde aber enthauptet, weil das Rad in der Hand des Henkers zerbrach) durch ein gezacktes Rad.

Bilderschriftliche Darstellungen auf Monumenten scheinen viel seltener gewesen zu sein als in Handschriften, Kalendern usw.; das mag seinen Grund darin haben, daß auf Monumenten mehr die dekorative Wirkung als inhaltliche Vollständigkeit angestrebt wurde.

¹ Vgl. Karl Brunner: in Zeitschr. des Vereins für Volkskunde XIX (1909) S. 253. — Paul Heintz: »100 Kalender-Inkunabeln.« Straßburg 1905. Tafel 80. — Riegl: »Die Holzkalender des Mittelalters und der Renaissance.« 1888. S. 82 ff. — Henne am Rhyn: »Deutsche Kulturgeschichte.« — In diesen Kalendern ist sogar ein eigenes Ziffernsystem herausgebildet worden.

Ein Beispiel schon aus sehr früher Zeit, das sogar besser als die oben angeführten handschriftlichen Piktographien den Gebrauch einer richtigen Bilderschrift beweist, ist uns indessen bekannt geworden und möge, da es bisher kaum beachtet worden ist, genauer beschrieben werden.

Es ist ein Grabstein, der angeblich beim Bau der bekannten Michaeliskapelle in Fulda (820—822) gefunden und in die Wand eingemauert wurde.

Auf Tafel 38 die Photographie des Steines. Dargestellt ist die ganze Leidensgeschichte Christi. Links oben das Kreuz mit der Dornenkrone; am linken Querbalken darüber die drei Nägel und der Hammer, mit denen Christus gekreuzigt wurde; daneben der Hahn, der dreimal krächte, als Petrus den Heiland verleugnete; darunter das Gewand und Tuch Christi und die Würfel, mit denen die Kriegsknechte losten; rechts davon ein Eimer und ein Stab (von einer Hand gehalten) für den Schwamm, mit dem der Gekreuzigte getränkt wurde. Auf der rechten Hälfte eine Lanze (mit der die Landsknechte Christus in die Seite stachen), daneben 7 Fußspuren, den Leidensweg, und 30 Kreise, die 30 Silberlinge bedeutend, um die Judas den Heiland verriet. Rechts davon der Verräter selbst, wie er Christus küßt, und darüber Folterwerkzeuge, Ruten usw., mit denen Christus gepeinigt wurde.

Auf der unteren Hälfte ist die Kreuzabnahme szenenhaft dargestellt; aber am Fuße des Kreuzes sind wieder einige Gegenstände piktographisch eingefügt: Keule, Zange, Schwert usw., Geräte der Landsknechte¹.

Aus diesen Beispielen dürfte mit genügender Deutlichkeit hervorgehen, daß ein Teil der frühen deutschen Kunst nicht reine, sondern angewandte Kunst, d. h. aber Piktographie ist,

¹ Richtige Piktographien auf Grabsteinen finden sich auch in den frühchristlichen Katakomben. Bei ihnen wird in ausgiebiger Weise die alte heidnische Symbolik verwandt. Eine Palme bedeutet z. B. Sieg, ein Ölzweig = Friede, ein Baum = das Paradies, ein Lamm = den Heiland, ein Fisch (Delphin, in den Mythen der Alten trägt er die Seelen der Toten zu den Inseln der Seeligen) = Seelenretter Jesus. Weiter finden sich Anker, Kreuz, Pfau u. a. mit naheliegender Bedeutung. Vgl. André Michel: »Histoire de l'Art« Paris 1905. Bd. I Teil 1 S. 15—37.

also der ersten Stufe der Schrift, der Ideographie, entspricht. In dieser Ansicht wird man noch bestärkt, wenn man bemerkt, daß sogar *Ansätze vorhanden sind, diese Ideographie zu einer Lautschrift weiterzuentwickeln, mit den bildlichen Darstellungen nicht nur Vorstellungen, sondern (unter Benutzung etymologischer Verwandtschaft) Laute, Wörter, entsprechend dem Rebusstadium der Schrift, auszudrücken*, so z. B. im Sachsenspiegel.

»Wenn der Lehensmann seiner Schaffruhe genießt, so stützt nicht nur er selbst schlafend seinen Kopf in die Hand, sondern über ihm ‚ruht‘ auch sein ‚Schaff‘.

Der Sachse hält ein Messer, den »Sachs« in der Hand, die »Schöffenbar«, freie Frau, ein Schiff, der Biergelde einen Schöpfkübel (Biergelte), und beim Schwertmagen befindet sich ein Schwert« (Karl v. Amira)¹.

Derartige Lautangleichungen, Phonetisierungen der bildlichen Darstellung sind in Deutschland indessen nur spärlich. In größerem Umfange finden sie sich dagegen in romanischen Ländern, deren Völker homonymreiche Sprachen (man denke nur an Cent, sans, sang usw.) reden; so in Frankreich.

Um 1500 z. B. erschien »La prière vierge« ganz, im 16. Jahrhundert größere Teile der vier Evangelien sowie der »Tractatus colloqui peccatoris« ganz in Rebuschrift, und in der Pikkardie wurden sogar, angeregt durch sprichwörtliche Wortspiele, Inschriften auf Grabsteinen in dieser Weise ausgeführt².

Daß es sich hierbei nicht um »alberne Spielereien« handelt, wie häufig angenommen wird, dürfte aus diesen Beispielen zur Genüge hervorgehen. Später artet dann allerdings die Rebusaufzeichnung, wie alle kulturellen Einrichtungen, die überlebt sind und keine ernsthafte Anwendung mehr erfahren, ganz in

¹ Ähnliches in dem »Bilderkreis zum wälschen Gast« des Thomasin von Zerclaere, wo der Begriff »maßhalten« durch den ähnlich lautenden (allerdings auch sinnverwandten) Begriff des »Messens« pantomimisch dargestellt wird. Vgl. die Ausgabe von v. Oechelhausen. Heidelberg 1890.

² Vgl. F. R. Hoffmann: »Grundzüge einer Geschichte des Bilderrätsels.« Berlin 1869. — Octave Délepiere: »Essai historique et bibliographique sur les rébus.« Londres 1870. — Johannes Ochmann: »Zur Kenntnis des Rebus.« (Programm des kathol. Gymn. zu Oppeln). Oppeln 1861.

Scherz und Spiel aus, und eben als gesellschaftliches Spiel mag der Rebus von den Franzosen sich im 17. Jahrhundert über das ganze Europa¹ bis in die slawischen Länder ausgebreitet haben.

Eine ernsthaftere Verwendung fand der Rebus späterhin nur noch in den redenden Wappen, z. B. der Bär im Wappen Berlins (schon seit 1280), der Mönch Münchens, das Rad Ratibors, die Henne Hennebergs, das halbierte Feld von Halberstadt, der Dachs des Hauses Taxis, der Auerochse der Grafschaft Auersperg usw.², oder in Personalzeichen von Malern und Graveuren, z. B. der Krug des Malers Krüger (schon 15. Jahrhundert), der Zuber des Malers Zuberlin (schon 16. Jahrhundert), usw.

Auch die reinen ideographischen Darstellungen endeten schließlich als Spiel, und eben als ein letzter scherzhaft gewendeter Gruß mögen die bildlichen Darstellungen der menschlichen Altersstufen durch Tiere angesehen werden, wie sie im 14. und 15. Jahrhundert üblich waren (z. B. die Lebensalter des Mannes: 10 Jahre — Geisböckchen, 20 Jahre — Kalb, 30 Jahre — Stier, 40 Jahre — Löwe, 50 Jahre — Fuchs, 60 Jahre — Bär, 70 Jahre — Hund, 80 Jahre — Kater, 90 Jahre — Esel, 100 Jahre — Gänserich. Lebensalter der Frau: 10 Jahre — Küchlein, 20 Jahre — Wiedehopf, 30 Jahre — Pfau, 40 Jahre — Gluckhenne, 50 Jahre — Kranich, 60 Jahre — Gans, 70 Jahre — Adler, 80 Jahre — Eule, 90 Jahre — Fledermaus).

Wenden wir uns nun der zweiten Frage zu nach der anfänglichen

Verwendung des rezipierten Schriftsystems.

Wo nicht der Einfluß des gebenden Volkes so stark ist, daß er auch bedürfnisändernd wirkt, wird das rezipierte Kultur-element in einer Weise gebraucht werden, die keineswegs unseren Zweckmäßigkeitsanschauungen entspricht. Man wird weniger schreiben, um Mitteilung zu machen, um Daten des

¹ Für Deutschland vgl.: Harsdörfer: »Frauenzimmer Gesprächspiele (d. h. Rebusse, so bey Ehr- und Tugendliebenden Gesellschaften mit nützlicher Ergetzlichkeit beliebt und geübt werden mögen« 1640.

² Vgl. auch den gallischen Hahn (gallus).

praktischen Lebens festzuhalten, sondern man wird mit den erlernten Zeichen magisch-religiöse Inhalte (Zauberformeln) bewahren oder gar direkt einen Zauber ausüben wollen, wenn die Schrift überhaupt eine andere als nur spielmäßige Verwendung erfährt.

Vieles deutet z. B. darauf hin, daß die Runen, die nach Wimmer auf ein lateinisches Alphabet¹, nach von Friesen und Bugge auf das griechische Alphabet zurückgehen, fast ausschließlich magischen Zwecken dienen. Dementsprechend sind zusammenhängende Schriften von den Germanen des Kontinents nur selten und auch in England nicht übermäßig häufig. Viel sind dagegen Schmuckstücke gefunden worden, die durch die Runen den Wert von Amuletten bekamen.

Wie sich der alte Germane die Wirkung dieser Zeichen dachte, das lehren uns am besten die Worte, die Brunhilde (in der Edda) an den Sigurd Fafnirsbane richtet, als sie ihn in die Zaubergewalt der Runen einweihet².

»SiegRunen sollst du wissen,
Willst du Sieg erwerben,
Ritzend auf des Schwertes Griff;
Andre ritz' auf die Klinge,
Und zweimal rufe Tyr.
SturmRunen sollst du wissen,
Willst du dein Segelroß
In der See geborgen haben.
Auf den Bug sollst du sie ritzen
Und auf des Steuers Blatt.
DenkRunen sollst du wissen,
Willst du weiser werden denn andere.
Odin hat diese Runen
Selbst sich erdacht.«³

¹ Lamprecht: »Deutsche Geschichte.« 4. Aufl. 1906. Bd. I. S. 129. — L. F. A. Wimmer: »Die Runenschrift« (übersetzt von F. Holthausen). — H. Paul: »Grundriß der germanischen Philologie.« Bd. I (2. Aufl.) S. 248 ff. — Dem Ethnologen erscheint es heute schier unbegreiflich, wie überhaupt auch nur einen Augenblick einem Volk von der Kulturhöhe der Germanen schon die Schöpfung einer Lautschrift (die die Abstraktion des Lautes aus der Sprache voraussetzt) zugemutet werden konnte.

² Vgl. auch: »Isländische Zauberzeichen.« Zeitschr. für Volkskunde. Bd. XIII S. 27 f. u. 154 (Tafel III).

³ Nach Lamprecht: »Dtsch. Gesch.« Bd. I.

Wenn nun aber sogar rezipierte Schriften von einem urzeitlichen Volke magischen Zwecken dienstbar gemacht werden, um wieviel wahrscheinlicher erscheint es nun, daß auch die selbständigen Schriftsysteme einst auf magischer Grundlage erwachsen¹.

Zum Schluß ein Wort über den

Vorgang der Entlehnung.

Von der Schriftentlehnung können wir drei Grade unterscheiden:

1. das fremde Schriftsystem wird unverändert übernommen;
2. das Prinzip der Schrift wird erfaßt, und aus den (unverstandenen) Buchstaben wird ohne Rücksicht auf deren Bedeutung ein neues System gebildet.
3. das Prinzip der Schrift wird erfaßt, und es wird ein neues System mit neuen Formen geschaffen; dabei können
 - a) ideographische Bilderschriften,
 - b) phonetische Schriften,
 - c) gemischte Schriften

entstehen.

Im folgenden ist eine Zusammenstellung aller Schriften der zweiten und dritten Entlehnungsklasse gegeben worden; darunter befinden sich ein amerikanisches, zwei afrikanische, ein asiatisches und ein europäisches System.

Bemerkenswert für diese »Schrifterfindungen« ist, daß in den meisten Fällen nicht so sehr ein praktisches Bedürfnis der Anlaß war als vielmehr der Wunsch, durch ein Mittel, das mehr als Kennzeichen denn als Vorbedingung höherer Kultur erscheint, dem Kulturvolke gleich zu werden.

Wie weit einige der indonesischen Schriften (Battak?) allmähliche Umwandlungen indischer oder Entlehnungen der

¹ Sogar noch zur christlichen Zeit war die Schrift vorwiegend Dienerin der Religion. Die Bibel galt lange Zeit als »das« Buch schlechthin (NB. »Biblos« und »Heilige Schrift«), und zur Zeit Karls des Großen bedeutete Clericus sowohl »Pfaffe« als auch »Schreiber« (vgl. auch das französische Clerc = Schreiber eines Rechtsanwaltes und das englische Clerk = Kommiss).

3. Klasse sind, scheint uns noch nicht mit genügender Sicherheit erforscht.

In der Schrift der Lolos¹ und Miautze² der Urbewohner Chinas, haben wir wohl sicher direkte Übernahmen vor uns.

Übersicht des Abschnittes:

- a) Die Schrift der Vei.
- b) Die Schrift von Bamum.
- c) Die Schrift der Cherokee.
- d) Das Ogham.
- e) Die persische Keilschrift.
- f) Gelegenheitsbilderschriften.
- g) Die Pasigraphien.

a) Die Schrift der Vei³.

Im Jahre 1834 schuf der Vei-Neger Momoru Doalu Bukerē⁴ eine Schrift für die Sprache seines Volkes (s. Tafel 39, 2. Serie). Die Anregung dazu waren europäische und mohammedanische Schriften, die Momoru mehrfach gesehen hatte, ohne sie selbst zu verstehen, die ihn aber das Prinzip des Schreibens erfassen ließen.

Die einzelnen Zeichen seines Systems sind meist echte Silbenzeichen (s. Tafel 39, 2. Serie). Einige Ansätze zu weiterer lautlicher Zergliederung sind indessen vorhanden. Da (wie in allen isolierenden Sudansprachen) die Vokale a, e, i, o, u und die Nasale m und n als Vertreter einer selbständigen Wurzel

¹ Vgl. Paul Vial: »Les Lolos.« Changhai 1898. p. 39—67.

² Terrien de Lacouperie: »A new writing from South western China.« (The Academy 19. Februar 1887.)

³ Vgl. besonders Meinhofs Aufsatz in Zeitschr. für ägypt. Sprach- und Altertumskunde. 1912. — Délafosse: »Les Vaï, leur langue et leur système d'écriture.« (L'anthropologie Bd. X S. 129—151 u. 294—314. 1898.) — S. W. Koelle: »Outlines of a grammar of the Vei-language.« London 1854. p. 229—256. — Steinthal: »Die Mandé-Negersprachen.« Berlin 1867. S. 257—266. — Oskar Baumann: »Zur Kenntnis der Wai-Neger.« Globus Bd. 52 S. 238 f.

⁴ Ein Vei-Neger, den Verfasser kennen lernte, gab übrigens als Erfinder einen Häuptling namens Dualkeikolo an.

oft genug vorkommen, sind nämlich auch für sie besondere Zeichen geschaffen, und zwar für die drei Nasale ein identisches Zeichen. Es handelt sich hier also wirklich um Buchstabenzeichen, die aber, wie Meinhof betont, nur als Silbenzeichen gebraucht werden.

Die Formen der Zeichen stehen im allgemeinen in keinem Zusammenhang mit ihrem Sinn; nur in ganz wenigen Fällen haben sie bildlichen Charakter, z. B. *dsi* = Wasser (s. Tafel 39, 2. Serie), *bili* = geflügelte Termiten, *pi* = fliegen (zwei Flügel) und *dsa* = Auge (Nase, Mund, Augenbrauen und Auge angedeutet).

Ob früher noch mehr Zeichen Bilder waren, läßt sich jetzt schwer entscheiden. Möglich wäre es ja, daß die erfundene Lautschrift auf eine autochthone Bilderschrift aufgepfropft worden wäre; darauf würden vielleicht auch einige wenige Zeichen deuten, die mehrsilbigen Worten (z. B. *taro*, *sediga*, *seli*, *bili*) entsprechen. Die ältesten uns überlieferten Zeichen (1849) machen indessen keineswegs den Eindruck einer Bilderschrift, was natürlich nicht ausschließt, daß im Laufe der ersten zehn Jahre des Schriftgebrauches die Bilder durch Abnutzung erst unkenntlich geworden sind.

Die Veränderlichkeit der Zeichen ist ja in der Tat sehr groß.

Vergleicht man z. B. die Zeichen, die von Forbes und Norris im Jahre 1849 publiziert wurden, mit denen, die Délafosse 1889 mitteilt, so erkennt man eine Variabilität, welche zu der relativen Konstanz bodenständiger Schriftsysteme in augenfälligem Gegensatz steht.

Als Délafosse den Vei-Negern die Forbesschen Zeichen vom Jahre 1849 vorwies, machte ihnen die Lesung direkt Schwierigkeiten. »Das ist alte Schrift,« wurde dem Reisenden gesagt, »so schrieb man früher, aber jetzt werden viele dieser Buchstaben nicht mehr gebraucht, statt dessen andere. Wir können sie lesen, weil unsere Großeltern so schrieben und unsere Eltern sie kannten; aber von den jungen Leuten von heute werden viele sie nicht mehr verstehen, selbst die, die flott zu lesen vermögen.«

Neben diesen zeitlichen finden sich dann auch örtliche und, wie Verfasser an einem Vei-Neger feststellen konnte, individuelle Verschiedenheiten. Die Schrift ist eben, wenn auch von einem Vei geschaffen und von einer sehr großen Zahl von Stammesangehörigen angenommen, doch etwas Fremdes, noch nicht in der Kultur fest Verankertes und deswegen noch nicht in genügendem Maße den konventionalisierenden Einflüssen unterworfen.

Auch ihre Verwendung weist daraufhin, daß es sich nicht um ein autochthones, sondern um ein rezipiertes Kulturgut handelt, das der Neger keineswegs fähig ist im ganzen Umfange auszunutzen. Wie aus den Mitteilungen meines braunen Gewährsmannes hervorgeht, schreibt man nämlich (wenn es auch Bücher, Rechnungen usw. gibt) im allgemeinen mehr aus einer gewissen Freude am Schreiben selbst, etwa wie ein Schüler, der auf seine neue Kunst stolz ist, als um praktischen Bedürfnissen zu genügen.

Diese ganze Auffassung, welcher die Schrift eben mehr ein Merkmal höherer Kultur als ein Hilfsmittel für dieselbe ist, äußert sich auch in Kriegen, zu welchen sie Anlaß gab. Das den Vei benachbarte Volk der Gura, die Erhebung des »Buchvolkes« fürchtend und ihm seine Errungenschaft neidend, überfiel es und rieb eine große Anzahl von ihm auf. (Auf Tafel 39, 2. Serie weitere Beispiele von Vei-Schrift.)

b) Die Schrift von Bamum¹.

Ebenfalls auf den indirekten Einfluß schreibender Europäer und (Arabisch schreibender) Mohammedaner ist die Entstehung eines Schriftsystemes zurückzuführen, über das uns aus dem Hinterlande von Kamerun berichtet wird. Es ist die Schrift, die der geniale König Ndzoya von Bamum, der heute noch regiert, geschaffen hat.

¹ Vgl. Meinhof in Zeitschr. für ägypt. Sprach- und Altertumskunde 1912. — Struck im Globus (Bd. XCIV 1908 S. 206—209). — Missionar Göhring im »Heidenboten«. — Schrifttafel von Göhring, herausgegeben von der Baseler Missionsbuchhandlung.

Die Methode seiner Schrift entspricht ganz dem Bau der Bamumsprache: die meisten Zeichen sind Silbenzeichen, da die meisten Wörter einsilbig sind¹.

Die Schrift ist aber nicht nur Silbenschrift, sondern zum Teil auch Wortschrift, und zwar in größerem Umfange, als die Veischrift es war, denn eine Anzahl einfacher Zeichen entsprechen zwei- und mehrsilbigen Lautkomplexen. Die halbwegs ideographische Natur, die sich hierdurch kundgibt, zeigt sich aber auch darin, daß für eine Silbe (z. B. nà) entsprechend der jeweils verschiedenen Bedeutung verschiedene Zeichen gebraucht werden, deren jedes also mehr als Ideogramm denn als Phonogramm gedacht wird. Einige Zeichen, die Göhring derjenige, dem wir die besten Mitteilungen verdanken, als reine Silbenzeichen gedeutet hat, mögen auch nur solche von ihm nicht richtig erkannte Wortzeichen sein. Immerhin ist es nicht ausgeschlossen, daß es wirklich einige bloß lautlich bewertete Silbenzeichen gibt; denn auch die Wortzeichen werden nicht nur als Sinnäquivalent, sondern auch als Lautäquivalent aufgefaßt, insofern sie nicht zur Bezeichnung des Gegenstandes benutzt werden, den sie darstellen, oder der Handlung, die sie andeuten, sondern auch — das ist außerordentlich interessant — rebusartig für gleichlautende Silben anderer Wörter (z. B. das Zeichen für Auge li steht für li Name und wird dann auch als eine Art Determinativ hinter Eigennamen gesetzt). Es geht also auch hier genau wie bei den selbständigen Schriftsystemen die Phonetisierung von Homonymen bzw. Homophonen aus. Natürlich wird der Sprache bei dieser nicht sehr schmiegsamen, weil nicht sehr lautadäquaten Schreibung; mitunter große Gewalt angetan.

Die Form der Zeichen ist in sehr vielen Fällen die eines rohen Bildes des gemeinten Gegenstandes oder, sollen Tätigkeiten ausgedrückt werden, die skizzenhafte Wiedergabe des Objektes, an dem die Tätigkeit geübt wird. Eine Reihe von Zeichen gehen auch auf Gebärden zurück.

¹ Für den echt afrikanischen Ursprung der Bamumschrift spricht, daß — wie bei der Vei-Schrift — Tonhöhen berücksichtigt sind (vgl. Meinhof op. cit.).

Auf Tafel 39 einige Proben (4. Serie, nach Göhring und Meinhof):

- Fig. 1. Pferd (wie bei altchinesischen Zeichen).
 » 2. Vogel (wie bei nordamerikanischen Zeichen).
 » 3. Kolanuß.
 » 4. Bohne (Schote).
 » 5. Teller.
 » 6. Leiter.
 » 7. Kopf (Schädelrundung mit Augen).
 » 8. Gesicht (vgl. das 4. Zeichen der Vei-Tafel).
 » 9. Huhn (Leib und Beine).
 » 10. Körper.
 » 11. Leopard (Beine).
 » 12. Ziege (Kopf mit Hörnern).
 » 13. Arm (Leib mit Arm und dreifingeriger Hand).
 » 14. Kind.
 » 15. Schlange.
 » 16. Kochen (ein auf drei Steinen ruhender Kochtopf).
 » 17. Essen (Teller mit etwas Speise).
 » 18. Sehen, Schauen (zwei Augen).
 » 19. Schreiben (Holzschreibtafel der Haussa mit Griff daran).
 » 20. Gehen (Fußstapfen; ähnlich im Mexikanischen).
 » 21. Schnell (Fußstapfen mit Punkten, denn die Laufspuren sind tiefer als die Gehspuren).
 » 22. Rasiermesser (stark stilisiert).
 » 23. Zornig (Form unerklärt).
 » 24. Begabt (unerklärte Form).
 » 25. Sterben (Mensch ohne Kopf; wie in Nordamerika).
 » 26. Sein (possessiv; unerklärte Form).
 » 27. Weiß (unerklärte Form).
 » 28. Verweigern (Hand).
 » 29. Nein (ausgestreckte Hand, d. h. es ist nichts; ähnliches im Altägyptischen, Chinesischen und bei Eskimos).
 » 30. Nicht vorhanden sein (ausgestreckte Hand).

Fig. 31. Machen (vierfingerige Hand mit einem Gegenstand).

- » 32. Nacht (ein mit ausgestreckten Händen tappender Mann).
- » 33. Salz (vier streuende Hände).
- » 34. Herrschen (ein nach Art der Afrikaner winkender Mann).

c) Die Schrift der Cherokee¹.

Aus Nordamerika wird uns von einer Schrift berichtet, die den Entlehnungen zweiten Grades (»das Prinzip der Schrift wird erfaßt und aus den unverständenen Buchstaben ohne Rücksicht auf deren Bedeutung ein neues System gebildet«) zuzurechnen ist². Sie verdankt ihre Entstehung dem erfinderischen Geist des Cherokee-Indianers Sikwá'ya, der angeblich auf die Bedeutung der europäischen Schrift aufmerksam wurde durch einen Brief, welcher sich bei einem europäischen Kriegsgefangenen fand, und der den Anlaß zu einer Unterhaltung über das Wesen des Schreibens gegeben haben soll. Sikwá'ya soll damals bereits von der Möglichkeit der Erfindung einer derartigen Kunst gesprochen haben. Ernsthaft erwog er den Plan aber erst, als er zu einem Krüppel geworden war. Durch Diskussionen über den Nutzen der Schrift wurde er in seinem Vorhaben bestärkt. Er versuchte dann zunächst auf verschiedene Weise ein System einer Wortschrift zu finden, bis es ihm nach mehrjährigen Bemühungen gelang, eine Silbenschrift zusammenzustellen. Das Zeichenmaterial dazu entnahm er zu einem großen Teile einem englischen Buche, das einer im Jahre 1817 gegründeten Missionsschule entstammte. Im Jahre 1824 war seine Schrift vollendet³ und wurde den Stammes-

¹ Alfred Vierkandt: Stetigkeit im Kulturwandel. Leipzig 1908. S. 22, 23. — 7. Annual Report of the Am. Bur. of Ethn. p. 307. — Schoolcraft: op. cit. Bd. II S. 228. — Pickering: »Über die indianischen Sprachen Amerikas.« Leipzig 1834. S. 58—71.

² Die Micmac-Schrift, eine Art Wortschrift, ist übrigens das Werk eines Missionars, nämlich des Pater Kauder.

³ Nach einigen Autoren schon im Jahre 1821.

genossen dargeboten, die sie in sehr kurzer Zeit mit nur geringfügigen Änderungen (einige Zeichen stellten sich nämlich als gleichwertig heraus) annahmen (siehe Tafel 39, 3. Serie).

Das Prinzip der Schrift ist das einer reinen Silbenschrift, wie es sich aus der Eigenart der Cherokeesprache, in der fast alle Silben auf einen Vokal endigen, ergibt. (Indem die je einem Vokal vorausgehenden Konsonanten oder Doppelkonsonanten variiert werden, erhält man nämlich im ganzen 86 Silben, denen 86 Silbenzeichen entsprechen.)

Die Verwendung dieses Schriftsystemes war bald eine äußerst mannigfaltige¹; eine Zeitung und eine Anzahl Bücher wurden sogar in diesen Typen hergestellt. In ganz hervorragendem Maße wurde sie auch zur Aufzeichnung religiöser Gesänge und zauberischer Formeln von Schamanen benutzt. Von 600 Manuskripten, die der Amerikaner James Mooney unter den Cherokee sammelte, war bei weitem die Mehrzahl religiösen Inhaltes.

d) Das Ogham².

Ähnlich wie europäische und arabische Schriften in Afrika sind römische Buchstaben in keltischen Ländern der Anlaß zur Bildung eines Schriftsystemes gewesen: nämlich des sogenannten Ogham der Iroschotten. Der Gebrauch dieses eigenartigen Alphabetes, das deutlicher wie irgendeins die Merkmale der willkürlichen Erfindung an sich trägt, fällt, wie ziemlich allgemein angenommen wird, in das erste Jahrtausend n. Chr., also in eine Zeit, während der im benachbarten England ohne Zweifel römische Buchstaben benutzt wurden.

¹ Möglich ist es, daß hier eine autochthone Piktographie, wie sie sich so viel bei den nordamerikanischen Indianern findet, den Boden für den Gebrauch der Schrift vorbereitet hatte. Bedenken muß man auch, daß der ganze nicht sehr zahlreiche Stamm schon damals stark unter europäischem Einfluß stand, wodurch sehr wohl ein Bedürfnis nach einer Schrift wachgerufen sein kann.

² Vgl. Rhys: »Lectures on welsh philology.« London 1879 (2. Aufl.). — O'Curry: »Lectures on the manuscript materials of ancient Irish History.« Dublin 1861. — Ferguson: »Ogham Inscriptions in Ireland, Wales and Scotland« (Edinb. 1887).

Die rein alphabetarischen Zeichen bestehen ausnahmslos (s. Tafel 39, 1. Serie) aus einem bis fünf senkrechten oder schrägen Strichen, die von einer wagerechten Grundlinie ausgehen oder dieselbe kreuzen.

Wie eine bedeutende Anzahl von Steinmonumenten mit Oghaminschriften beweist, ist die Kenntnis ehemals besonders in Irland, das wohl als Heimat anzusehen ist, außerordentlich weit verbreitet gewesen. Später wurde dann das keltische Alphabet durch das römische ganz verdrängt.

e) Die persische Keilschrift¹.

Zu den erfundenen Schriften gehört auch die altpersische Keilschrift. Ihre Entstehung geht auf Darius I. (521—485 v. Chr.) oder einen seiner Vorgänger zurück, der zuerst mit der babylonischen Keilschrift bekannt wurde.

Anfangs schrieb man noch Babylonisch; später ging man dazu über, in einer der babylonischen (oder der Schwester-schrift der babylonischen, der elamitischen Schrift) nachgebildeten nationalen Schrift zu schreiben (z. B. Inschrift von Behistun).

Gegenüber dem babylonischen Muttersystem stellt die persische Keilschrift unbestreitbar einen Fortschritt dar, insofern sie eine Reihe rein alphabetischer Zeichen enthält (z. B. für p, b und f). Daneben sind aber noch unbeschadet eine ganze Anzahl Silbenzeichen und sogar einige Wortzeichen zur Bezeichnung häufig vorkommender Worte vorhanden.

Eine Schriftsprache im Sinne des Babylonischen hat sich aus ihrem Gebrauch nie entwickelt. Der Orient hat nie Persisch geschrieben. Selbst die Perser bedienten sich des Aramäischen als der Reichsverkehrssprache, soweit nicht etwa

¹ Vgl. »Die altorientalischen Literaturen« (Kultur der Gegenwart), Abschnitt über »die altpersische Literatur« von Karl Geldner. S. 214—220. — F. H. Weisbach: Die Keilinschriften der Achämeniden. Leipzig 1911 (Einleitung, Kap. V). — Zeitschr. f. Keilschriftforschung Bd. I 1884 S. 19—26. — Oppert: im Journal asiatique 1874 p. 238—245.

das Babylonische noch seine Rechte wahrte. Die persische Keilschrift, vielleicht direkt auf königlichen Befehl geschaffen, ist anscheinend nur Schrift für die Felsinschriften der Könige gewesen.

f) Gelegenheitsbilderschriften.

Im Gegensatz zu der Mehrzahl der oben besprochenen erfundenen Schriften stehen einige, die aus praktischen Notwendigkeiten, aus einem Aufzeichnungsbedürfnis entsprossen sind. Es handelt sich bei ihnen ausnahmslos um *Schöpfungen einzelner schriftunkundiger Individuen, die in Verhältnisse versetzt wurden, wo die Schrift unentbehrliches Hilfsmittel ist*, z. B. eingeborene Plantagenarbeiter, Missionsschüler usw. *Man wird sich natürlich zu hüten haben, solche Fälle zur Grundlage von Rückschlüssen auf die natürliche Schriftbildung zu machen, wie es immer noch geschieht.*

Die Verwendung dieser Schriften (es sind durchweg richtige Ideographien) beschränkt sich zumeist auf einzelne Personen oder auf nur einen kleinen Kreis und erlischt fast immer, wenn das jeweilige Aufzeichnungsbedürfnis befriedigt oder die betreffende Generation ausgestorben ist.

Im folgenden drei Beispiele, eins aus Europa, eins aus Afrika und eins aus Amerika.

1. Europa¹.

Ein Äpler (1786), der weder lesen noch schreiben konnte, aber das Bedürfnis empfand, über Einnahmen und Ausgaben Buch zu führen, half sich dadurch, daß er die Daten pikto-graphisch niederlegte.

Auf Tafel 40 Fig. B eine Rechnung. Die Heiligensymbole sind die in den steirischen Bauernkalendern gebräuchlichen.

1. 3 Tage vor Sebastian (17. Januar) 2 Fuhren gegen 3 fl¹ 50 Kr. Entlohnung geleistet.

2. 1¹/₂ Eimer Obstmost = 7 fl. 42 Kr.; hiervon bezahlt 3 fl.

¹ Vgl. Schukowitz im Globus Bd. 74, S. 392. Danzel, Die Anfänge der Schrift.

3. 1 Fuhre Dünger für 10 fl. 70 Kr.
4. Am Ostertag »bar auf die Hand gegeben« dem Gesinde als Lidlohn: 2 fl., 1 fl., 40 Kr. und 36 Kr.
5. 8 Fuhren geleistet à 50 Kr.; hiervon wurden ratenweise 4, dann 3 beglichen.
6. Am Tage der Kreuzfindung (3. Mai) ein Schwein verkauft um 5 fl. 43 Kr.
7. 3 »Maßel« Erdäpfel für 80 Kr.
8. Am Urbanstag (25. Mai) 5 Stück Hühner für 50 Kr.
9. 3 Tage nach Christi Himmelfahrt (6. Juni) Waldbäume verkauft = 9 fl. 24 Kr.; hiervon 2 fl. empfangen.

2. Afrika¹.

Einem Aufseher, der bei dem Bau der Usambaraeisenbahn in Ostafrika angestellt war, war vom leitenden Ingenieur eine Reihe von Geräten übergeben, die beim Bau gebraucht wurden, und für deren Vorhandensein er verantwortlich blieb. Der Schwarze konnte nun die Anzahl all der verschiedenen Gegenstände nicht im Kopfe behalten, und so half er sich dann, wie der Äpler, mit Zeichnungen (s. Tafel 40 Fig. A).

Die Ziffern (Stückzahl) hatte er von dem Ingenieur einmal gelernt, aber sonst konnte er nicht schreiben.

Die Aufzeichnungen waren auf Papier mit dem Bleistift gemacht, Gegenstände, die sich der Neger von dem Ingenieur erbeten hatte.

- Fig. 1. 18 Hacken ohne Stiel.
- » 2. 67 größere Hacken ohne Stiel.
 - » 3. 2 Sägen.
 - » 4. 11 Hammer.
 - » 5. 1 Kneipzange.
 - » 6. 2 Wasserwagen.
 - » 7. 10 Spaten.
 - » 8. 20 Eimer.
 - » 9. 2 Meßblatten.
 - » 10. 2 Karren.

¹ Vgl. Meinhof: op. cit.

Fig. 11. 22 eiserne Mörtelschalen.

» 12. 2 große Hammer.

3. Amerika¹.

Ein alter südamerikanischer Indianer aus Sampaya (Peru), eifriger Katholik, der nicht die geringste Kenntnis vom Lesen und Schreiben besaß, hatte sich gewisse symbolische Zeichen erfunden und mit denselben den Inhalt des Katechismus auf Felle und Papier gemalt.

Als Werkzeug diente ihm dabei ein rundes Stäbchen und der Saft von *Solanum atramentarium*.

Der erfindungsreiche Indianer behielt nun diese Kunst nicht nur für sich, sondern unterrichtete andere Indianer, besonders Kinder, im Lesen dieser Schrift. Lange Zeit trieb er dieses fromme Werk, ehe Mönche von Copacahuana davon Kenntnis erhielten. Nach seinem Tode wurde seine Tätigkeit noch einige Zeit fortgeführt, bis eine furchtbare Epidemie alle Schriftkundigen bis auf einen dahinraffte.

Die Zeichen rein ideographischer Natur wurden in wagenrechten Zeilen von links nach rechts, dann wieder von rechts nach links, also in Bustrophedon-Anordnung geschrieben. Nur wenn ein Hauptabschnitt rechts aufhört, wird der neue auf der folgenden Zeile links wieder angefangen. Auf Tafel 40 Fig. C eine Probe (nach Tschudi). Die Zeile versinnbildlicht die sieben Werke der leiblichen Barmherzigkeit:

1. »Sieben der Menschen«²,
2. »Die Hungrigen speisen«,
3. »Die Dürstenden tränken«,
4. »Die Nackenden bekleiden«,
5. »Die Fremden beherbergen«,
6. »Die Gefangenen erlösen«,
7. »Die Kranken besuchen«,
8. »Die Toten begraben«.

¹ Vgl. Tschudi: Reisen in Südamerika Bd. V, S. 314—316.

² d. h. so viel wie sieben Leiber, also die sieben Werke leiblicher Barmherzigkeit.

g) Die Pasigraphien:

Zu den entlehnten Schriftsystemen sind auch in gewissem Sinne jene sogenannten »Pasigraphien« zu rechnen, die besonders im 17. und 18. Jahrhundert von deutschen, französischen und englischen Gelehrten geschaffen worden sind. Es handelt sich bei ihnen um den Versuch, einerseits die qualitativ verschieden gearteten Erscheinungen der Welt quantitativ-kombinatorisch zu erfassen und dementsprechend graphisch zum Ausdruck zu bringen, andererseits durch Erfindung einer Begriffssymbolik ein internationales Verständigungsmittel, das von den Willkürlichkeiten der Sprache frei wäre, zu gewinnen. Zwei Motive sind also im wesentlichen wirksam gewesen: ein philosophisches und ein praktisches.

Die ersten Andeutungen der philosophischen Erwägungen des Problems finden sich bei Raimundus Lullius (am Schluß des 13. und am Anfang des 14. Jahrhunderts) in dem Werke: »Ars magna« oder »Ars universalis«, worin der Versuch gemacht wird, dem Geist ein Werkzeug zu geben, durch welches die allgemeinsten Begriffe, aus denen sich alle anderen zusammensetzen, untereinander in alle möglichen Verbindungen gebracht werden könnten¹.

Die Anregung zur Erfindung einer Pasigraphie im eigentlichen Sinne des Wortes, einer Symbolik, die nicht so sehr Begriffsadäquatheit als Brauchbarkeit für internationale Verständigung anstrebte, gab dann — sehen wir von den Versuchen des Johannes Trithemius (1426) ab, der mehr in seiner »Polygraphia« auf eine Art Geheimschrift hinzielt — die chinesische Schrift, die damals in gelehrten Kreisen durch Missionare bekannter zu werden anfang.

Den Eindruck, den die chinesische Schrift auf neu an sie Herantretende macht, ist ja in der Tat ein überwältigender. Un-

¹ Um der Sache praktisch näher zu kommen, konstruierte Lullius mechanische Apparate, aus konzentrischen Kreisen bestehend, auf deren Abschnitten die »Grundbegriffe« eingetragen waren. Durch Drehung war es dann möglich, die auf dem einen Kreis verzeichneten Begriffe mit denen des anderen »in Beziehung zu setzen«.

abhängig von starken mundartlichen Verschiedenheiten, ist sie dem Chinesen des Südens sowohl als dem Chinesen des Nordens verständlich, und dabei ist sie nicht rein phonetisch konstituiert, sondern bedient sich in ziemlich folgerichtiger, sinnvoller Weise ideographischer, d. h. begrifflicher Zeichen.

Es zeugt von tiefer, echter Gelehrsamkeit, daß die Gelehrten die Vorteile, die hierin liegen, gleich erfaßten und den europäischen Völkern nutzbar machen wollten.

In Fluß gebracht wurde die Diskussion über dieses Problem durch einen Aufruf des Andreas Müller, kurfürstlichen Bibliothekars in Berlin, eines Zeitgenossen des Athanasius Kircher. Es werden darin reiche Leute aufgefordert, 6000 Taler als Preis auszusetzen, »um bekannt zu machen, auf welche Weise die chinesische Schreibsprache in sehr kurzer Zeit könne gelernt werden«. »Die vortreffliche Erfindung, nämlich die chinesischen Charaktere, die wahrscheinlich älter als Moses sind, hat man in Europa, nachdem man Nachricht von ihnen bekommen, suchen nachzuahmen, und da die chinesische Schreibekunst an sich erstaunend schwer ist, so hat man darauf gesonnen, eine allgemeine Schriftsprache (und Schrift) zu erfinden, die leichter wäre.«

Um 1660—1670 erschien dann im Gefolge dieses Aufrufes eine Anzahl von Werken, in denen der Versuch gemacht wird, die Kenntnisse chinesischer Missionare zu verwerten.

Als einer der ersten legte im Jahre 1663 Athanasius Kircher in seiner »Polygraphia nova et ars universalis« der Gelehrtenwelt eine Pasigraphie vor. Sein System beruht im wesentlichen darin, daß er für die gleichbedeutenden Wörter aller Sprachen das Zeichen einer und derselben Ziffer und für die allen gemeinsamen grammatischen Beziehungen die Hinzufügung bestimmter Buchstaben hinter oder vor die Zahlen benutzte (z. B. n = Nominativ, a = Akkusativ).

Wesentlich verschieden von dem Kircherschen System ist dasjenige des Engländers Wilkins (»An Essai towards a real character and philosophical language«), das einige Jahre später (1668) erschien. Zwar handelt es sich hier auch in erster Linie

um den Versuch, ein geeignetes Mitteilungsmittel herzustellen, das solchen, welche sich in der Sprache fremd sind (wie die durch Dialekte getrennten Bewohner verschiedener chinesischer Provinzen) ermöglichte, zum Vorteil der Wissenschaft ihre Gedanken auszutauschen. Wilkins geht aber insofern weiter als Kircher, als er in ausgedehnterem Maße nach logischen Gesichtspunkten verfährt, also Gedanken des Raimundus Lullius wieder aufnimmt. Sein System stellt sich etwa folgendermaßen dar:

Alle Erscheinungen und Gegenstände der Welt werden eingeteilt in 40 Kategorien (z. B. allgemein transzendente Dinge, Begriff Schöpfer, Begriff Welt, Begriff Substanz, beseelte und unbeseelte, Begriff der Qualität und Quantität u. a.), die wieder in Gattungen, Untergattungen erster, zweiter usw. Ordnung zerlegt werden, bis man schließlich auf die Grundbegriffe kommt, für die ein »philosophisches Wörterbuch« aufgestellt wird, oder die nach den 40 Kategorien in Tabellen geordnet werden.

Die Schreibung geschieht nun dergestalt, daß an der linken Seite des graphischen Symbols Zeichen angefügt werden, die die Gattung, Untergattung angeben, an der rechten Seite aber jene Zeichen affigiert werden, die anzeigen, ob der Begriff jeweils substantivisch, adjektivisch usw. gebraucht wird, oder ob es sich um tempora, modi usw. handelt. Da nun allen diesen Zeichen bestimmte Laute zugeteilt sind, entspricht der Schrift also auch eine »philosophische Sprache«.

Ein Jahr nach Wilkins (1669) trat dann Leibniz¹ mit seiner Schrift »De arte combinatoria« auf den Plan. Er sucht der Lösung des Problems dadurch näher zu kommen, daß er, wie der englische Gelehrte, Klassen und Gattungen der Begriffe aufstellt. Er hoffe, so sagt er, »daß einerseits durch eine solche Tafel der Begriffe die Prädikamente der Erfindungskunst aufgestellt würden (Gedanke des Raimundus Lullius), und daß daraus andererseits als ein neuer Nutzen derselben sich eine allgemeine Schriftsprache ergäbe, d. i. eine solche, die jedem

¹ Vgl. auch Trendelenburg: »Historische Beiträge zur Philosophie.« Berlin 1867. Bd. III S. 7 ff.

Leser, welcher Sprache er sich auch immer bedienen möge, verständlich sei« (Gedanke des Athanasius Kircher). Er gibt weiter an, »daß er die Zahl der Klassen wie den Nenner eines Bruches unter einen Strich und über denselben die Zahl des Begriffes der Klassen wie den Zähler setzen werde«. »Er wisse nicht, ob jetzt noch jemand die wahre Art deutlich eingesehen habe, wie jeder Gegenstand durch seine charakteristische Zahl bezeichnet werden könne. Es habe noch niemand den Plan einer Sprache oder Charakteristik entworfen, deren Zeichen eben das leisteten, was die arithmetischen Ziffern für die Zahlen und die algebraischen für die Größen leisteten, wenn diese abstrakt gedacht werden.«

Über diese Vorschläge ist Leibniz nicht hinausgekommen. In einem Briefe des Jahres 1714 (also zwei Jahre vor seinem Tode) sagt er, er sei nicht mehr jung genug, »um eine allgemeine Rechnung angeben zu können, in welcher sich alle Vernunftwahrheiten auf eine gewisse Art ausrechnen lassen«.

Nach Leibniz sind dann keine wesentlich neuen Gedanken mehr hinzugekommen. Alle späteren Systeme sind eigentlich nur Mischungen, in denen mehr die philosophisch-kombinatorische Folgerichtigkeit (wie von Lullius) oder mehr die internationale Verwendbarkeit angestrebt wurde, wie sie die chinesische Schrift angeregt hatte.

Es seien deswegen von den überaus zahlreichen Systemen nur noch drei der bedeutendsten erwähnt, das des Solbrig, das des Kalmár, das des Sicard.

Die Solbrigsche Pasigraphie erschien im Jahre 1726 (»Allgemeine Schrift, das ist eine Art, durch Ziffern zu schreiben, vermittelt deren alle Nationen, bey welchen nur eine Weise zu schreiben im Gebrauch ist, ohne Wissenschaft der Sprachen von allen Dingen ihre Meynungen einander mittheilen können.« Salzwedel 1726). Die Methode, nach der verfahren wird, ist der Kircherschen Ziffernmethode ähnlich. Einige Beispiele mögen das erläutern.

Vater 6507

Dem Vater 6507 =

Die Väter 6507

Verlassen 5089

Du verläßt 5089

Verlassen haben 5089

Ich werde verlassen 5089 c

»Und Gott der Herr fuhr hernieder« 5100 $\frac{3}{4467}$

Das System des Kalmár aus dem Jahre 1772 (»Praecepta grammatica atque specimina linguae philosophicae sive universalis ad omne vitae genus adcomodatae auctore Georgio Kalmár. Berolini et Lipsiae 1722«) verwendet das klassifikatorische Prinzip und ähnelt daher wieder mehr dem System des Wilkins. Die ganze Summe menschlicher Begriffe wird nämlich auf ungefähr 500 ursprüngliche allgemeine zurückgeführt und mit ebensovielen Charakteren bezeichnet. (Der Begriff Hilfe z. B. durch S Kraft durch d, Mensch durch m, Name durch n) und die grammatischen Verhältnisse durch Affixe bewältigt (z. B. r = schreiben, \bar{r} = du schreibst, r- = er schreibt usw.).

Das letzte der bedeutenderen Systeme, das wir zu nennen haben, ist das des Deutschen Sicard. Es ist nächst dem des Wilkins das am weitesten ausgearbeitete. Der Titel lautet: »Pasigraphie, Anfangsgründe der neuen Kunstwissenschaft, in einer Sprache alles so zu schreiben und zu drucken, daß es in jeder anderen ohne Übersetzung gelesen und verstanden werden kann.« (Paris 1798.)

Die Methode, nach der verfahren wird, stellt sich folgendermaßen dar: Alle Begriffe werden in drei große Hauptrubriken geteilt, die ihrerseits in je zwölf Unterabteilungen zerfallen. Jede dieser zwölf Unterabteilungen enthält wieder eine Anzahl Abschnitte. Mit dieser Einteilung werden nun in ganz bestimmter Weise zwölf Zeichen, sogenannte »Gammen«, verknüpft, und zwar dergestalt, daß die erste Hauptabteilung die erste Gamme, die zweite Hauptabteilung die zweite erhält usw. Den Unter-

abteilungen wird in gleicher Weise je eine Gamme zugeteilt, und zwar der ersten Unterabteilung einer Hauptabteilung die erste, der zweiten die zweite. Dasselbe geschieht mit den Rubriken dritter usw. Ordnung, bis schließlich die Grundbegriffe erreicht sind. Unter Benutzung nun der Rubrikzeichen ist es möglich, jeden Begriff eindeutig zu schreiben, indem zuerst das Signum der Hauptrubrik, z. B. Q, dann der Unterabteilung erster Ordnung, z. B. Y, dann zweiter Ordnung, z. B. M, dann, wenn wir annehmen, daß die letzte Einteilung erreicht ist, die Ziffer, die der Stellung des Grundbegriffes in der letzten Abteilung zukommt, z. B. V vermerkt wird. In unserem Beispiele wäre also, indem wir statt der Gammen Buchstaben setzen, Q, Y, M, V die Schreibung des gedachten Begriffes.

Nach dem monumentalen Werk des Sicard, das mehrere umfangreiche Bände umfaßt, sind dann keine erwähnenswerten Pasigraphien mehr entworfen worden¹.

Im 19. Jahrhundert tritt das »absolute Schriftproblem«, das einst den Gelehrten als eins der bedeutungsvollsten erschienen war, immer mehr in den Hintergrund. Die letzten Ausläufer aller Bemühungen, es zu lösen (die in der Mehrzahl uns heute nur noch wie eine müßige Spielerei anmuten), erstrecken sich indessen bis in die 70er Jahre des 19. Jahrhunderts, verdienen aber keine besondere Beachtung, soweit sie darauf ausgehen, ein internationales Verständigungsmittel zu schaffen. Bedeutungsvoll sind schon jene, auch in neuester Zeit wiederholten Versuche, die sich ausschließlich darauf beschränken, für besondere Wissenschaftsgebiete, die es mit abstrakten Begriffen zu tun haben, eine graphische Symbolik zusammenzustellen, z. B. für Logik, Mathematik und Physik (vgl. Gottlob Frege: »Begriffsschrift, eine der arithmetischen nachgebildete Formelsprache des reinen Denkens«, Halle 1879).

Wie leicht zu erkennen ist, verzichteten diese Ideographien auf das, was ehemals in erster Linie angestrebt wurde, auf die

¹ Vgl. auch die kritische Studie von Severin Vater: »Pasigraphie und Antipasigraphie oder über die neueste Erfindung einer allgemeinen Schriftsprache für alle Völker.« Weissenfels und Leipzig 1799.

allgemeine internationale Verständlichkeit; die Anregung der chinesischen Schrift ist also im wesentlichen unfruchtbar gewesen und mußte unfruchtbar sein deswegen, weil es im allgemeinen unmöglich ist, eine bis in den Grund vertiefte Zergliederung auch der unzähligen aus der sinnlichen Wahrnehmung geschöpften empirischen Vorstellungen vorzunehmen, für die Mehrzahl der konkreten Dinge ein durch sie selbst bedingtes (d. h. von jeder Willkürlichkeit freies), adäquates graphisches Symbol zu finden.



Nachtrag.



In letzter Stunde macht mich Herr Dr. Sarfert vom Städtischen Museum für Völkerkunde in Leipzig, der die Expedition der Hamburger Wissenschaftlichen Stiftung mitgemacht hat, auf eine eigenartige Schriftentlehnung in der Südsee aufmerksam.

Auf einer der Karolinen war die Schreibekunst der Europäer bekannt geworden und breitete sich mit großer Schnelligkeit über weite Gebiete aus.

Die Anwendung der Schrift (die übrigens wie eine Art Silbenschrift gebraucht wird, indem z. B. b für be, p für pe, r für er gesetzt wird), ist nun, wie zweifellos festgestellt werden konnte, eine rein spielmäßige. Man schreibt z. B. die Namen an Kanus aus Lust am Schreiben selbst und ist weit davon entfernt, die Schrift praktisch anzuwenden. Das erinnert ganz an die Mitteilung des Missionars Spieth, der von missionierten Eweleuten berichtet, daß sie mit der erlernten europäischen Schrift eigentlich nichts Rechtes anzufangen wissen und sich ihrer nur bedienen, um spielmäßig Abschriften anzufertigen.

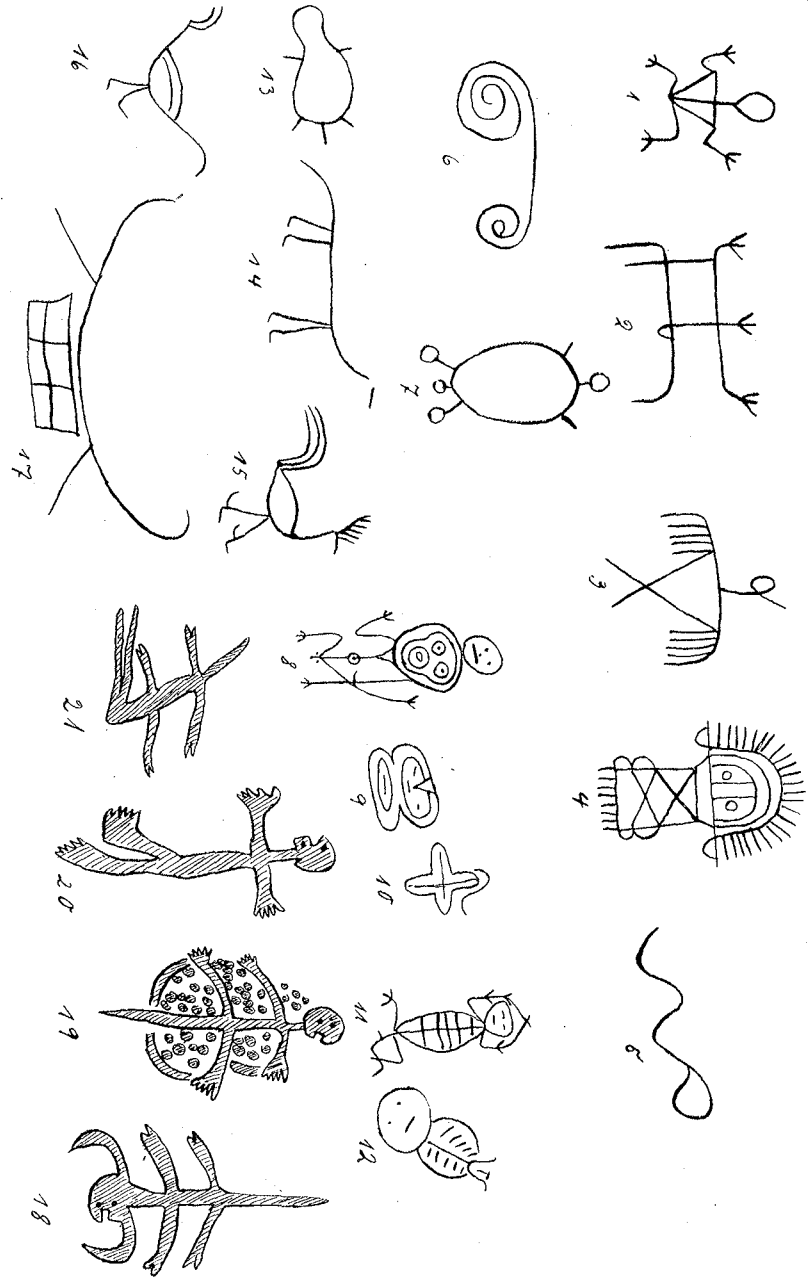


Auf Seite 9 sind fünfte und sechste Zeile von unten die Worte »spielmäßiges Zeichen, Abschn, A« zu streichen. Seite 10 Zeile 5 lies Zählzeichen statt Zahlzeichen.

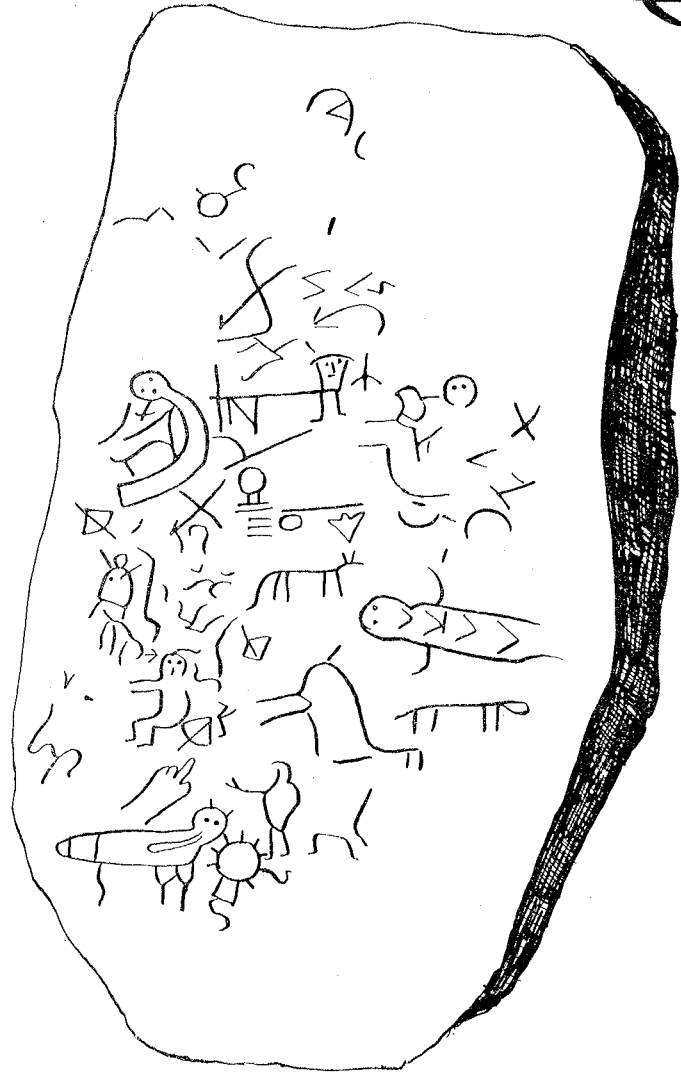
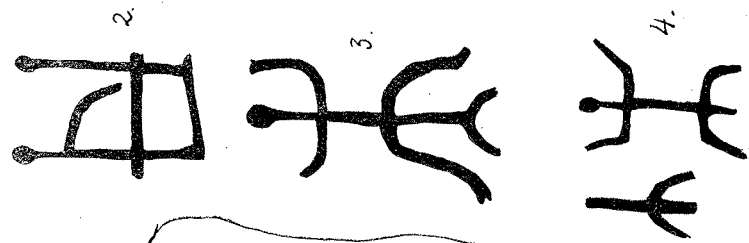


Bildertafeln.

Tafel I.

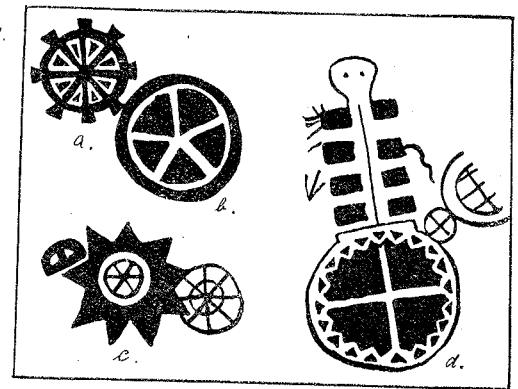
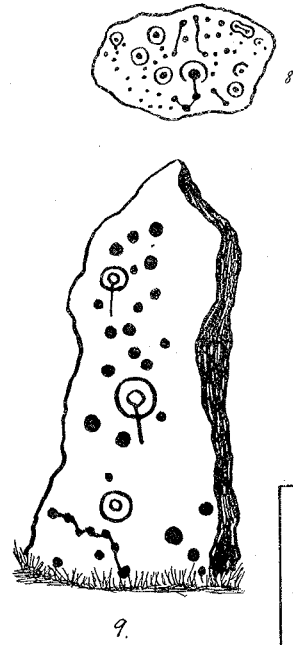
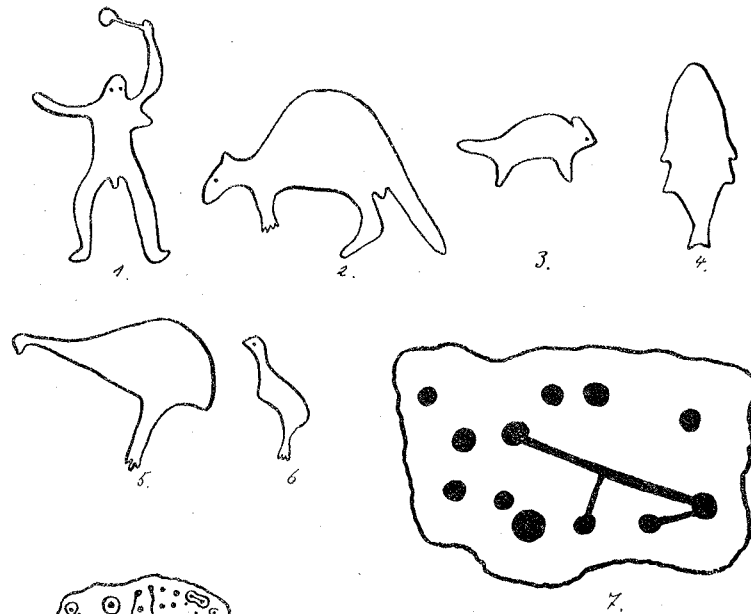


Tafel II.

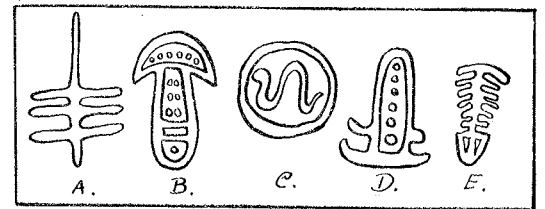


1.

Tafel III.

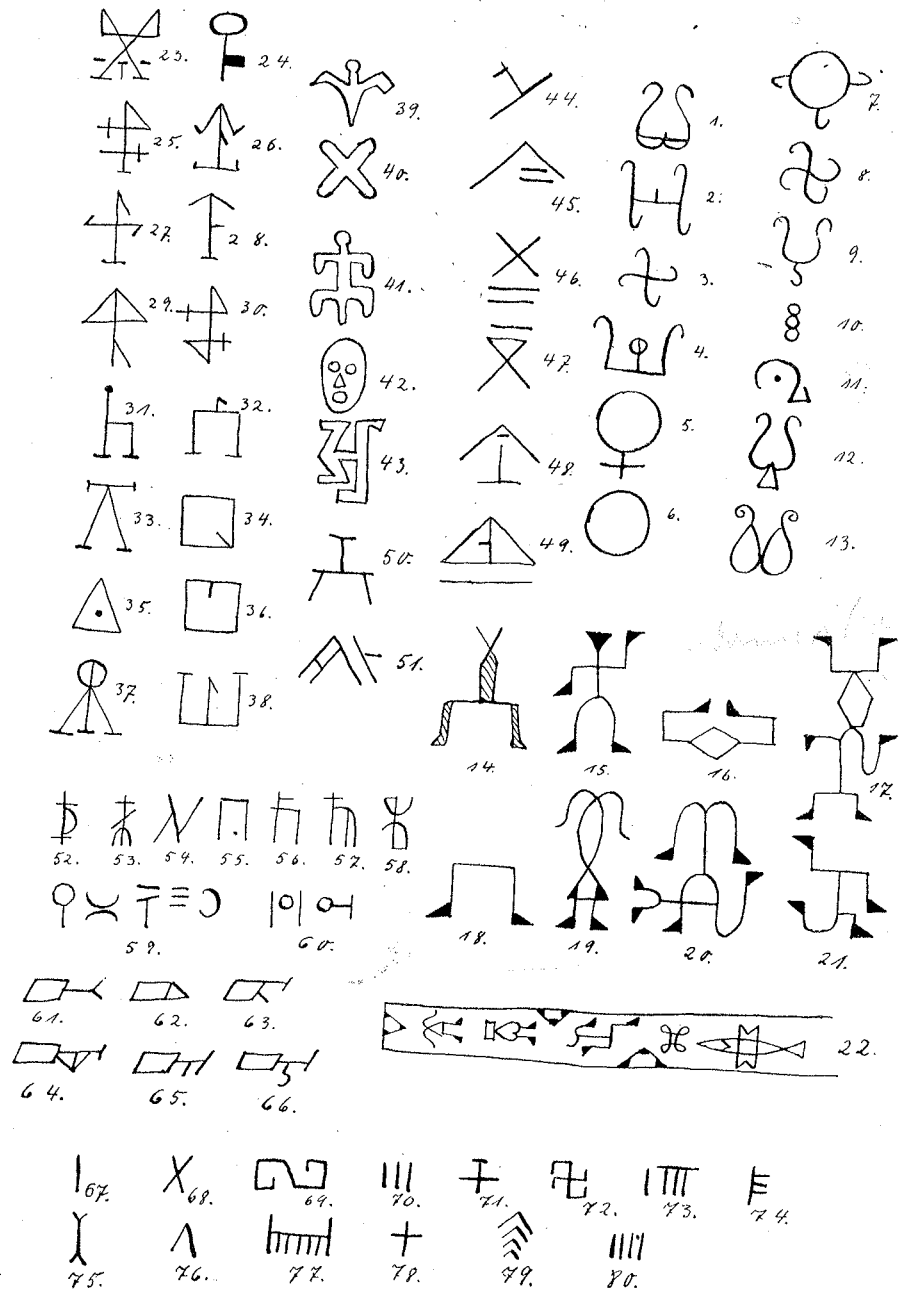


10.

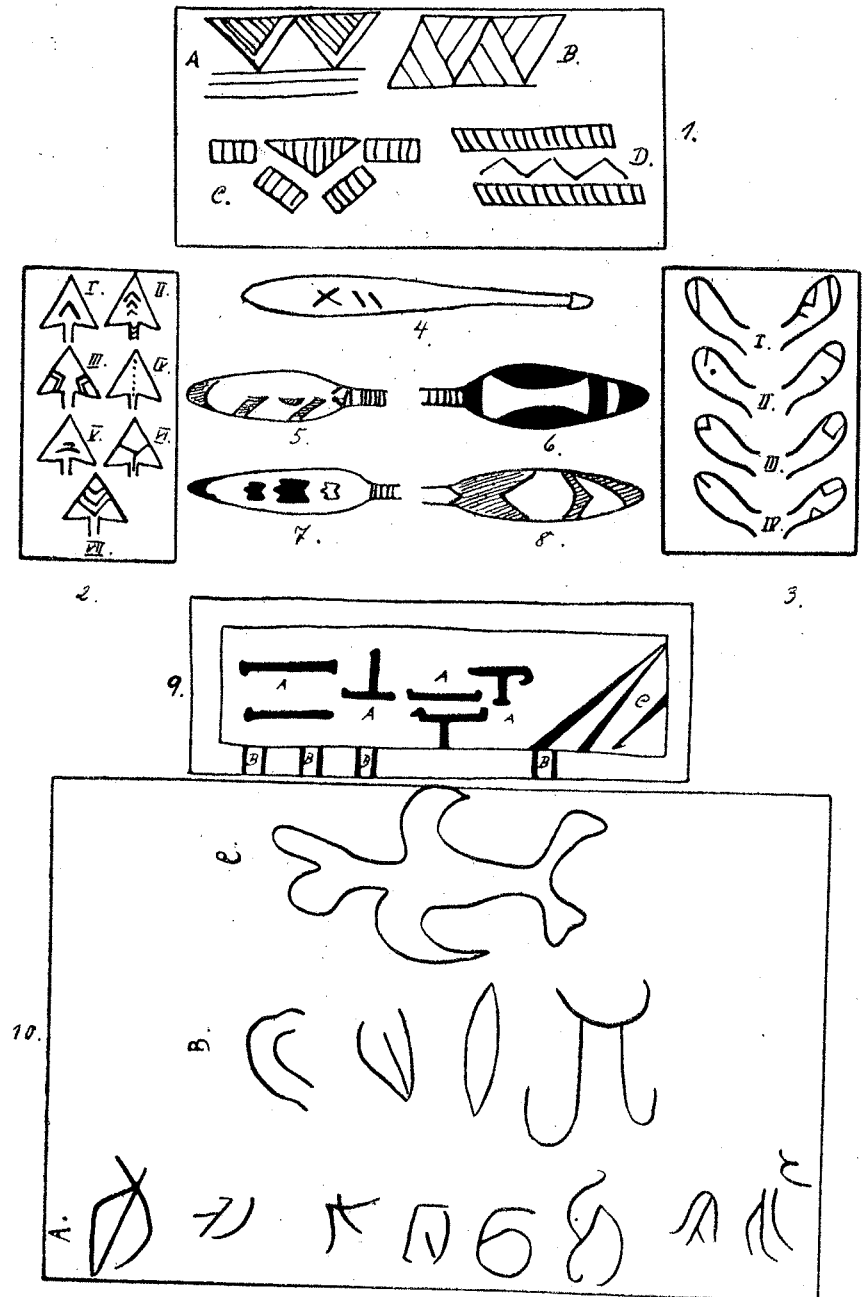


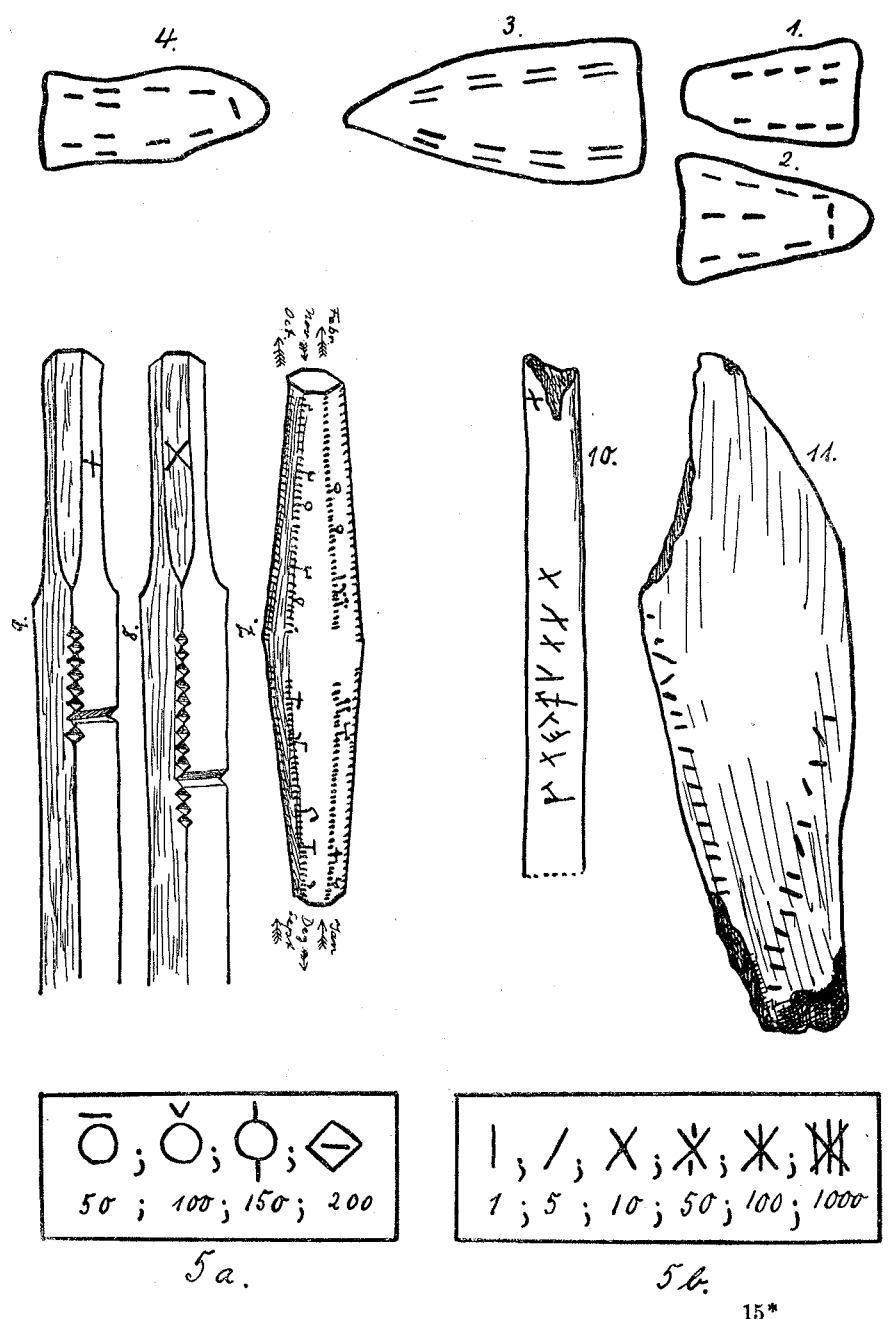
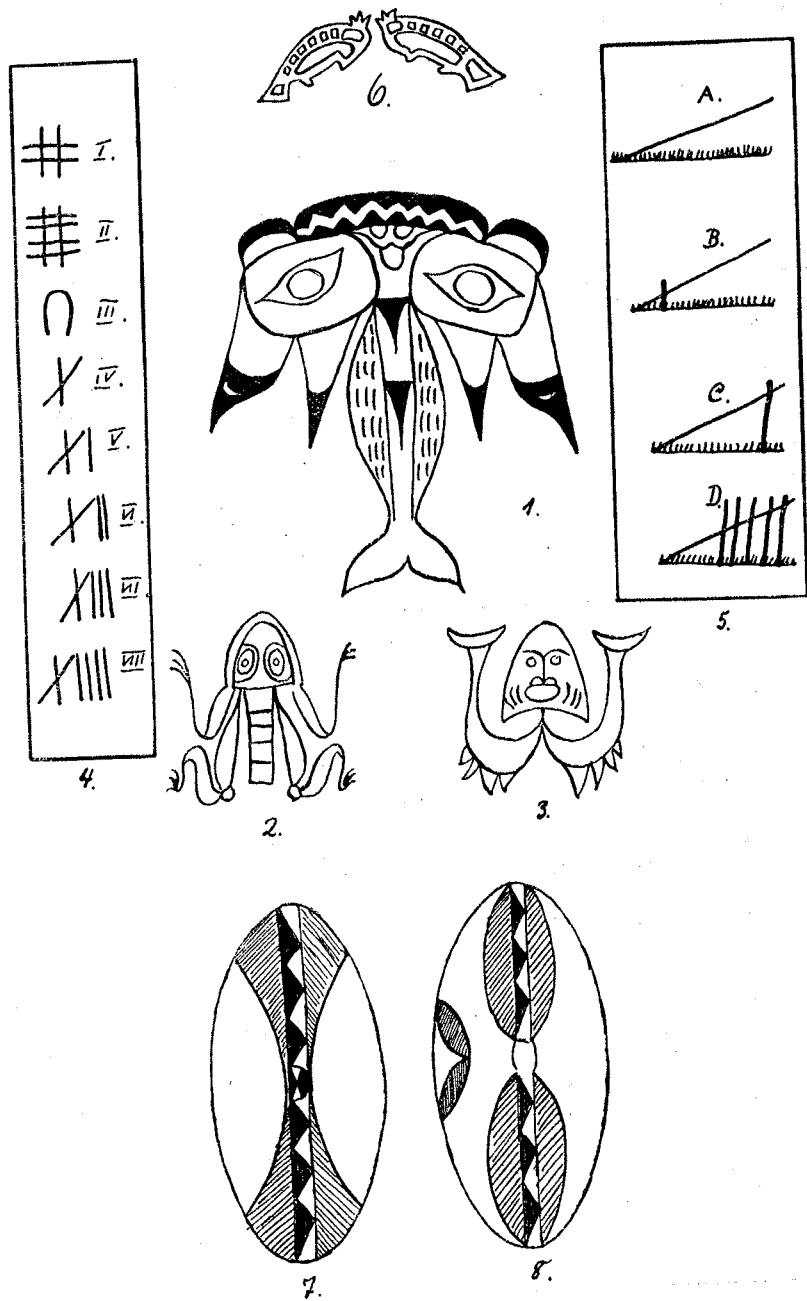
11.

Tafel IV.



Tafel V.





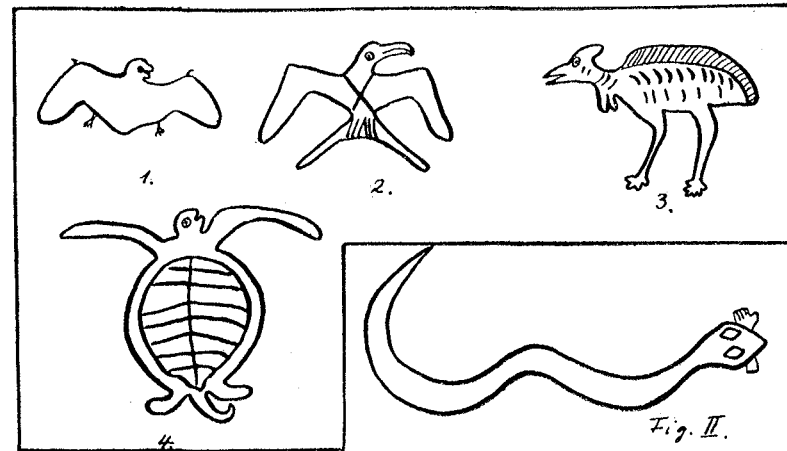
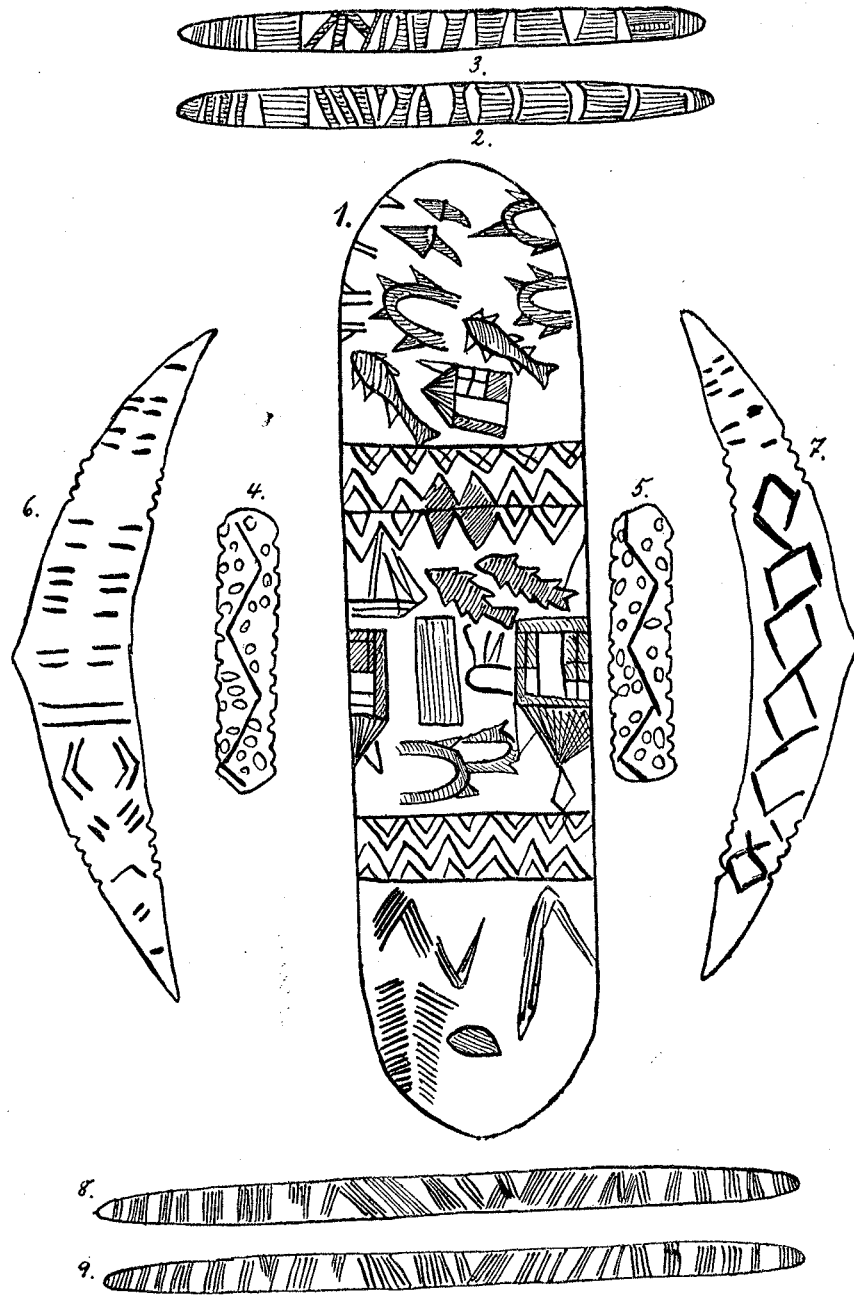


Fig. I.

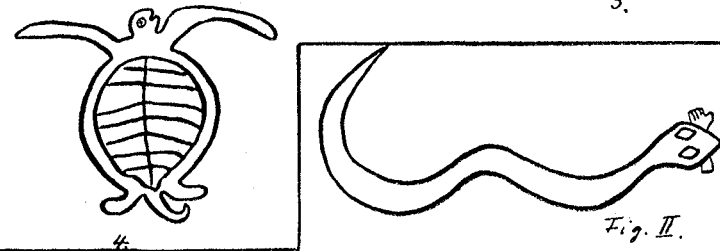


Fig. II.

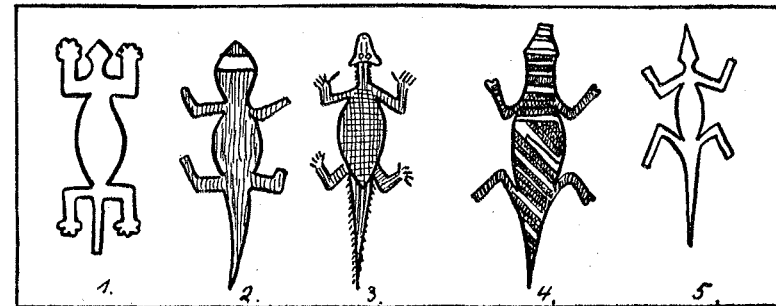


Fig. III.

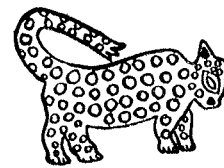


Fig. IV.



Fig. V.



Fig. VI.

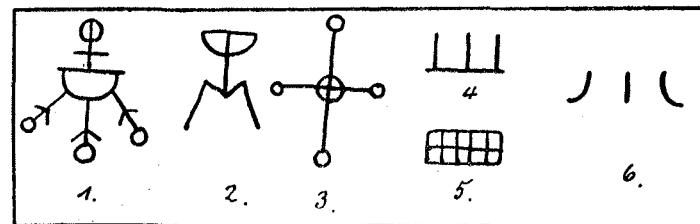
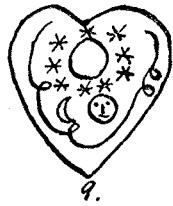
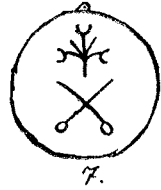
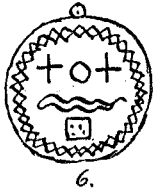
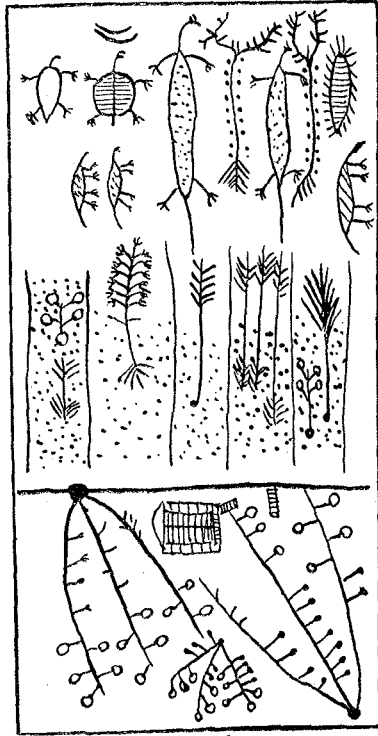
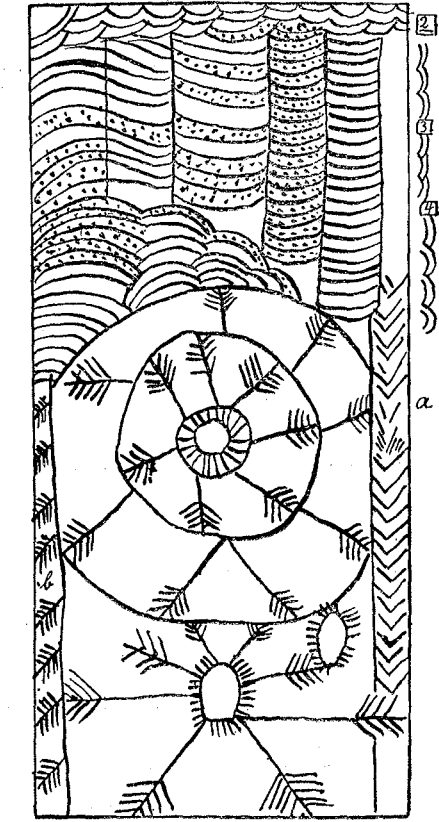
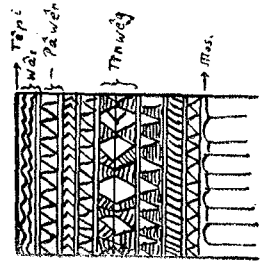
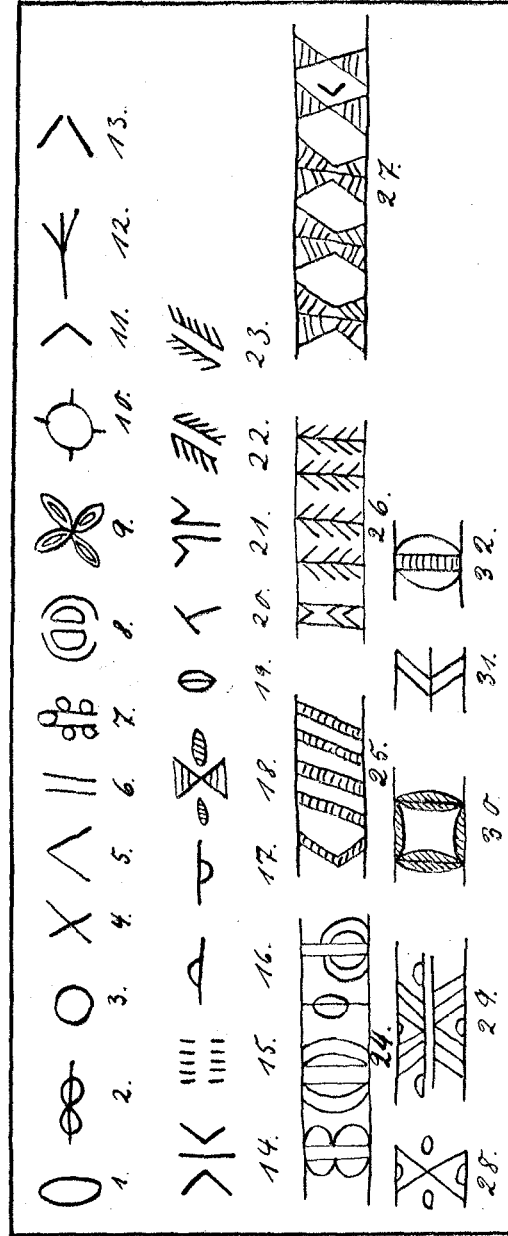


Fig. VII.



10.



33.



34.



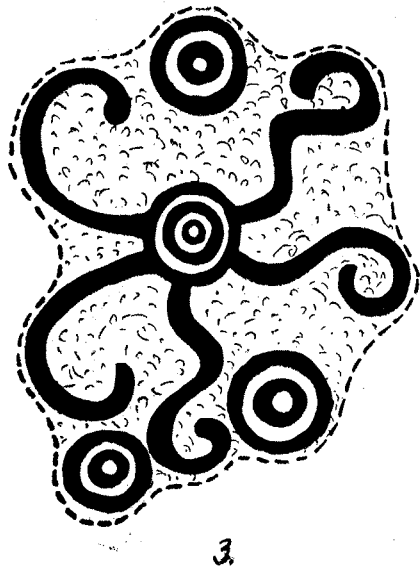
35.



1.



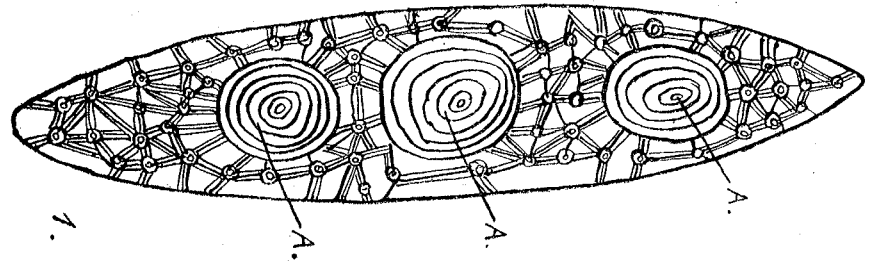
2.



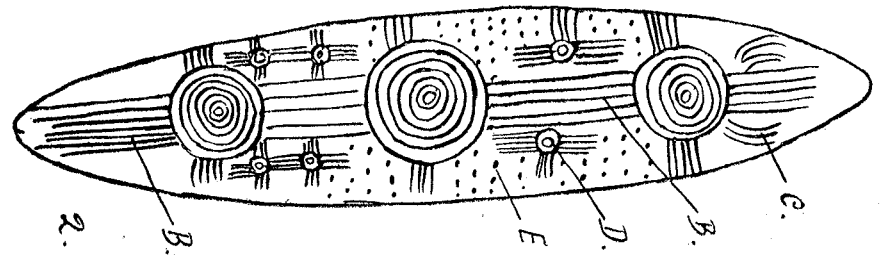
3.



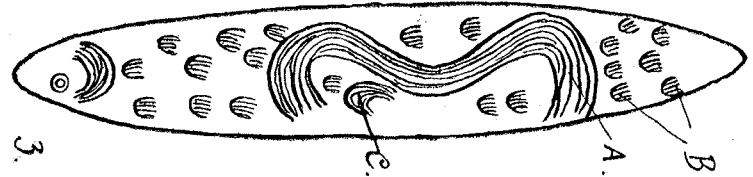
4.



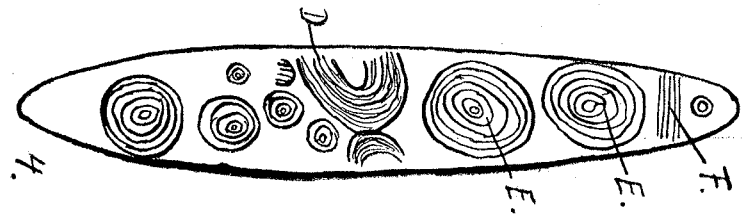
1.



2.



3.



4.

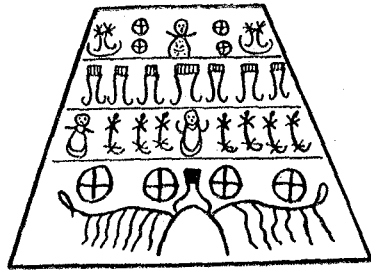


Fig. I.



Fig. II.



Fig. III.

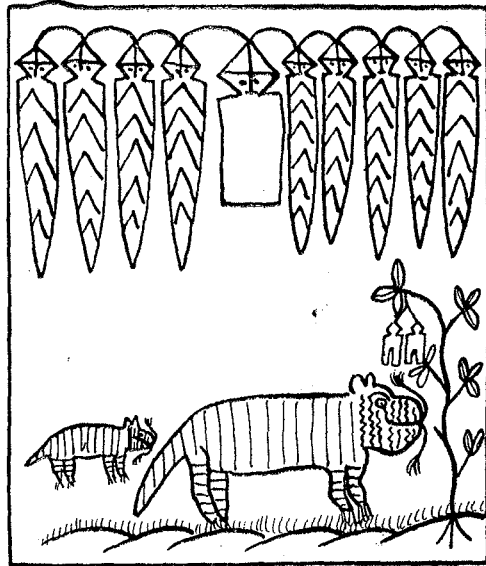


Fig. IV.

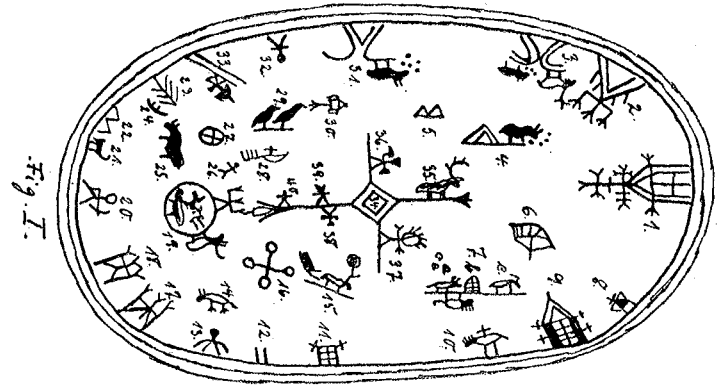


Fig. I.

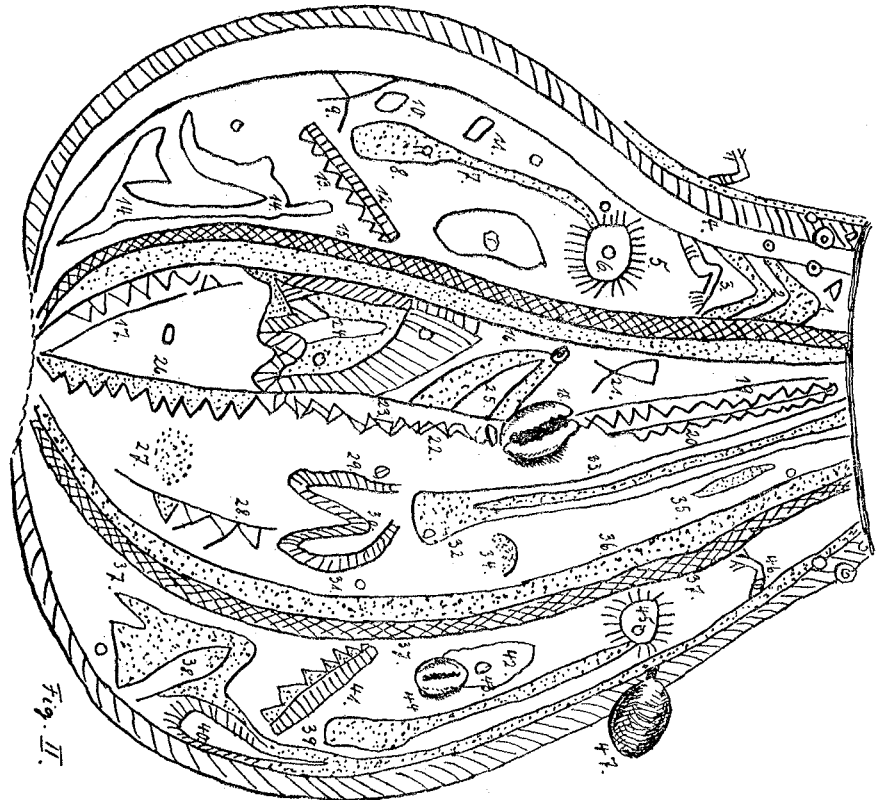
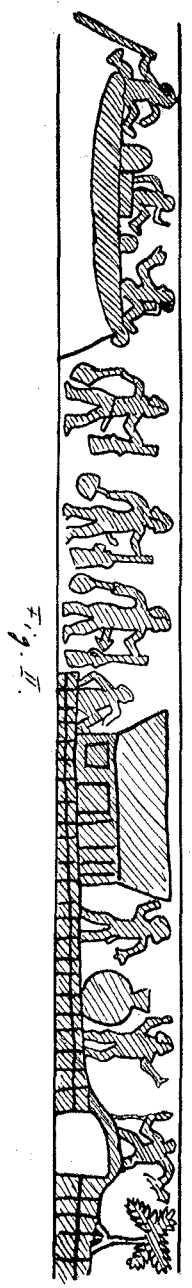
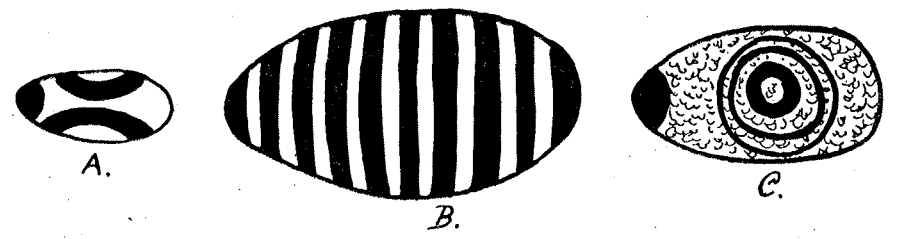
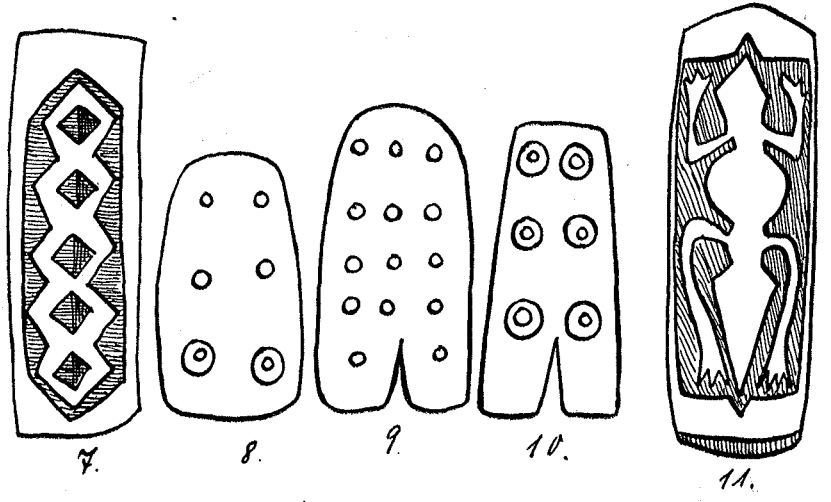
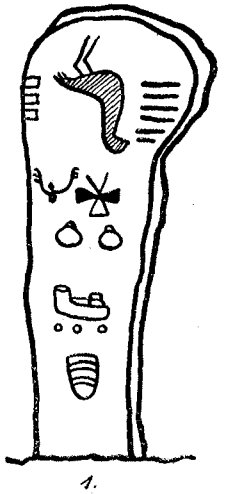
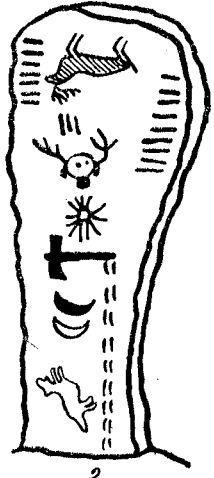


Fig. II.

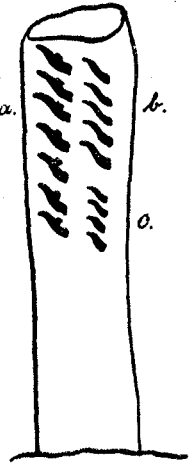




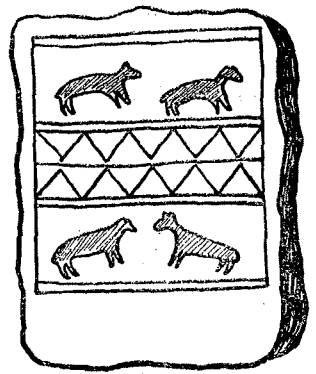
1.



2.



3.



4.



5.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.



Fig. 1

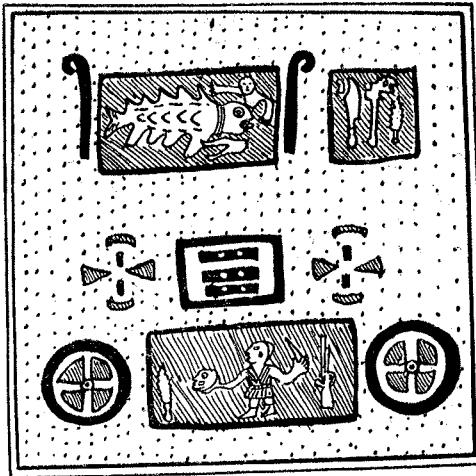


Fig. 2.

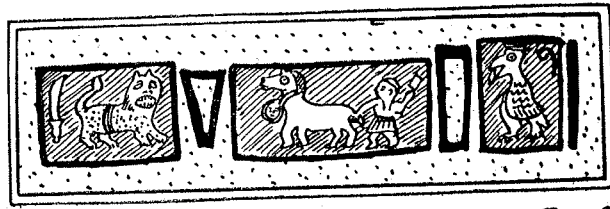


Fig. 3.



Fig. 4.

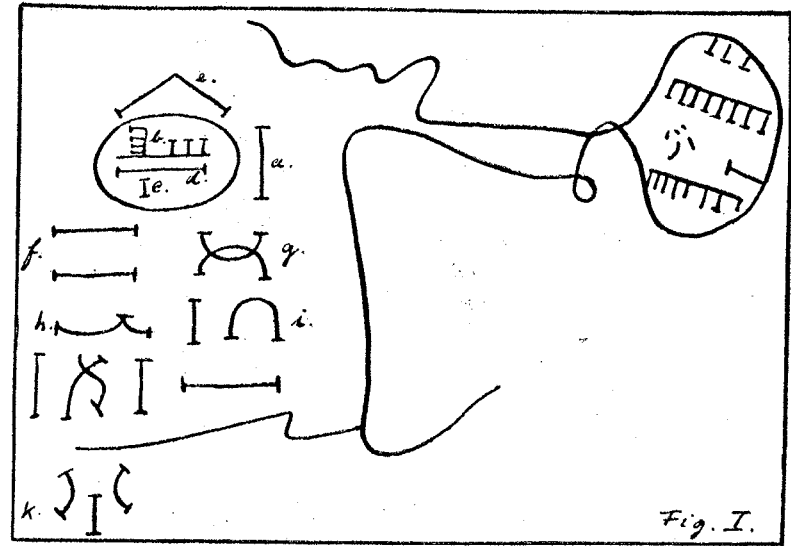


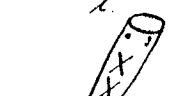
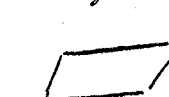
Fig. I.

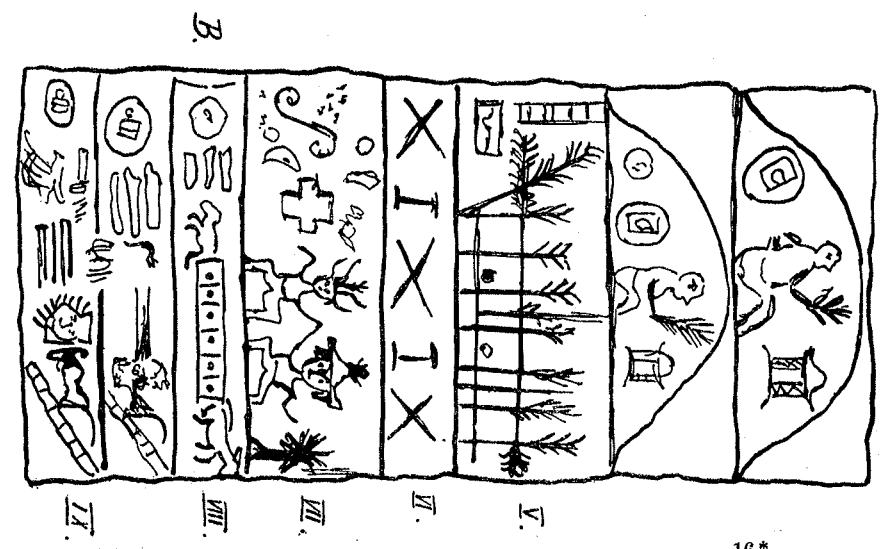
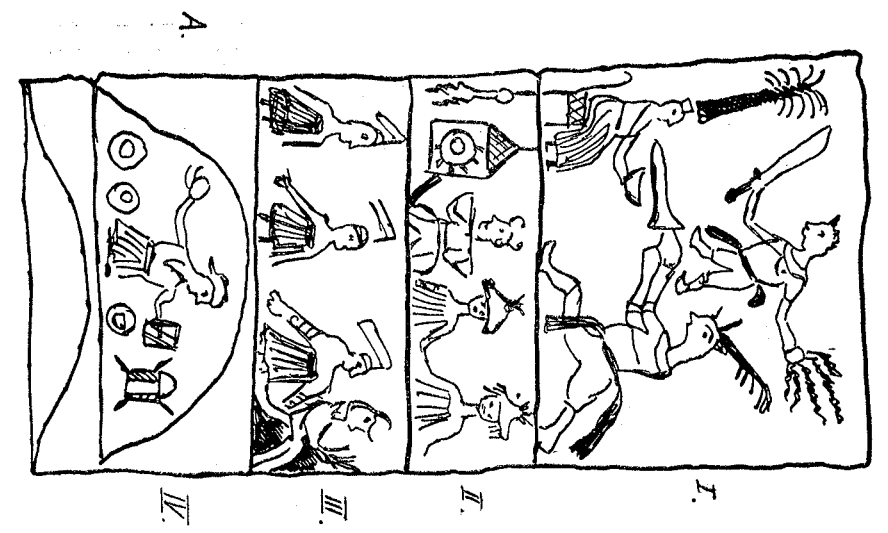
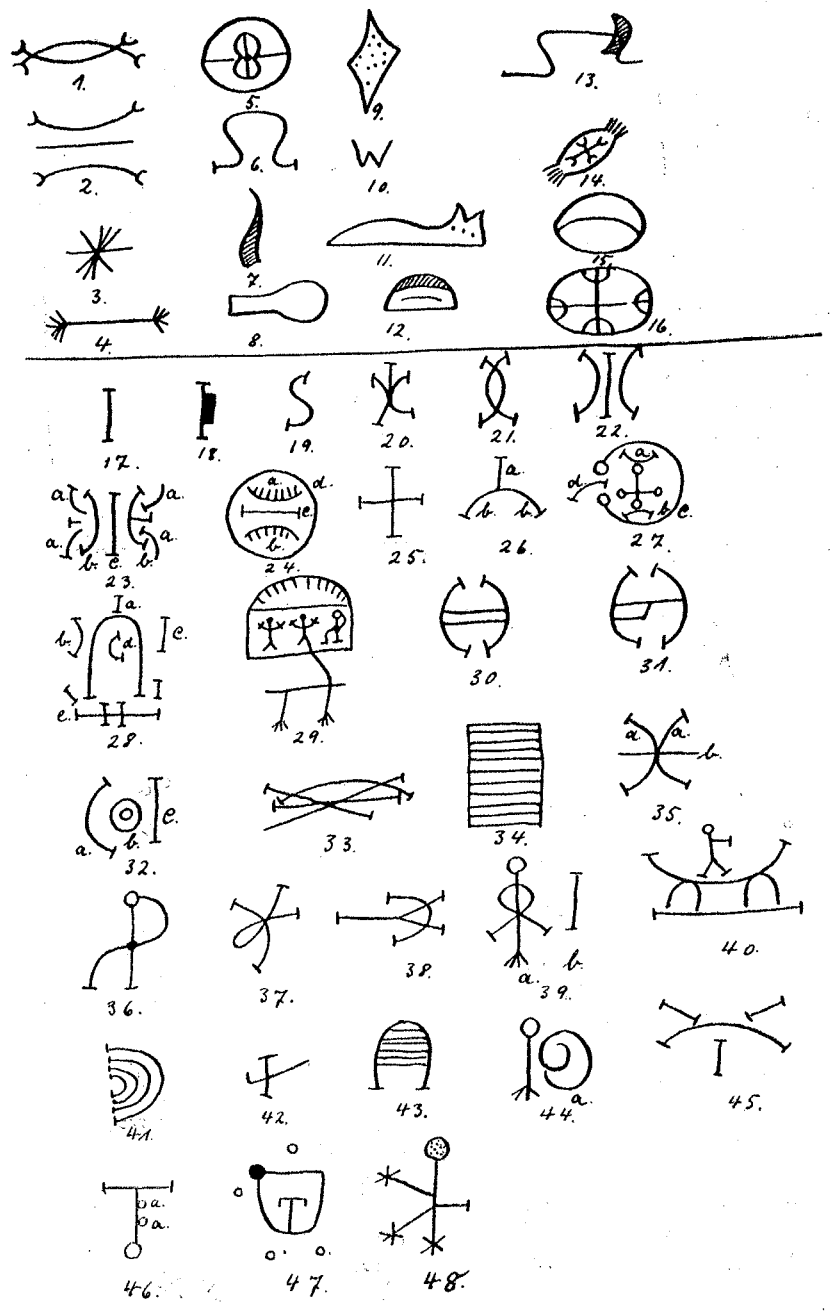


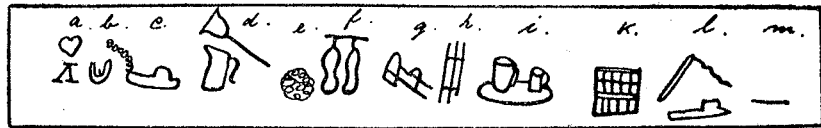
Fig. II.



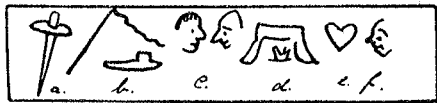
Fig. III.



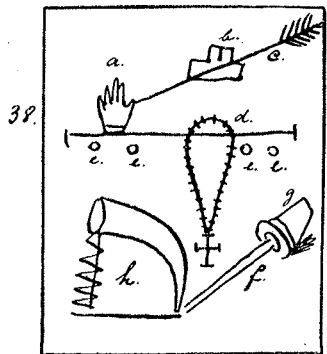
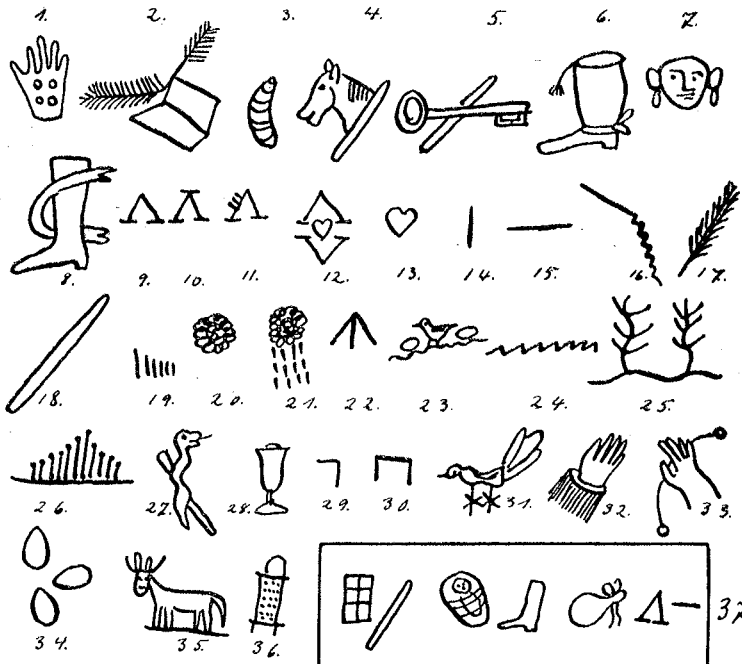




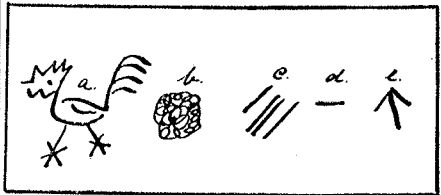
41.



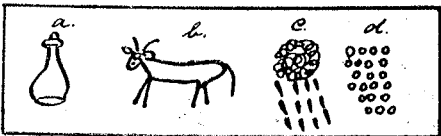
42.



38.



39.



40.

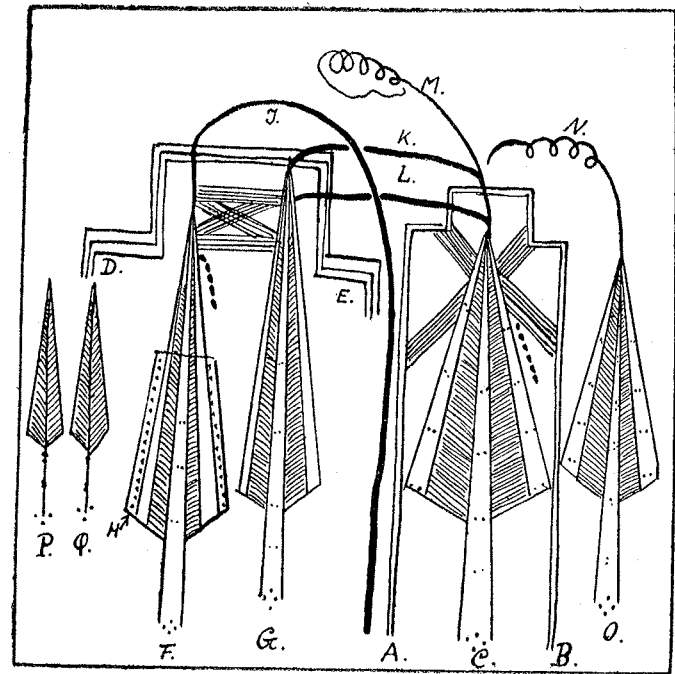
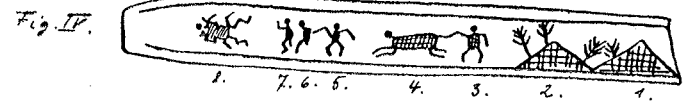
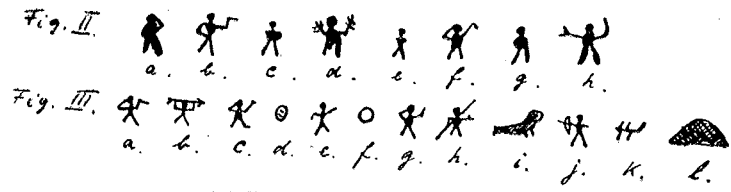


Fig. I.



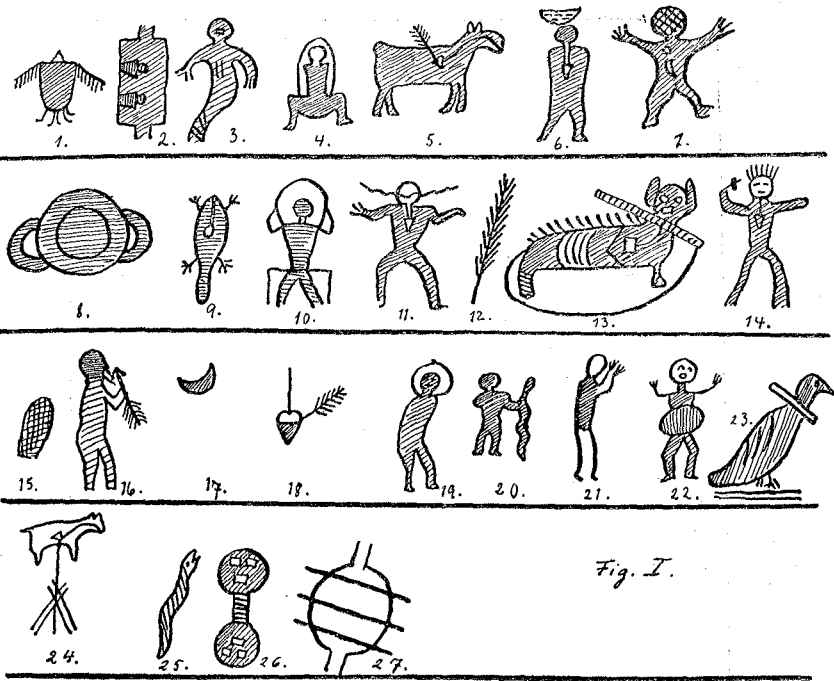


Fig. I.

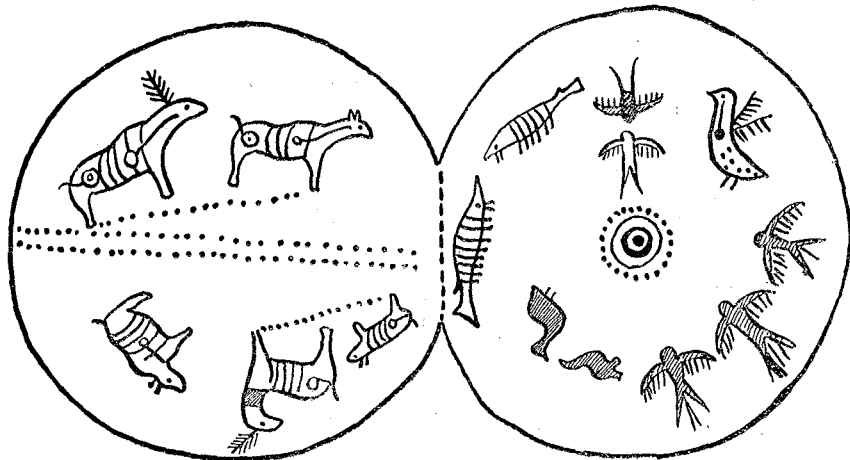
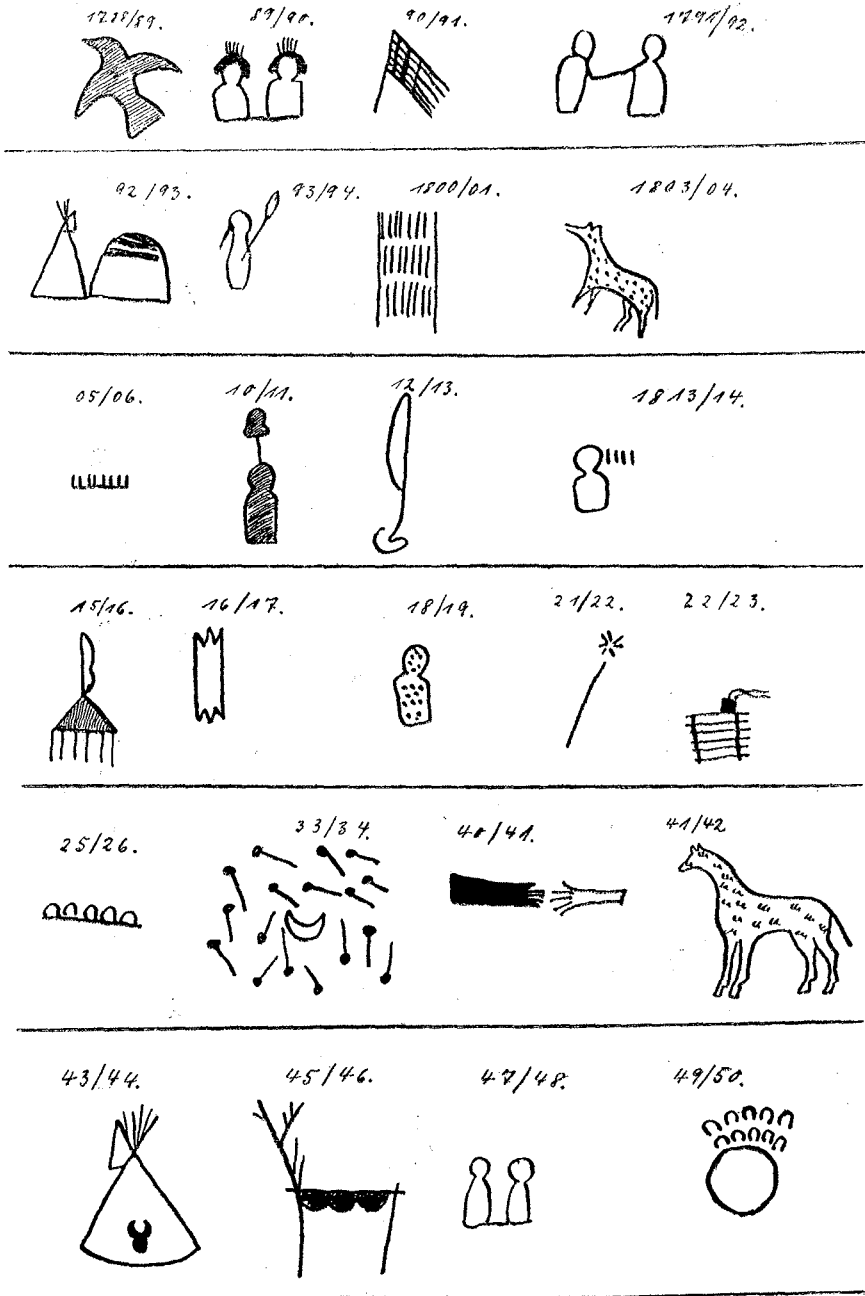
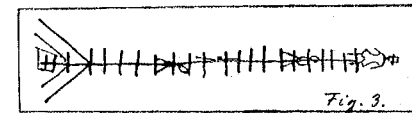
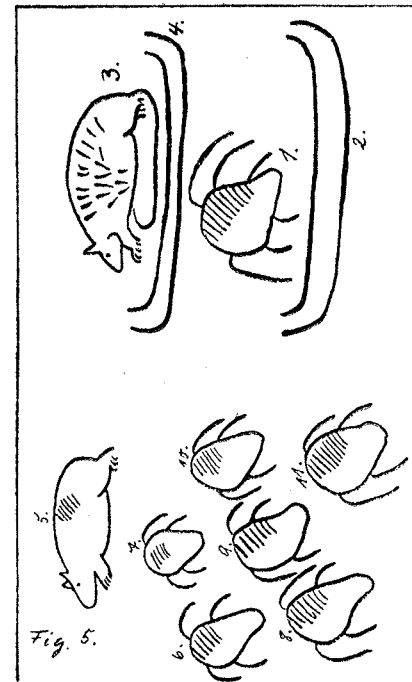
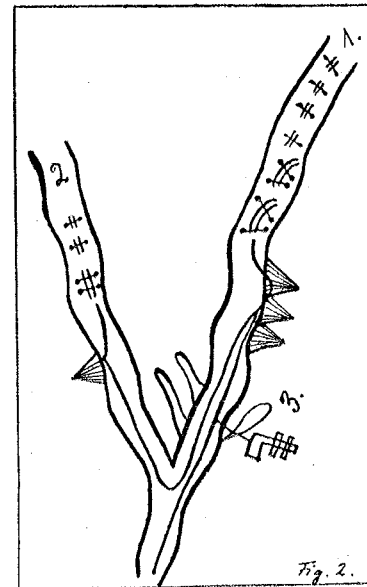
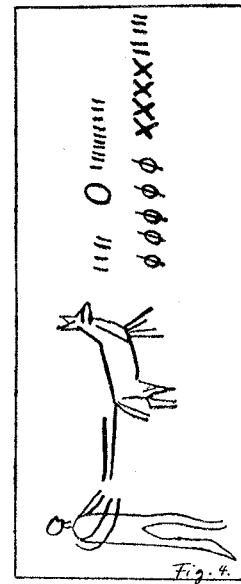
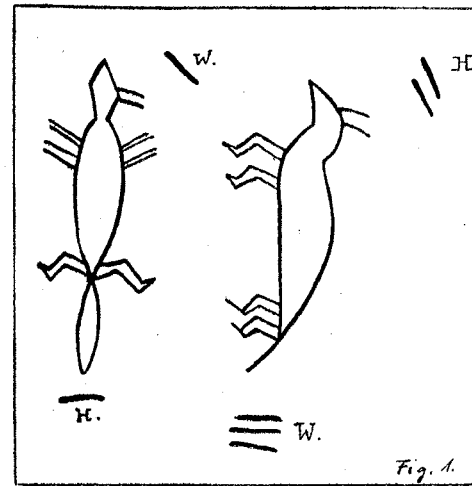
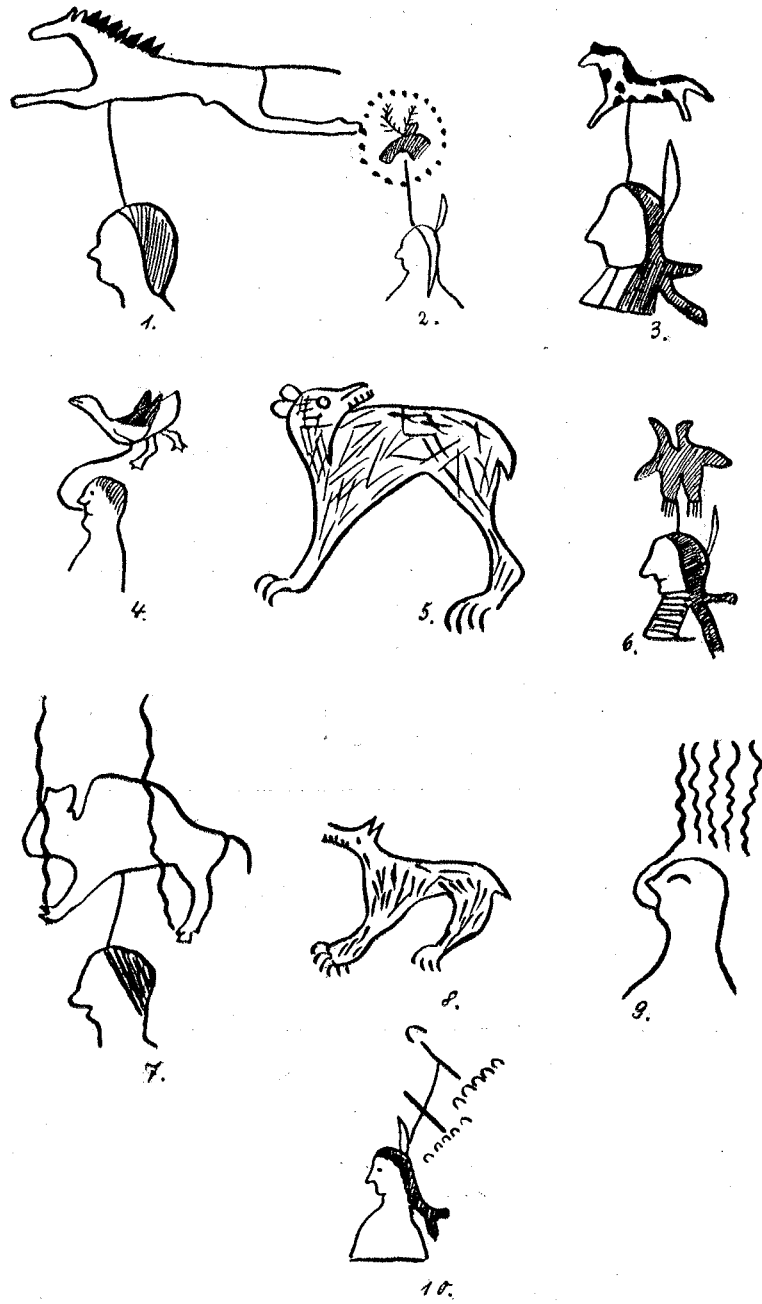


Fig. II.

Fig. III.





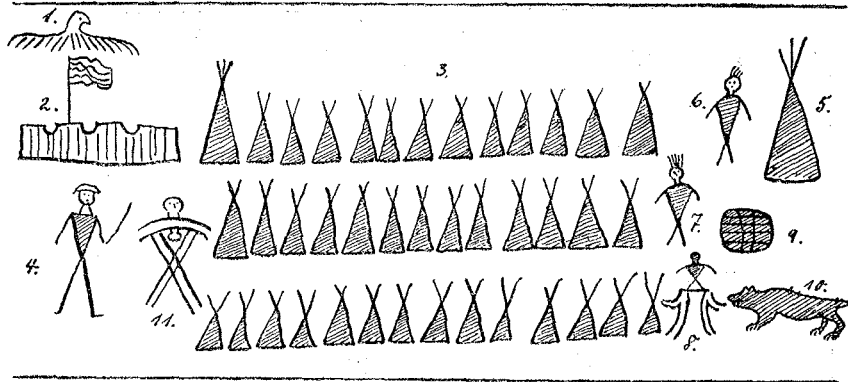


Fig. I.

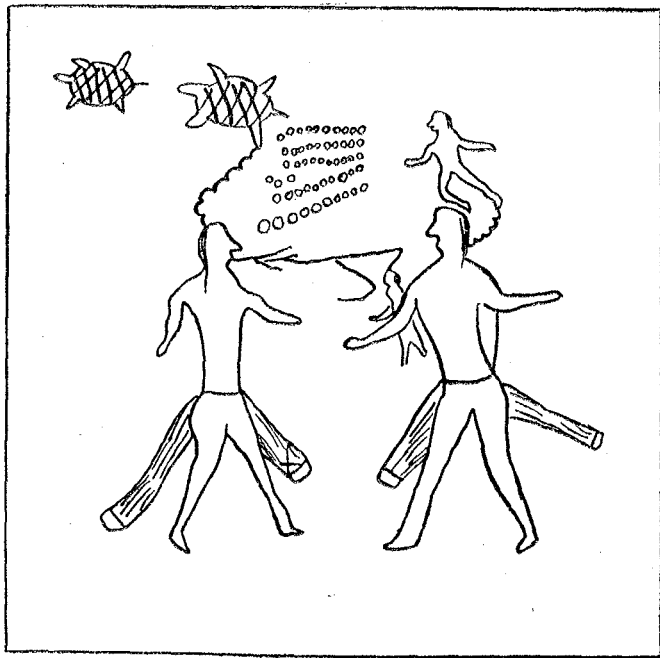
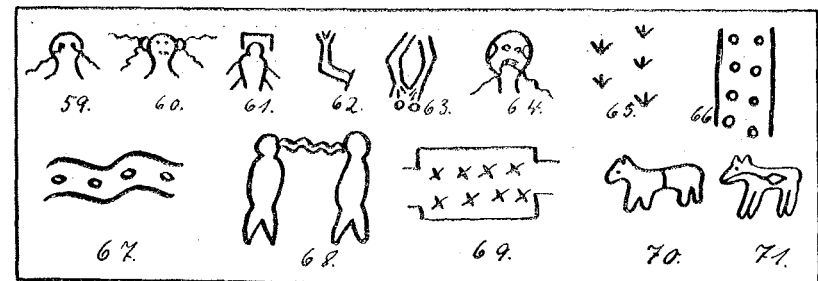
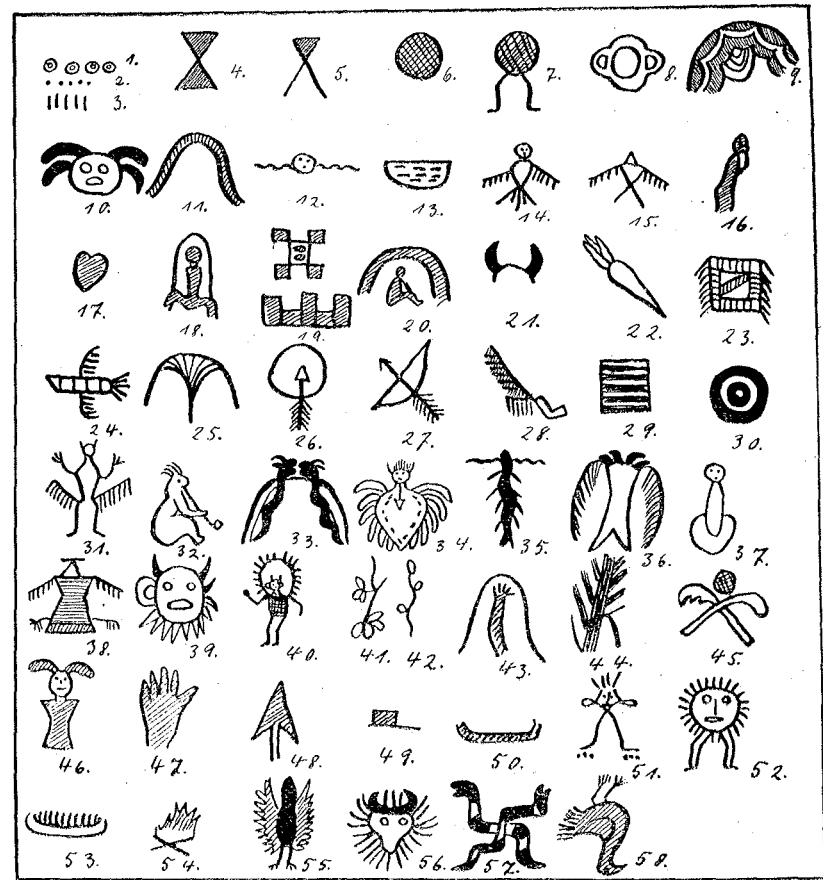
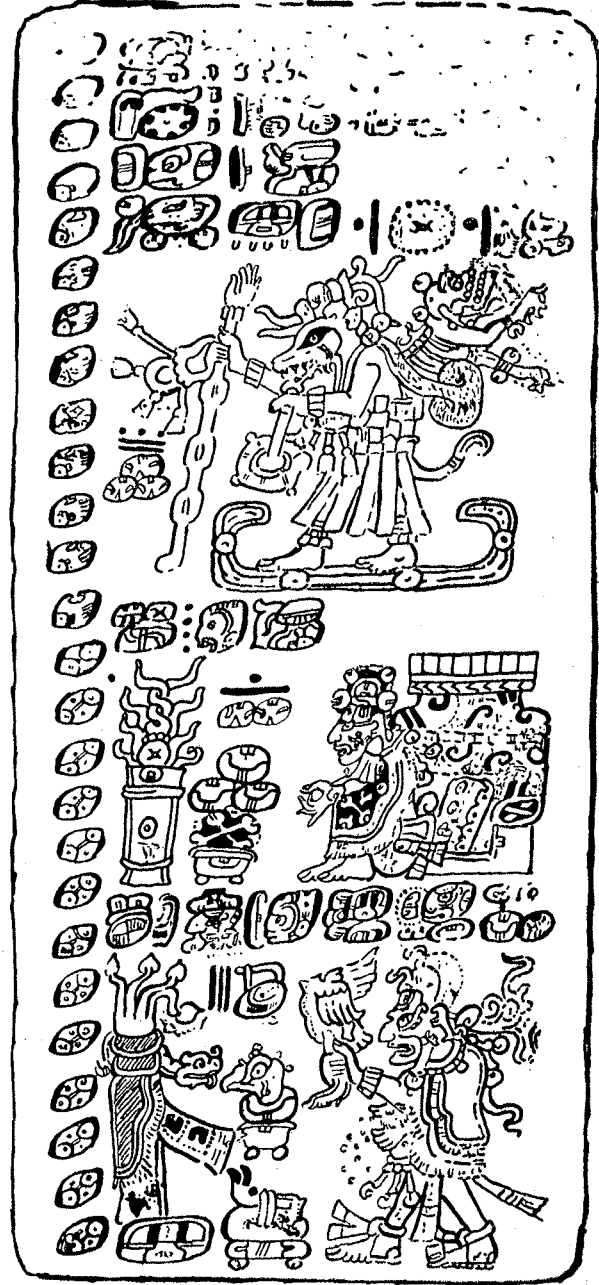
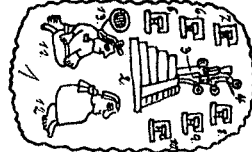
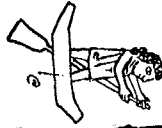
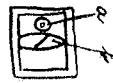
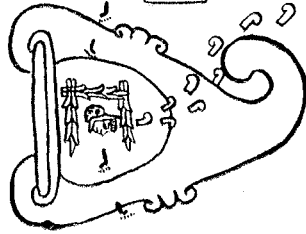
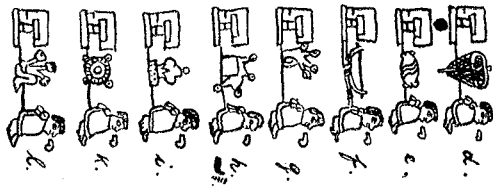
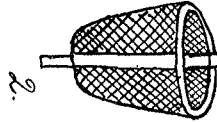
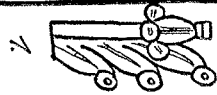
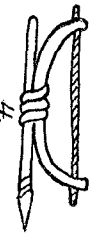
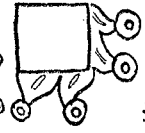
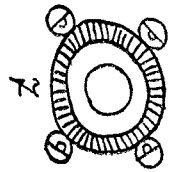
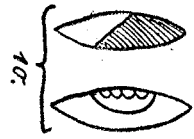
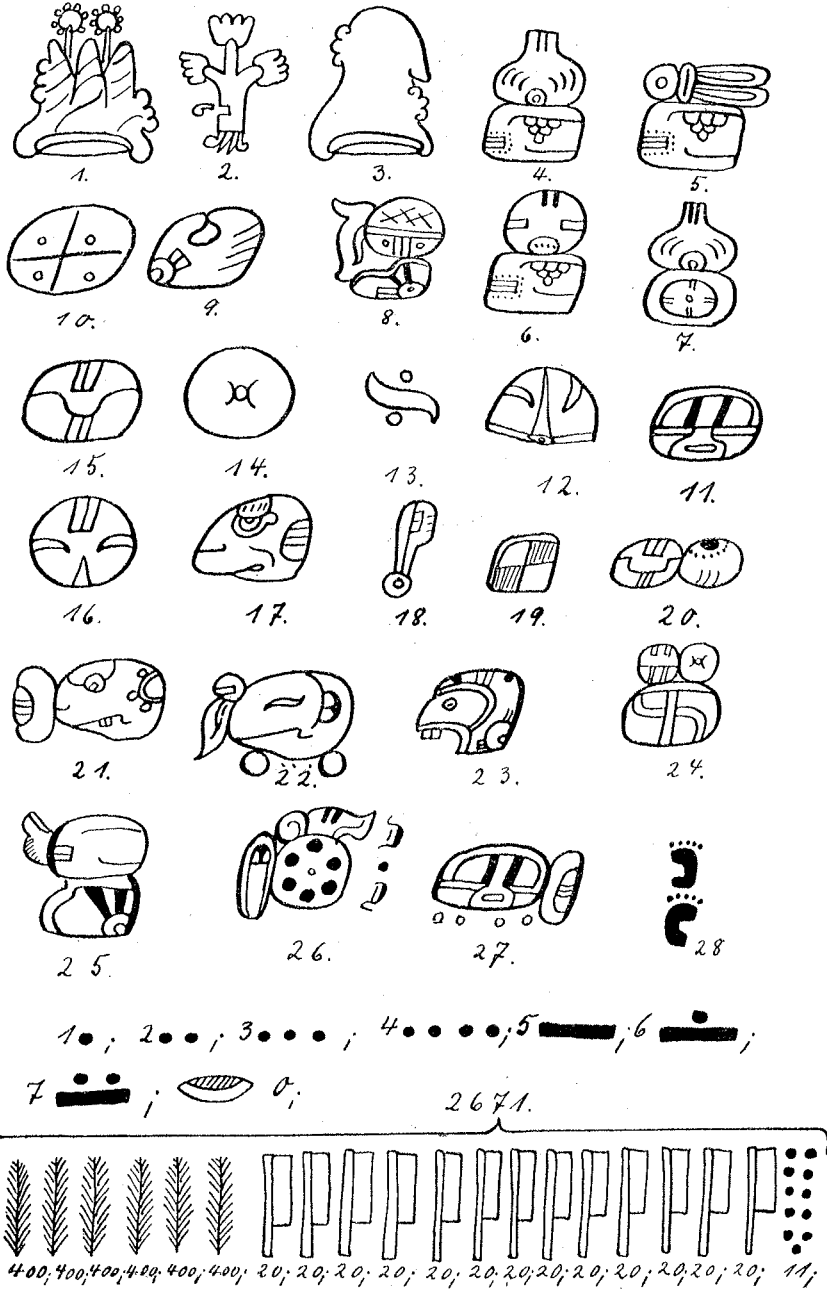


Fig. II.







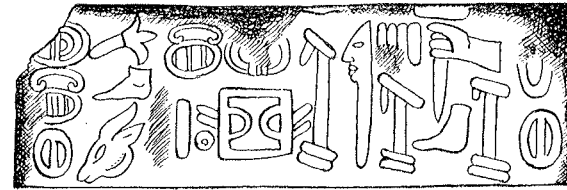
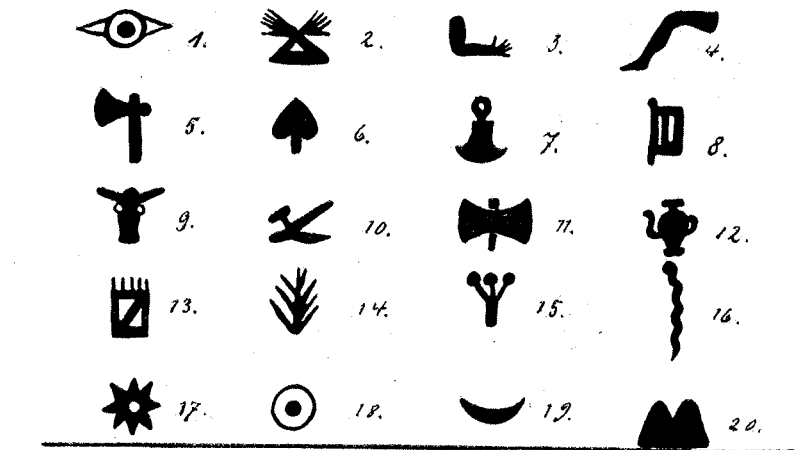


Fig. 1.

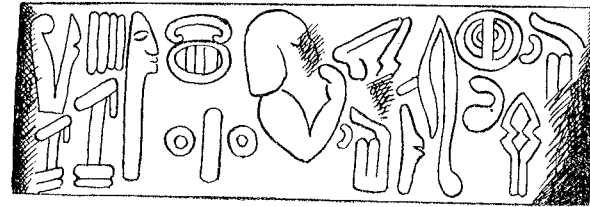


Fig. 2.



Fig. 3.

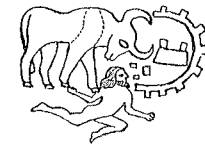
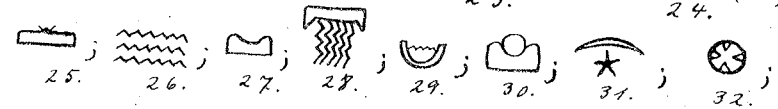
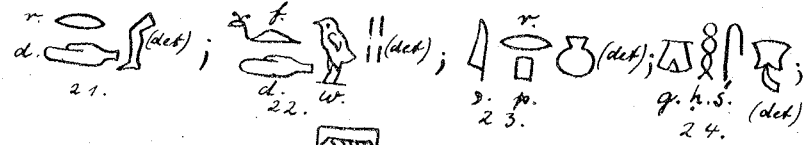
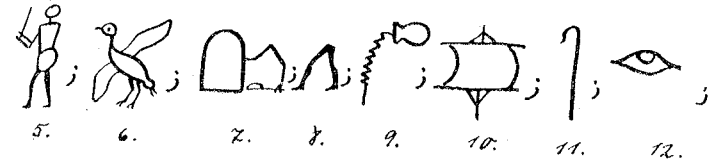
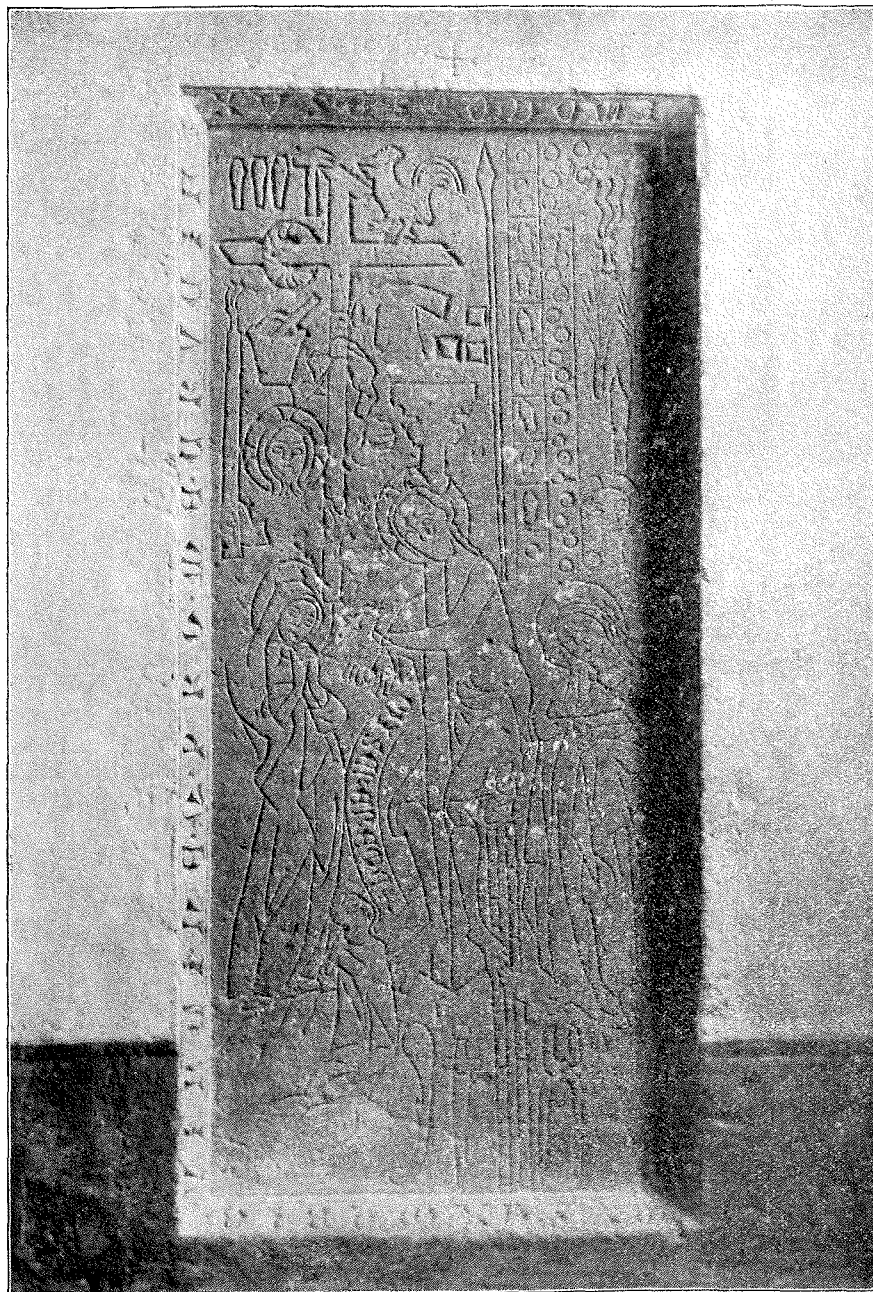


Fig. 4.





b. l. v. s. n. a. o. u. e. i. h. d. t. e. q

Ogham.

m. g. ng. j. r.

; ; ; ; ; ; ; ; ; ; ; ;

; ; ; ; ; ;

fa; do; ki; be; ho; wu

Vei.

Wla Re Ygi Fho Ymu Rso
 ma Vge Ahi Glo Anu do
 Ona Phe Eli Imo Oqu Ptho
 thna Sle Hmi Zno Cherokee.

1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10.

nyam; si(ma)pe; ikun; baia; kua; lu; mi; meigob; nod

11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18.

ngue; memfi; puu; mon; nue; na; yu; yuane

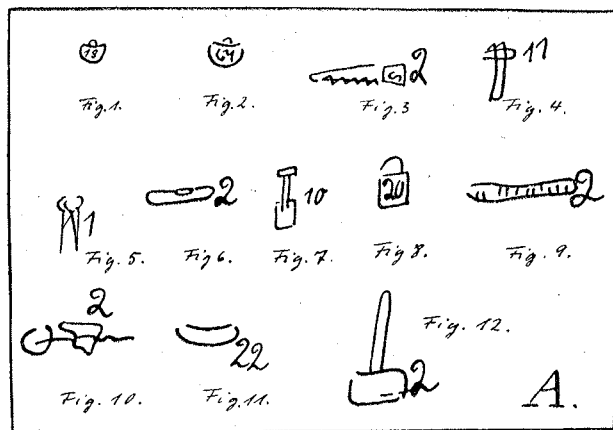
19. 20. 21. 22. 23. 24. 25.

tuade; nyi; ndore; kom; so; ra-(ne); wuu;

26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34.

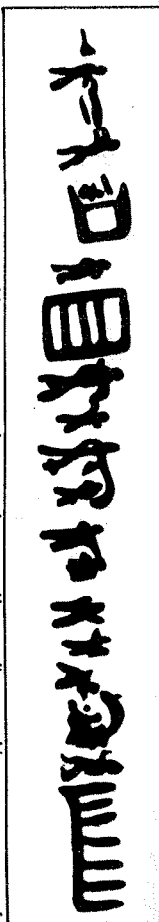
puu; fu; suat; mbe; ndi; xere; su; nke; re;

Bamum.



| | | B. | |
|----|----------------|---------------|--------------------------|
| 1. | | 2 | 3/2 50 |
| 2. | $1\frac{1}{2}$ | $\frac{1}{2}$ | 2.4.2 x |
| 3. | | 10 | $\frac{3}{2}$ 70 |
| 4. | | | $\frac{2}{1}$ 40
30 x |
| 5. | | | 50 x |
| 6. | | | 5/2 43 |
| 7. | 3 | | 80 x |
| 8. | | 5 | 50 x |
| 9. | | | $\frac{1}{2}$ 24
2 |

(Fig. 2.)



Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte
Herausgegeben von Professor Dr. Karl Lamprecht

R. Voigtländer's Verlag in Leipzig

- Heft 8: **Kultur und Reich der Marotse.** Eine historische Studie von Martin Richter. 1908. XVI, 197 S. M. 6.80
- Heft 9: **Der Entwicklungsgedanke in der Philosophie Wundts.** Zugleich ein Beitrag zur Methode der Kulturgeschichte. Von Peter Petersen. 1908. VIII, 130 S. M. 4.40
- Heft 10: **Der Begriff des Volksgeistes bei Hegel.** Zugleich ein Beitrag zur Geschichte des Begriffs der Entwicklung im 19. Jahrhundert. Von Friedrich Dittmann. 1909. VII, 108 S. M. 3.60
- Heft 11: **Die Teilnahme Sardiniens am Krimkrieg und die öffentliche Meinung in Italien.** Von Adolf Rein. 1910. XI, 175 S. M. 5.80
- Heft 12: **Die Weltanschauung A. v. Humboldts** in ihren Beziehungen zu den Ideen des Klassizismus. Von Georg Heller. 1910. VI, 273 S. M. 9.—
- Heft 13: **Die Darstellung des Individuums** in den «Origines de la France contemporaine» von Taine. Ein Beitrag zur Technik der historischen Kunst. Von Karl Fritzsche. 1910. XI, 96 S. M. 3.20
- Heft 14: **Beiträge zur Charakteristik der älteren Geschichtsschreiber über Spanisch-Amerika.** Eine biographisch-bibliographische Skizze von Friedrich Weber. 1911. XII, 338 S. M. 10.—
- Heft 15: **Stilprinzipien der primitiven Tierornamentik bei Chinesen und Germanen.** Von Georg Friedrich Muth. 1911. IX, 122 S. Text und 68 Tafeln mit Erklärungen auf 59 Seiten. M. 10.—

Beiträge zur Kultur- und Universalgeschichte

Herausgegeben von Professor Dr. Karl Lamprecht

R. Voigtländer* Verlag in Leipzig

- Heft 16: **Geschichte der Geschichte der Philosophie im achtzehnten Jahrhundert.** Von Johannes Freyer. 1912. X, 152 S. M. 5.40
- Heft 17: **Die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte von 1789.** Beiträge zu ihrer Entstehungsgeschichte von Wilhelm Rees. 1912. XIV, 271 S. M. 9.—
- Heft 18: **Die Wirtschaftsorganisation der Maori auf Neuseeland.** Von Waclaw von Brun. 1912. X, 119 S. M. 4.—
- Heft 19: **Friedrich Nietzsches Geschichtsauffassung,** ihre Entstehung und ihr Wandel in kulturgeschichtlicher Beleuchtung. Von Walter Hegemeister. 1912. VIII, 48 S. M. 1.60
- Heft 20: **Über die Möglichkeit und den Ertrag einer genetischen Geschichtschreibung im Sinne Karl Lamprechts.** Von Erich Rothacker. 1912. VII, 163 S. M. 5.80
- Heft 21: **Die Anfänge der Schrift.** Von Th. W. Danzel. 1912. X, 219 S. Text und 40 Bildertafeln. M. 12.—

Von allen Vertretern der Geschichtswissenschaft, solchen, die mehr der individuellen, wie solchen, die mehr der sozialen Betrachtung des Geschehens zuneigen, wird anerkannt, daß die Bedeutung der kultur- und universalgeschichtlichen Studien mehr und mehr zunimmt. Die vorliegende Sammlung soll diesen Studien eine Unterkunft bieten, soweit sie an erster Stelle in dem Kultur- und Universalgeschichtlichen Institut der Universität Leipzig getrieben werden; doch ist auch die Aufnahme von Forschungen anderen Ursprungs nicht ausgeschlossen. Der Charakter der Sammlung ist streng wissenschaftlich, und die Teilnahme aller Richtungen der heutigen Geschichtswissenschaft ist willkommen.